

OTTO KUNZ

*Barbara*

*DIE FEINWEBERIN*

EINE LEBENSGESCHICHTE AUS DEM ZÜRCHER OBERLAND

# VORWORT

Der Verfasser dieses Buches liebt die Natur und die Menschen, liebt vor allem seine Heimat, das anmutreiche Zürcher Oberland, mit dem er verwachsen ist. Unter den Menschen, die er liebt und schildert, räumt er einer Mutter, einer tapfern Frau, den Ehrenplatz ein.

Diese Mutter ist Armeleutekind. Der Verfasser erzählt ihr hartes Schicksal, ein durch den unvergleichlichen Frohmut doch wieder schönes Mutterleben. Dieses Schicksal weitet den Blick, der drei Generationen umfasst und die sozialen Existenzbedingungen der Arbeiter über ein Jahrhundert hinweg anschaulich widerspiegelt. Mit vielen interessanten Einzelheiten der geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung baut der Verfasser den Bogen, aus dem heraus das Werden und der Aufstieg der Arbeiterschaft zu einer selbstbewussten Volksklasse in Erscheinung tritt. Trotzdem ist nach Zeit und Umständen «Barbara» kein Parteibuch.

Die Schilderungen, die tiefe Wahrheit enthalten und sich in der plastischen Zeichnung der eigenwilligen Charaktere und des wechselvollen Geschehens doch wie ein Roman lesen, sind mit kräftigem Lokalkolorit gefärbt. Die Absicht, milieutreu zu sein, durchdringt auch den Stil, der für den mit den Verhältnissen Vertrauten manche sprachliche Eigenheit wieder aufleben lässt.

Es ist ein gutes Buch eigener Art, das den Schwachen stärken, den Starken erbauen und die Treue ehren will. Das Buch wird von jedermann mit Nutzen gelesen werden.

Bern, im Dezember 1941.

**Robert Grimm.**

## 1 Bohli-Beck Hansjakobs Hansheiri und Salz-Marxen Aneregs Anebäbeli.

Hansheiri, Hansjakobs Sohn aus Bohli-Becks geachteten Haus, hatte mit dreizehn Jahren seinen Vater verloren. Der war ein hablicher Bäretswiler gewesen und ein stattlich Haus mit dem Familienwappen über der Haustür zeugte von altem Stamm. Die Schwester Anemarei hatte, als ältestes der Kinder, die Vermögensverwaltung der Familie übernommen. Hansheiri ging ins Toggenburg in eine Gärtnerlehre und wäre dort, wo ihm die frohen Menschen, die herrlichen Berge und das liebliche, heimelige Tal so gut gefielen, wohl geblieben, wenn ihn nicht die Liebe zu Salz-Marxen Aneregs Anebäbeli mächtig heimgezogen hätte. Buntweber war er nicht, um teilzuhaben am Aufschwung in diesem Tal, und für die Gärtnerei ist just das Toggenburg auch kein paradiesisch wüchsiger Boden. So zogen ihn die lebhaften Augen seines Anebäbeli mit immer stärkerer Kraft zurück, und kein noch so schlechtes Wetter konnte ihn davon abhalten, den weiten harten Weg zu Fuss «z'Liecht» zu gehen. Zum Neujahr auch wollte er mit seinen durch den frühen Tod des Vaters auseinander gerissenen Familienangehörigen beisammen sein. So trat er denn den letzten Neujahrsgang vor seiner Verheiratung bei stürmischem Schneetreiben an und stapfte über die Kreuzegg, die Pooalp, Oberholz, Wald und den Hasenstrick zum Anebäbeli und zu den Seinen. Halberfrozen kam er am Neujahrmorgen in Bäretswil an.

In Anebäbelis, des Salz-Marxen Aneregs Familie, waren siebzehn Kinder. Sie alle wurden von ihren Eltern ehrbar erzogen und wackere Männer und Frauen, die ihre runden, breiten, harten, klugen Köpfe in zähem Lebenskampfe durchsetzten. Viele Kinder haben, wäre noch kein Grund, immer arm zu bleiben und untendurch zu müssen, meinte die selbstbewusste Anebab.

Sie trug diesen Stolz ihr ganzes, langes Leben mit sich herum: Nicht ärmer tun, als man schon ist; Armut setzt einen in den Augen der andern herab, und darum verdeckt man sie am besten durch festes Selbstbewusstsein vor den Augen derer, die allzugern frohlocken darüber, dass es noch Ärmere gibt, als sie sind. Anebäbeli legte auch den zähen Willen nie ab, ihre Familie aufwärtszuarbeiten, dass jedes in der Gesellschaft etwas gelte und keines zur Last der Armut das Verachtetsein zu tragen habe. Wer von den Ihren nicht so viel Stolz aufbrachte und so viel festen Willen, seine Gaben und Freiheiten, seine Ellenbogen und seinen «Rebidaz» spielen zu lassen, um aufwärtszukommen, gegen den konnte sie hart sein und bis zur Ausstossung gehen.

Als nun Hansheiri mit seiner Schwester Anemarei vom Heiraten redete, erklärte sie ihm, vom Erbe sei nur wenig mehr vorhanden. Darum brachte Hansheiri nicht viel mehr als einen anständigen Menschen und viel harten Arbeitswillen in die Ehe. Und Anebäbeli auch kaum mehr als das Allernötigste. Sein Vater hatte neun Schwestern gehabt; das war ein arges Pech, denn bis er damaligem Brauche gemäss alle die neun lieben, anhänglichen Schwestern mit einer kirschbäumenen Aussteuer standesgemäss

ausgestattet hatte, war er kein hablicher Bauer mehr und nun so ausgenommen, wie ein den Buben zugängliches Spatzennest. Er verkaufte sein Heimwesen, weil er es nicht mehr halten konnte. Aneregs noch so grosser Arbeitseifer vermochte das nicht zu ändern. Dieser Mutter bäuerliches Standesbewusstsein, ihre aufrechte Haltung und den Grundsatz, sich der Armut trotzdem nicht ergeben zu wollen, trug Anebäbeli als gutes Erbe mit sich herum.

## **2 «Ein Mann haust im Gebirge, der uns - zugrunde richten könnte.»**

Als Hansheiri aus dem Toggenburg heimkehrte und sein Anebäbeli nahm, tat er es in der Hoffnung, die Buntweberei könnte ihn ernähren, wenn die Gärtnerei ihm kein Auskommen böte. In seiner Heimatgemeinde Bäretswil jedenfalls hatte er keine Existenz. Die Calicot-Weberei lag arg darnieder. Ein Weber verdiente damals wöchentlich kaum einen Gulden, und selbst wo die Frau gleichfalls am Webstuhl mitverdiente, langte der Lohn knapp für die Bestreitung der allernötigsten Ausgaben. Man rechnete aus, dass eine Familie mit vier Kindern bei zwei Gulden zu wenig verdiente, um aufs bescheidenste leben zu können. Die politischen Krisenjahre von 1846 bis 1848 hatten der Calicot-Weberei einen Schlag versetzt, von dem sie sich nicht mehr recht erholen konnte. Und Bäretswil litt jetzt doppelt, weil ja hier wohl auf zwei Einwohner ein Webstuhl kam. Auf den Högern und an den Hängen ringsum hatte sich in den alemannischen Einzelsiedlungen einst die Handspinnerei von Baumwolle und dann die Handweberei so dicht eingenistet, dass die Bevölkerung, trotz dem magern Boden, von 1762 bis 1836 sich um einen Drittel vermehrte. Das war auch so im Fischental, in Wald und Gossau, die nun alle von der Handweberkrise schwer geschüttelt wurden. «Es goht hine-n-abe mit Bäretschwil und mit de Galliwäbere», war die allgemeine Klage. Die jungen Bäretswiler zogen aus, unter ihnen auch Hansheiri und sein Anebäbeli. – Von diesen Jahren ab machte Bäretswil bei jeder Volkszählung hinter sich.

In der Buntweberei, auf die sich die gelehrigen Weber umstellten, konnte ein Teil sich halten. Das ging aber auch nicht lange, und die mechanische Weberei, die nach dem Fabrikbrand von Uster sich geängstigt im Hintergrund gehalten hatte, machte einen neuen Vorstoss. Der englischen Konkurrenz war nicht mehr anders beizukommen, wenn auch 1832 die notleidenden Handweber des Oberlandes, unter Anführung gerade der Bäretswiler und ihres langen Egli aus dem Rellsten, der «Maschine», der mechanischen Weberei, durch die Brandstiftung in Oberuster den Prozess für ewig gemacht zu haben glaubten. Von den 17'000 Webstühlen im Kanton Zürich standen 12'000 im Oberland, und wo sie am dichtesten standen, wie in Bäretswil, da war auch die Not am grössten.

Die alteingeübten Galliweber fanden den Rank zur Buntweberei nicht recht, und

diejenigen, die ihn wagten, gewannen nichts, denn die Fabrikanten und Fergger verstanden nicht – wie der Sternenberger Volksdichter Jakob Stutz uns in «Lise und Salome» erzählt – die Kettenfäden, die Zettel oder Werpfen richtig vorzubereiten, dass ein ausgeglichenes Gewebe entstand. Manche waren auch zu wenig gelehrig, um sich ans neue Gewerbe gewöhnen zu können. Die Unkosten verschlangen zu viel vom Weblohn. So klagt Jakob Stutz:

*s'Haneiggi fangt jetzt Gfarbets a,  
Und chunnt no nüd rächt furt;  
Die Schlichti und de Spuelerlohn  
Macht s'Löhnli schier kaput.*

Die Buntweberei war und blieb dem Untergang geweiht, und die Handweber, welche sich auf sie hinüber zu retten suchten, sprangen auf einen dürren Ast, wie aber auch jene, die wieder zur Weissweberei ihre Zuflucht nahmen. Die Chronisten berichten aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts als von einer Zeit grenzenlosen Elendes und einer unbeschreiblichen Armut, die sogar die hartherzigsten Behörden rührte.

Die Zahl der öffentlich Unterstützten wuchs von Jahr zu Jahr; 1844 kam auf 23 Einwohner ein Unterstützter. Um die Mitte des Jahrhunderts aber war es noch schlimmer. Ein konservativer Politiker, Gerold Meyer von Knonau, und der ehemalige Weber und damalige Lehrer und Redaktor in Uster, J. J. Treichler, beschrieben das grauenvolle Elend in den dunkelsten Farben wahrheitsgemäss: Schlechter als in den englischen, hochindustriellen Elendsgebieten leben im Kanton Zürich 21'000 Menschen, die pro Woche bei vierzehn bis sechzehnständiger Arbeit nicht einmal einen Gulden (drei Franken) verdienen; es sind sogar 40'000 arme Heim- und Fabrikarbeiter, die wöchentlich nicht mehr als zehn Batzen Lohn erhalten und von Kartoffeln und Suppe leben. Jakob Stutz berichtet aus dem Sternenberg, dass dort die Kinder den Lehrer vor Hunger fast verschluckten und dass ihr Morgenessen aus ein paar gesottenen Kartoffeln und Bränz bestehe.

1847 kam zu all dem noch die Kartoffelkrankheit, und die Regierung, die kantonale Armenpflege und das kantonale Hilfskomitee gaben vom April bis Ende Juni an 2334 Bäretswiler 30'625 Portionen Sparsuppe ab.

Es war einst anders gewesen: Goethe hatte auf seiner dritten Schweizer Reise, Ende des achtzehnten Jahrhunderts, noch frohe, gesunde, gut genährte Menschen in der Heimindustrie des Oberlandes angetroffen. Aber die jungverwitwete Baumwollfabrikantin, die er in «Wilhelm Meisters Wanderjahren» die Verhältnisse schildern lässt, zeigt ihm doch schon die Entwicklung auf:

«Was mich drückt, ist eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein, für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich; es

wird kommen und treffen. Ein Mann haust im Gebirge, der, wenn er unsere einfachen Werkzeuge vernachlässigend, zusammengesetzte bauen wollte, uns zugrunde richten könnte.»

Aus der lähmenden Angst vor dem Werk des «Geschirrfassers» im Gebirge, möchte die junge Frau auswandern. Doch ihr Bräutigam will nicht.

Sechzig Jahre später: Auch Hansheiri stellte sich diese Frage. Doch auch er wollte nicht. Er brauchte aber auch nicht auszuwandern, denn es winkte eine Rettung: Dennoch die Maschine, dennoch der mechanische Webstuhl.

«Der Mann, der im Gebirge hauste und zusammengesetzte Werkzeuge bauen wollte, war an der Arbeit. Caspar Honegger, ein unternehmungslustiger, junger Spinnfabrikant in Rüti, war von der Gemeindebehörde von Siebnen in der March angefragt worden, ob er nicht in ihre Gemeinde mit einer Fabrik Verdienst bringen möchte. Er sagte zu und baute 1834 eine Weberei mit fünfzig aus dem Ausland bezogenen Webstühlen. Nach 1840 fing er an, in seiner Fabrikwerkstatt eigene Webstühle zu bauen, machte gute Fortschritte und baute 1842 eine Werkstätte zur Konstruktion von Webstühlen, lieferte Bartholomäus Jenny dreihundertfünfzig und stellte in eigener Fabrik zweihundert der neuen Maschinen auf, die ein ausgezeichnetes Gewebe lieferten. Der Sonderbundskrieg vertrieb ihn, in Sorge um seine Werkstatt und seine protestantischen Oberländer Arbeiter, aus dem Kanton Schwyz, als dessen Grosser Rat alle zwanzig- bis siebzigjährigen Männer zur Einreihung in den Landsturm gegen die eidgenössischen Truppen aufbot. Mit seinen Arbeitern, Maschinen und Eisenvorräten zog Caspar Honegger nach Rüti zurück, wo er in seiner Wollspinnerei in der Joweid die weltberühmt gewordene Werkstatt einrichtete, die spätere Maschinenfabrik Joweld. In den vierziger Jahren installierte er Spinnereien und Webereien mit eigenen Werkstätten im Kanton Schwyz, im bayrischen Kottern, in den fünfziger und besonders in den sechziger Jahren rüstete Caspar Honegger im oberländischen Handwebgebiet die vielen neu errichteten Feinwebereien im Töss-, Jona- und Aatal mit den bald in der Schweiz, Süddeutschland und Italien vorherrschenden Honegger-Webstühlen aus.

Im Jahr 1858 war es nun, dass der aus der Mühle Fischental stammende Walder Fabrikant Kaspar Spörri-Dolder in Bäretswil eine Weberei mit zweihundert Stühlen erstellte, 1860 folgte eine zweite. Hansheiri und Anebab zogen von Hittnau, den Jaköbli in den Windeln, das vierjährige Bäbeli an der Hand, in ihre Heimat Bäretswil zurück, um diese neuen Verdienstmöglichkeiten zu nutzen.

### **3 Hansheiri wird Schlichter und aller hand noch dazu.**

Hansheiri war von Eibenholz, hart, zäh, schwer. Und schaffig und sparsam war

er zudem wie wenige. Wenn Bäretswil sich nun wieder machen würde, so musste ein Arbeiter mit seinen Eigenschaften wohl irgendwie sich entwickeln können. Neben seinem Bruder Konrad lernte er zunächst die Schottisch Schlichterei in der Weberei im Kempter Tobel. Die Feinweberei verlangte tüchtige Trockenschlichter, der Zettel einen glatten, nicht leicht zerreisenden Kettenfaden. Hansheiri lernte jede neue Arbeit spielend, und weil es ihm in diesem engen, dunkeln Kempter Tobel nicht gefiel und ihn nach den Bergen zog, die er im Toggenburg liebgewonnen hatte, reiste er ein Stück weiter nach Ziegelbrücke, um in der grossen Fabrik Jennys bei gutem Lohn wieder als Schlichter zu arbeiten. Die lebhaften Glarner Arbeiter hatten Hansheiris besondere Sympathie. Sein Anebäbeli und seine Kinder liess er in Bäretswil, wo sie im Flarzhaus seines Bruders Wohnung nahmen. An den Zahltagsabenden machte er den weiten Weg zu den Seinen, fuhr mit den VSB, den Vereinigten Schweizer Bahnen, bis Uznach und marschierte von da über den Berg, über Neuhaus-Laupen nach Wald, stieg an den Bachtel hinauf bis zum Hasenstrick und kam tief in der Nacht am Gyrenbad vorbei, durfte sich aber dort nicht, wie andere, bei Wein und Kartenspiel, Tanz und Fest säumen, sondern zog langen raschen Schrittes aus, um vor dem Morgen bei Frau und Kindern zu sein. Es gab kein langes Ausruhen und auch keinen sorgenlosen, heiteren Sonntag, denn bei allem verhältnismässig guten Verdienst in Ziegelbrücke blieb doch nicht mehr viel heimzubringen, wenn das Kostgeld bezahlt war.

Hansheiris Schwester Anemarei und sein Schwager Hans Herzog führten ein grosses und vielseitiges Geschäft, und ein Arbeiter für alles, ein so kräftiger und zuverlässiger Mann, wie Hansheiri, fehlte dem Hause. Anemarei wusste Hansheiri trotz allem Misstrauen Anebabs zu überreden, in ihr Geschäft einzutreten. Es würde ihn einst sicher nicht gereuen, auch wenn sie ihm am halben Taglohn nur erst Fr. 1.25 geben könne. Mehr erleide das Geschäft halt in diesen bösen Zeiten nicht; aber sie, Anemarei, sei kinderlos, bekomme auch keine Kinder, und der Hansheiri werde sie dann einmal beerben können. Der kleine, dicke, joviale Schwager Hans half nach, und Hansheiri sagte zu. Herzogen Hans war Webfabrikant oder Verleger, kleiner Kapitalist. Er beschäftigte wohl zweihundert Handweber der Gegend. Hansheiri würde den Schlichter machen. Und wenn es noch ging, den Magaziner, denn Herzogens betrieben noch einen gangbaren Spezereiladen. Da buckelte nun der bäumige Knecht Hansheiri vierzentnerige Kisten über die Strasse ins Magazin.

Dann mussten die Handweber doch auch was zu trinken haben, wenn sie auf die Werpfen warteten. Herzogs brannten im Winter Schnaps aus den Trestern, die im Herbst vom Mosten übriggeblieben. Hansheiri besorgte auch das noch, schuftete seine sechzehn Stunden an gewöhnlichen Tagen und im Herbst wohl an die zwanzig. Trug die vollen Mosttansen die Leitern hinauf zum Einfüllen der Fässer, trieb beim Mosten mit stierstarker Kraft den schweren Mühlstein im Steintrog, die Fäuste wuchtig in den langen, tannenen Treibbaum geklammert, der durch den Mahlstein hindurchging und

am andern Ende auf einem Lagerpfosten festlag, um dem schweren «Ribstei» Halt und Richtung zu geben. Da sprangen seine Kleinen mit Schöpfern herbei, um aus dem Trog den dicken, süssen Saft heraufzuholen. - Es war ein grosses, schweres Tagwerk, das Hansheiri seiner Schwester um schäbig kleinen Lohn leistete, immer in der Hoffnung, es werde einmal batten, wenn dnn die Schwester ihr Wort halten würde.



# ERSTER TEIL / JUNGE SAAT

## RUND UM DAS FLARZHAUS

### 4 Kleinkinder am Spulrad.

Im Oberdorf von Bäretswil wohnten Hansheiris in einem jener langen, niedern, breiten, schindelbedeckten Flarzhäuser, wie sie noch zu hunderten im Oberland zu treffen sind, als Zeugen alteingesessener Hausindustrie, der Baumwollspinnerei, der Baumwollweberei und endlich auch der Seidenbandweberei.

Da stand Wohnung an Wohnung, vier, fünf, sechs unter dem selben flachen, heimeligen Dach; da lag Stube an Stube. Durch die kleinen offenen Flügel der kaum unterbrochenen Fensterreihe und durch die dünnen Wände hindurch ertönte der Takt der Tretleisten und Weblatten, zu dem sich die Weber und Weberinnen bei langer, eintöniger Arbeit anfeuerten. In langweiligem Zweitakt wurde der zweitrtrittige Kölsch, im Vier- oder Sechstakt die vier- bis sechstrittige Körperware gewoben. Taktart und Tempo verrieten der Nachbarschaft Qualität und Fleiss des Webers.

In den Stuben standen oft bis zu vier Handwebstühle und an den noch spärlichen freien Plätzchen Spulrädchen, das Werkzeug der Kinder. Vorder- und Hinterkammern waren angefüllt mit Kindern und Kostgängern. In der dämmerigen Küche ass und sang und spielte man.

Harte, lange, eintönige Kinderarbeit gehörte zum Kinderleben der ersten zwei Drittel des vorigen Jahrhunderts wie die Kinderausbeutung zum Wesen des Früh-industrialismus. Sobald nur einige wenige Gofen da waren, musste im Arbeiterhaushalt der Kinderverdienst aushelfen. - Während schon im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die «Wasserspinnmaschinen» (mechanische Baumwollspinnereien) die Handspinnerei aus den armseligen Hütten der Berggemeinden des Zürcher Landes vertrieben hatten, hielt sich die Baumwollweberei noch Jahrzehnte, in Bäretswil bis weit in die sechziger Jahre. Der Handelsmann Hans Herzog – das Haus war einfach «s' Herzoge-Hanse» genannt – gehörte zu den Verlegern, welche auf die vom Toggenburg her bekannt gewordene Buntweberei, die Not der Weber und die kleinen Löhne setzten. Da Hansheiris Lohn zum Unterhalt der Familie nicht ausreichte, musste sein Anebäbi sich zu Hause an den Webstuhl setzen. Vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht trat es den Handwebstuhl in der Stube des Flarzhauses; günstigstenfalls wurde es von Hansheiri am späten Abend abgelöst, während Anebäbeli den Kindern - bald waren es ihrer vier – Röckli und Schürzen machte und dem Gatten Kleider flickte oder neue Strümpfe strickte. Soweit man damals überhaupt Strümpfe trug, was zumindest bei den Kindern nur im harten Winter zutraf.

An der Fensterwand der Wohn- und Arbeitsstube standen neben dem Webstuhl zwei Spulrädchen. Darauf hatte das Bäbeli, und vom fünften Jahre an auch der Jaköbli, für die Mutter genügend Schusspüli für den Eintrag des Baumwollgewebes zu spulen. Jeden Tag jedes mindestens eine Strange Garn. Zehn Strangen wurden mit dreissig Rappen entlöhnt. Neunhundertdreizehn Meter mass eine Strange; für dreissig Rappen hatten die Kinder mit ihrem Faden also in Etappen von fünf Tagen ihr Zehnkilometerrennen zu bestehen. Bei Talg- oder Kerzenlicht ging das oft bis in die späte Nacht. Öllaternen verwandte man bloss in Scheune und Stall, und erst in den sechziger Jahren bürgerte sich die Petrollampe, unter Überwindung von viel Misstrauen und Angst vor Explosionen, ein. Tief krümmten sich die Körper über Weblatten und Spulräder, Müdigkeit und Schlaf überwältigten die nächtlichen Weber und Spülimacher.

Um sich die Kinder frisch zu halten, erzählte ihnen Mutter Anebäbeli allerhand schöne, heitere und ernste Geschichten. Kam Vater Hansheiri ausnahmsweise früher heim und nahm er das Schifflin und die Weblatte in die schwielige Hand, so ging es auch bald an ein Singen oder Tuderlen, dass die Augen wieder frisch wurden. So lehrte Anebäbeli ihre Kinder die schönen, gehaltvollen Schmidli- und Nägelilieder. Wie die Grossen sangen die Kleinen zum surrenden Spulrad: «Wer singt nicht gern, wenn Männerkraft sich auf im Liede schwingt.»

Und wenn das Spulrädchen nicht mehr sich drehen wollte, so sang das Bäbeli laut und tapfer: «Frohsinn, Frohsinn, liebe Leute, Frohsinn ist für alles gut»

Nägelis aufmunterndes Lied: «Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht», klang mit der löschenden Tranfunsel aus. Müde gingen die Kinder in die hintere Kammer hinauf zu Bett auf die warmen Laubsäcke. An heissen Herbstföhntagen hatten sie selber das Buchenlaub am Hang drüben zusammengerafft und in Säcke gepackt. Das war ein verdientes Ruhebett. «Mueter, bedded no mit is!» Die Kinder falteten die müden Händlein und beteten:

*«Mer wänd e Gottsname nidergo  
Und wänd die heilige drei Gottsengel mit is lo.»*

Wenn irgendwie aber die Kraft dazu ausreichte, sang Bäbeli noch ein letztes Schlummerliedchen, um das Jaköbli gebettelt hatte. Es konnte halt gar so schön und ausdrucksvoll singen, dass es der Jaköbli in seinem Leben nie vergass, wie feierlich dieser Nachtgesang seines Schwesterleins war.

## **5 Die Handweberei geht unter - Kinder freuen sich.**

Oft, wenn Vater und Mutter zusammen über die Not im Hause heimlich sprachen und Anebäbeli bitter jammerte, dass nach Abzug der Spezereien vom väterlichen Lohn von Fr. 1.25 pro Tag für die Familie nichts mehr nach Hause kam, oft wenn sie klagte, wie die Kinder, die einen Franken drüben beim Hans holen mussten, rauh ange-

schnauzt wurden, sie hätten nichts zugut, - oft wenn Vater Hansheiri seine Schwester Anemarei und ihren Mann in Schutz nahm, hörten die Kinder den Vater sagen: «I glaube, es butzt 's Hanse no.»

Bäbeli, das viel zu seiner Gespielin Madlen, seinem Bäschen, dem Ziehkind Hansens ging, und Jaköbli, der dort auch noch Zettelgarn spulen durfte und viel zu posten hatte, sahen selber, wie die fertigen Stoffe in Herzogen Hansens Haus die Böden bis unter das Dach und selbst die Nachbarhäuser füllten. Die Löhne wurden kleiner, die Werpfen länger – was gehupft wie gesprungen war und erhöhte Not bedeutete. Doch Hansens klagten noch lauter als die armen Weber.

In den Jahren 1861 bis 1865 war drüben in Nordamerika Bruderkrieg. Die Nordstaaten führten gegen die Südstaaten einen hartnäckigen Krieg um die Befreiung der Negersklaven und - für die Freiheit der Ausbeutung der Arbeitskraft der schwarzen Arbeiter. Dieser Krieg machte es den Schweizern unmöglich, die Produkte der Handweberei dorthin zu verkaufen. Und so wurde die Handwebekrise drückender und auswegloser. Da nahm aber eines Tages die Base Anemarei den Jaköbli und das Bäbeli freudestrahlend in die Arme und rief unter Freudentränen: «So, jetzt müe-mer nöd verlumpe.» Der Toggenburger Fabrikant Raschle in Wattwil, der bislang schon mit Hansens geschäftet hatte, kaufte dessen grosse Stofflager restlos auf; er konnte sie in Rumänien, in der Türkei und im übrigen Orient anbringen. Mit der Baumwollhandweberei war es aber trotzdem aus; von dieser Absatzstockung konnte sie sich nicht mehr erholen, und zudem waren die Exporteure geängstigt, denn Bismarck klirrte mit dem Schwerte: Gegen Dänemark wolle er ziehen und gegen Habsburg-Österreich.

Die meisten Handweber hatten zum Glück Arbeit gefunden in den beiden mechanischen Baumwollwebereien Bäretswils, und ganz besonders ihre schul-entlassenen Kinder kamen dort unter. Auch die mechanische Seidenweberei kam langsam auf. In Hansheiris Stube verschwand der Webstuhl und machte einem Andrehstuhl und später einer Seidenwindmaschine Platz. Damit bekamen die Kinder des Anebäbeli und des Hansheiri den Weg frei in die grosse Welt, in die Wunderwelt, die Bäretswil und Umgebung hiess und ein Jugendparadies war, selbst für die ärmsten Kinder.

## **6 Die Welt rings um den «Flarz».**

Für Bäbeli und seine kleinern Geschwister. begann ein neues Jugendleben. Die «mechanische Einschläferung des jeweiligen kleinsten der Geschwister hatte nunmehr ein Ende, weil Mutter Anebäbeli die Wiege nicht mehr an der Weblatte befestigen und mit dem Hin und Her beim Weben mitschaukeln konnte, bis das Kleine beduselt einschlieft. Wenn nun schon die grössern Kinder, das Bäbeli und der um vier Jahre jüngere Jaköbli dieses Gschweigen mit eigener Hand besorgen mussten, so brauchten

sie doch nicht mehr Spüli für die Webschiffchen machen. Das ewiggleiche «Tirligge-tirlagge-tirligge-tirlagge» langweilte sie nicht mehr. Sobald die Kienspanhölzchen für das Anfeuern im Herd gespalten waren, blieb der Gang vor das Haus frei. Da fingen auch schon die grossen Wunder an Freuden und Schauern an.

Als fünfjähriges Kind schon hat Bäbeli einen Schrecken miterlebt, der ihm noch lange den Schlaf verdüsterte. Am 21. Juli 1859 brannte am hellen Nachmittag das ganze Oberdorf von Adetswil nieder. Die Sommerhitze mehrerer Wochen und ein scharfer Wind begünstigten den Grossbrand; da Adetswil hoch oben am Rosinli liegt, fehlte es an Wasser. Mit zitternden Gliedern und weitaufgerissenen Augen standen die Kleinen diesem Unglück gegenüber; von ihrem Flarz aus konnten sie direkt ins Flammen- und Rauchmeer hineinsehen. Immer und immer wurde wiederholt, dass es Kinder seien, welche die Schuld tragen; sie hätten halt mit Zündhölzern unvorsichtig gespielt. Zweiunddreissig Wohnhäuser und einige Scheunen und Schöpfe wurden ein Raub des unerbittlichen Elementes, dreiunddreissig Haushaltungen, hundertdreissig Personen, blieben obdachlos. Armes Adetswil; schon 1831 waren dort zwölf Wohnhäuser und 1847 gar fünfundzwanzig Wohnhäuser eingäschert worden. Bäretswil und die umliegenden Siedlungen waren in den vergangenen Jahrzehnten von einer ganzen Reihe von Mittel- und Grossbränden, am meisten im ganzen Kanton, betroffen worden, und wenn Feualarm gegeben wurde, fuhr es jung und alt wie der Schlag durch die Glieder.

Es war am Abend des 11. Mai 1861. Ein heisser Föhn brauste durchs Land und rüttelte mächtig an den Zuglädern über der Fensterreihe des Flarzhauses und die Dachrafen ächzten. Auf einmal leuchtete es am Abendhimmel über dem Diesenswaldsberg rot auf, immer mächtiger und furchterregender wurde der Feuerschein. Gellende, angstvolle Fürjo-Rufe erschollen. «Es brennt im Gyrenbad», mutmassten die einen; «nein, eine Fabrik in Wald ist's», meinten die andern. Alles Volk rannte auf eine Matte zwischen den beiden Strassen, die nach Wappenswil und Diesenswaldsberg führen; Anebäbeli, das Bäbeli an der linken, den Jaköbli an der rechten Hand.

Lange, bange Stunden vergingen. Es wurde späte Nacht, bis die traurige Nachricht kam, dass Glarus im Föhnsturm völlig niedergebrannt, rettungslos verloren sei. «Die armen, armen Leute!» Dem Hansheiri ging es besonders nahe; er kannte das Glarner Völklein, und dieses hatte ohnehin bei den intelligenteren Arbeitern, als politisch fortschrittlich, grosse Achtung. Bäbeli sog all die traurigen Berichte über den schrecklichen Grossbrand in sein romantisch-empfindliches Seelchen auf. Am Zürichsee bis nach Zürich hätten sie den schaurigen Feuerschein gesehen. Die Wädenswiler Feuerwehr habe sich sofort aufgemacht und mit vier feurigen Pferden bespannt, sei die Feuerspritze die Seestrasse hinaufgerast, hoch auf dem Bock ein wackerer Turner, der spätere Bundesrat Hauser.<sup>[1]</sup> Erst in Bilten hätten sie erfahren, dass Glarus unrettbar verloren sei, dass flammende Späne von Haus zu Haus flogen und kaum ein Haus verschont blieb. In Netstal kamen sie eben noch rechtzeitig an, um

eine durch brennende Schindeln vom Glarner Brand her erzeugte Feuersbrunst löschen zu helfen. In Glarus gab es nichts mehr zu retten. Die grosse paritätische Kirche, die vier Pfarrhäuser, 257 Wohnhäuser und 332 andere Gebäude von insgesamt 659 Häusern lagen in Schutt und Asche. 2257 Menschen hatten ihr Dach über dem Kopf verloren; neun bis zehn Millionen Franken Schaden hatte dieser Riesenbrand angerichtet.

(Siehe Anmerkungen am Schluss des Buches)

In der gleichen Nacht noch sammelten die Stadtzürcher ganze Wagen voll Fleisch, Brot und andere Lebensmittel, wie auch Kleider, um den halbnackt geflohenen und hungernden Bewohnern des abgebrannten Städtchens freundeidgenössische Hilfe zu bringen. «Die Zürcher in der Not der andern mit der Hilfe stets voran» – dies Wort zündete in den Herzen Bäbelis und Jaköblis. Die armen Bäretswiler sammelten neunhundertfünfundvierzig Franken. Die Kinder empfanden mit den Grossen, was patriotisches Gefühl ist und wie eigenartig warm es bei diesem Gedanken durch die junge Brust quoll, als für eidgenössische Bruderhilfe, für den Wiederaufbau der Stadt geworben wurde. Wenn Mutter Anebäbeli zu Hause mit ihnen das schöne Lied «Nation, Nation, wie voll klingt der Ton» sang, dachten immer beide gleich an diese Hilfe für die armen, abgebrannten Glarner. Bäbeli wusste das Lied besonders gross und feierlich zu singen, so klein es noch war, und der Jaköbli schaute ihm auf die gebüschelten Lippen und das begeisterte Auge und legte starke Betonung auf die Versicherung, auch ein guter Schweizer werden zu wollen. Das war so ernst und überzeugend gesagt, dass kein Grosses über den kleinen Stumpen zu lachen wagte. - Die beiden Kinder hatten aus dem Schrecken jener Brandnacht gründlich kapiert, warum in der Küche immer die Kupfergelte und das Kupferkessi über Nacht voll Wasser sein mussten. Die Angst vor einer Feuersbrunst war damals allgemein sehr gross und lag besonders in den Föhn-tagen allem Volk in den Gliedern. Und darum trug nun der Jaköbli sein Chesseli voll Wasser mit besonderer Überzeugung und doppeltem Stolz auf dem Kopf vom Genossenschaftsbrunnen in der Nähe in seine Küche. In dem Punkt hatte die Mutter mit ihm gar keine Mühe. Und zudem war das auch schon ein Beweis, dass er grösser wurde. Bäbeli freute sich mit ihm über seine Fortschritte. Sie waren überhaupt unzertrennlich, die beiden. Und eins auch in der goldenen Art ihres Kindergemütes.

## **7 Fünf Fuss Schnee im April – – ein herrlicher Mai.**

Man hatte gehofft, der harte Winter 1864/65 sei nun doch endlich zu Ende, denn früh hatte er im Herbst eingesetzt mit Kälte und Schnee, und zu seinen Schlittelfreuden war jung und alt gekommen. Noch im späten Frühling gab der Winter sein Regiment nicht verloren. In der Nacht des ersten Aprils tönte das Feuerhorn, und wieder erschollen ängstlich fragende Rufe: «Wo brennt's?» Man wollte schnell vor sein Haus rennen, doch die Türen liessen sich kaum öffnen, und eben mit den Fenstersimsen lag

fünf Fuss tiefer Schnee. Die meisten stiegen darum durchs Fenster ins Freie. War das eine Mühe, mit den Schaufeln sich einen Weg durch die zwar recht mollige, aber mehr als anderthalb Meter hohe Schneemasse zu bahnen! Erst um neun Uhr gelang es dem Pfadschlitten, mit zwölf Pferden bespannt, bis zur Aabrücke, die Ober- und Unterdorf trennt, vorzurücken; dann aber kam er keinen Ruck mehr weiter – die Pferde rannten hitzig, aber ohne Zähigkeit in die Geschirre, bis schliesslich einige ausgespannt und vier Stiere vorgespannt wurden, die mit wuchtigem, zähem Riss das schwere Ding vorwärtsbrachten. Da – ein gellender Schrei aus vielen Kehlen: Bäbelis und Jaköblis jüngeres Bruderlein Podeli war unter den Pfadschlitten geraten; der aber - o Wunder - drückte den Buben tief in den weichen Schnee ein. Als das Möbel über ihn weg war, sprang der Kleine lachend auf die Beinchen und lief im Jubel der Kinder dem Pfadschlitten und dem grossen Gespann nach. - Nicht der gefürchtete Föhn, sondern die nachsichtiger Sonne beseitigte dann allmählich die Schneemasse, ohne dass es zu Überschwemmungen kam. Die Flarzdächer hatten ordentlich zu tragen gehabt, bis diese Schneemasse abgetropft war, und das Dachgebälk knarrte unter der Last. War das eine seltsame Pracht gewesen, durch die Scheiben der von der gleissenden Sonne erwärmten Stuben auf den funkelnden Schnee zu blicken, und wie frisch hatte dieser geduftet! Jaköbli und Bäbeli bauten im warmen Frühlingssonnenschein Schneehütten, ja gar eine Schneeburg mit einem Tunnel und redeten geheimnisvoll davon, das sei wie bei der Greifenburg, weit hinter dem Dorf, zu der auch von der Burg Wetzikon ein unterirdischer Gang führe. — Wochenlang konnten die Kinder noch durch diesen Tunnel hindurchfahren und Märchen träumen. Mitte April zeigten sich bereits apere Stellen an den Halden, und wieder nach einer Woche grünte es schon ringsum. Ein Mai zog ins Land, so schön, so warm und hell und blütenreich, wie die ältesten Bäretswiler noch keinen erlebt, und so lange waren die Kartoffelkiemen in ihrer Lichtsehnsucht noch nie geworden. Jetzt bewahrheitete sich das Sprüchlein:

*Ryfe-n-und Schnee,  
Badedi Buebe-n-im See;  
Ryfi Chriesi und blühende Wy  
Ist alles in eim Maie gsy.*

Und an diesem ersten Maien durfte der Jaköbli an der Hand Bäbelis zum ersten Male in die Schule. Man konnte sich fragen, wenn man die beiden so wacker ausschreiten sah, wer sich darob mehr freue.

Base Anemarei und auch Mutter Anebäbeli aber sagten dem Jaköbli, was sie einst schon Bäbeli eingepägt hatten: «Jä Jaköbli, wenn d'au i d'Schuel muescht, heisst's jetzt doch erscht rächt schaffel!» Und Base Anemarei rief ihrem Liebling, kaum dass sie ihn auf dem Heimweg sah: «Jaköbli, chumm, du muescht mer no uf Chempte go poschte!» Es konnte auch Adetswil, Wetzikon, Stegen oder gar Aathal sein. War kein Botengang ob, so musste Zettelgarn für die noch aus der Krise gebliebenen Handweber gespult werden, oder es gab Säcke für den Spezereiladen zu kleben. Dann

sprachen die beiden Kinder Hansheiris mit dem runden Löffel dem Essen wohl kräftig zu und waren eigentlich, trotz allem vielen Schaffen bei Hansens, recht froh, eine dickere Brotschnitte als zu Hause und vielleicht gar etwas Käse zu bekommen. Der Jaköbli aber schätzte den Zwanziger, den er für einen Botengang ins Aathal bekam, besonders; stolz brachte er ihn der Mutter. Diese war dadurch vielleicht wieder einmal der Plage enthoben, zur Schwägerin eines der Kinder schicken zu müssen, dass sie ihr für Milch oder Butter doch wenigstens einen Franken vorschliessen möchte. Vater Hansheiri tat selber noch sein möglichstes, um noch ein paar Rappen für den Sonntagstrunk und etwas darüber hinaus nebenbei zu verdienen, indem er Sonntags seine Nachbarn und andere Bäretswiler rasierte und frisierete.

Mit jedem weiteren Kinde — nun waren es schon sechs — stieg die Not bei Hansheiris, wurden die Brotschnitten dünner und der Zorn Anebäbelis auf ihre Schwägerin Anemarei grösser, die keinen Wank tat, dem Hansheiri den Taglohn von immer noch Fr. 1.25 etwas zu erhöhen. Der aber duldete sich in hoffnungsvollem Hinblick auf das Erbe seiner kinderlosen Schwester.

## **8 Ein gutes Weinjahr - auch im Volke gärt es.**

Der Herbst 1865 hat alles gehalten, was Grosses der herrliche Frühling versprochen hatte. Besonders die Reben und Obstbäume hingen graglet voll Früchte, und von einer Qualität war dieser Trauben- und Obstsaft, wie man es selten erlebt hatte. Vom See und vom Weinland her fuhren Sauserfuhrwerke in einer Zahl an, die ganz dem Aussergewöhnlichen des guten Jahrganges entsprach. Die bunten Blumensträusse in den offenen Spundlöchern und das fröhliche Pferdegeschell lockten jung und alt auf die Strasse. Die Wirtshäuser füllten sich, und reich und arm sprach dem ebenso billigen als kräftig schäumenden Sauser zu. Fünfundzwanzig bis dreissig Rappen die Mass (1,5 Liter), die waren nach aller Meinung für jeden erschwinglich. So gesprächig wie damals waren die Bäretswiler kaum je gewesen, und es hiess doch sonst in der Nachbarschaft, reden können sie gewandter als andere. Es ging sehr demokratisch zu. Hoch und niedrig war abends gleich stark geladen, und es kam vor, dass man allerhöchste Persönlichkeiten des Dorfes in Schubkarren heimstossen musste, nachdem man sie nach einiger Mühe aus dem Strassengraben gehoben hatte. Lehrer und Friedensrichter, Bauern und Arbeiter, Handwerker und Handelsleute kamen da unter einem Dache zusammen, um beim jungen Wein sich über des Landes Wohl und des Volkes Weh zu besprechen.

Nicht nur der Wein gäerte, auch in der Seele des Zürcher Landvolkes brodelte es. Grund zur Unzufriedenheit gegenüber dem stadtliberalen Regime war genügend vorhanden. Die höheren Stellen in Kanton und Bezirken waren von Vertretern der Geldaristokratie besetzt, und die Landpfarrer gehörten dieser dünnen Schicht von meist

alten städtischen Aristokratenfamilien an. Im Dorfe selber spürte das untere Volk diese vom Pfarrhause aus gepflegten Klassenunterschiede mit grossem Unbehagen. In der Bärethwiler Kirche hatten die Begüterten ihre eigenen, gekauften Sitze.<sup>[2]</sup>

Des allmächtigen, greisen Pfarrers Dorfregime war streng und eng. Das galt auch für die Schule. Kein Wunder, dass auch in Bärethwil demokratische Forderungen erhoben wurden, die kantonale Verfassung sei zu revidieren. Der hochbegabte Lehrer Reinhold Rüegg, von Wila, war 1866 an die Sekundarschule von Bärethwil gekommen und im Jahr darauf gewählt worden. Der flotte Mensch wusste die jungen Männer für demokratische Erneuerung zu begeistern. Von hier aus bediente er den Winterthurer «Landboten», das hauptsächlichste Sprachorgan der Demokraten, mit saftigen politischen Korrespondenzen. Die Oberländer durften stolz sein auf diesen welt-aufgeschlossenen treuen Mann des arbeitenden Volkes.<sup>[3]</sup>

Im Saft war damals auch der junge Statthalter Dr. Johann Stössel, Bettswiler Bauernbub, gewesener Lehrer. Auf ihn hörte die Jugend als einen Mann ihres Fühlens. Sein ideales Streben und sein Erfolg waren ihr Ansporn. Stössel hatte als Lehrer in Zürich sich die Mittel zum Besuche der Universität damit beschafft, dass er jungen Mechanikern Unterricht in Algebra und Technischem Zeichnen gab. Dann hatte er sich als Rechtsstudent Leipzig, Berlin, Brüssel, Paris und Oxford angesehen. Er hatte befreiende Blicke in die grosse Welt geworfen und war im Kanton einer der Tür-aufreisser.<sup>[4]</sup> Seine Güte und Herzlichkeit machten ihn zum beliebtesten Demokraten. Die Bärethwiler Jugend lernte sein Herz auf besondere Weise kennen, und Jakob und Bäbeli haben ihm das mit den andern ihres Alters nie vergessen: Zusammen mit Guyer-Zeller, dem Textilfabrikanten im Neutal, hat Statthalter Dr. Johann Stössel der Jugend der obern Klassen eine dreitägige Reise nach Einsiedeln, aufs Rütli, nach der Telskapelle, auf die Rigi und über Luzern nach Zürich finanziert. Bei der ausgeprägten Anspruchslosigkeit der Bärethwiler Jugend von Anno dazumal war das ein aufsehen-erregendes Ereignis. Das Zusammenwirken der beiden persönlichen Freunde Stössel und Guyer-Zeller war um so netter, als sie politisch scharfe Gegner waren.

Solch staatsbürgerlicher Unterricht, derartige Beispiele rissen mit. Die jungen Bürger holten bei gleich gesinnten Alten Rat. Gerne suchten sie Hansheiri im Schlicht-, Web-, Most- oder Weinkeller auf. Als Gleichgesinnten vertrauten sie ihm ihre Hoffnungen und Pläne an.

Doch wenn Bäbeli und Jaköbli dort hinunterstiegen und gar gerne gewusst hätten, was da etwa verhandelt werde – Bäbeli war jetzt schon in der fünften und Jaköbli in der ersten Klasse –, so wurde es still. Hansheiri war eine verschwiegene Seele, und zudem sein Arbeitgeber und Schwager ja ein Liberaler, selber einer jener Wahlmänner, welche die Bezirks- und Kantonsbehörden wählten, weil es eine direkte Wahl damals noch nicht gab. An diesem Übelstand und an den ungerechten Steuern stiess sich das Volk. Da gab es noch keine Familien- und Kinderabzüge und kein



steuerfreies Existenzminimum. Jedes Frühjahr zum Beispiel musste für jedes Schulkind, gleich ob reich oder arm, drei Franken Schulgeld erlegt werden. Für manchen armen Arbeiter und Tagelöhner waren die Steuern fast unerschwinglich, und sie drückten doppelt, als sie nicht nach der ökonomischen Leistungsfähigkeit abgestuft waren. Vater Hansheiri hatte oft Mühe, für seine Kinder das Schulgeld aufzubringen, doch liess es ihm der Rebidaz nicht zu, vor dem Lehrer und der Schulbehörde seine Armut zu bekennen.

Auch später, als vier und mehr Kinder aus seinem Hause gleichzeitig die Schule besuchten, bekam jedes das Schulgeld am ersten Schultag in die Hand gedrückt. Aber gewurmt hat den Hansheiri dieses Unrecht der gleichen Behandlung von reich und arm im Steuern, wo sonst doch sehr deutliche Unterschiede gemacht wurden.

In diesem Herbst 1865 stiess, sozusagen mit der Kohlensäure des gärenden Sausers, das Unbehagen des Volkes doppelt stark auf. Am 15. Oktober hatte wohl das Zürcher Volk durch eine Teilrevision der kantonalen Verfassung das Initiativrecht und die direkte Wahl der Statthalter, Bezirksräte und Bezirksgerichte beschlossen, doch alles fühlte, das könne doch nur der Anfang einer grösseren demokratischen Erneuerung sein. Viel Hass hatte sich gegen die Bankgewaltigen und Eisenbahnbarone angesammelt; der allmächtige Führer der Liberalen, Alfred Escher – der Leser kann sein Denkmal vor dem Zürcher Hauptbahnhof, mit Blick in die Bahnhofstrasse und zum Gotthard sehen –, der gewalttätige Hauptverantwortliche des «Systems», sperrte sich gegen die Gründung einer Kantonalbank, die vom «Bankvater Keller» propagiert wurde. Die dem «System» jetzt abgenötigte, direkte Wahl der Kantonsräte war nur ein Anfang, das Volk erwachte aus seiner beängstigenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Staat. In der tiefgehenden demokratischen Verfassungsbewegung des Kantons Zürich, die auch andere Kantone mitriss, gehörten die Oberländer zu den begeistertsten Trägern der Erneuerung.

## **9 Es wird demokratisch politisiert.**

Davon hörten Bäbeli und Jaköbli bei Vetter Hans und Base Anemarei. Wenn sie auch nicht alles verstanden, so empfanden sie doch den Sinn dieser Bewegung und Erregung. Bei Hansens kamen die Armen zusammen, die Handwerker, Spuler, Zettler und warteten auf die Abrechnung und die Werpfen. Da sassen sie der Fensterwand entlang hinter zwei Tischen, ein «Chiletörmli» (ein Pudeli Schnaps), eine Mass Most oder ein Schöppli Wein vor sich. Hans hatte keinen geschäftlichen Grund, zu pressieren, und so dehnten sich die politischen Diskussionen.

Die Stierenfuhrleute, die vom Sternenberg und Tösstal Klaferscheiter oder Holzwellen ins Aatal, Glattal oder nach Zürich brachten, und die Boten, die mit Pferdegespannen nach Winterthur und Zürich fuhren, waren orientierte Leute, die ihr

Ohr an den Pulsschlag der Zeit und sozusagen an den Mund der Unzufriedenen legten. Wenn sie bei Hansens einkehrten, ging es stets hochpolitisch zu. Der hatte dabei freilich weniger Sorge um seine wankende Partei, als Angst, der Polizist könnte in diesen unerlaubten Wirtshausbetrieb hineinplatzen. Da hatten denn Bäbeli und Jaköbli ihre besondere Aufgabe als Aufpasser.

Sie fehlten auch selten, wenn die Stierenfuhrleute anrückten. Kaum, dass die grauen, mageren, verschnittenen Stiere mit ihren überlangen Hörnern um die Ecke wackelten, standen die beiden Kinder beim Fuhrwerk, nahmen vom Fuhrmann einen Armvoll Heu entgegen und breiteten es vor den gefrässigen Mäulern der Tiere aus. Eines der Kinder schaute auf die Strasse zum Oberdorf, ein anderes Richtung Unterdorf, und kaum wurde etwas Verdächtiges erblickt, so funktionierte der Signalapparat. Die «Chiletörmli» verschwanden in den Rocktaschen, die Flaschen unter der Fensterbank.

Das war auch wieder etwa ein Grund, um über die sehr einseitige Sittenstrenge des Pfarrers zu schimpfen und sich über den Nachtwächter und Leichenbitter lustig zu machen. Mit seinem schäbigen Klüftlein und dem schwarzen Stöcklein, das er während der Sonntagsgottesdienste auf den Kontrollgängen wichtigtuerisch schwang, wurde der Nachtwächter zur komischen Figur des Dorfes. Und verhasst trotzdem. Wehe den Kindern, die dann auf der Strasse standen: das Meerrohr sauste auf sie nieder. Wehe der Hausfrau, die noch Wäsche draussen, oder der nassen Not ihrer vielen Kinder wegen noch irgendwas zum Trocknen hängen hatte: es setzte gesalzene Bussen ab. Sogar die Männer wurden von der Strasse verwiesen. Der Mann des Gesetzes selber war ein armer Teufel, und wie er als Leichenbitter wegen der vermehrten Zahl von Todesfällen eine Lohnaufbesserung verlangte, meinte der gemütvolle Pfarrherr, wozu denn auch, er könne ja einfach aufhören, wenn er beim Leichenbitten seinen Lohn verdient habe; ob da einer mehr oder weniger hinter der Leiche herlaufe, sei gleichgültig.

Solches und ähnliches aus Dorf und Land und Welt wurde verhandelt, während am Abend Bäbeli und Jaköbli dem Bäschen Madlen halfen, von dem reichen Obstsegen einen Teil zu stückeln, um die süssen Usteräpfel - hier Chridebüchs genannt - und die Legibirnen dörrfertig zu machen. Da kamen dann auch noch andere Kinder der Nachbarschaft, grössere und kleinere, und halfen dem flinken Bäbeli. Papiersäcke für den Spezereiladen Base Anemareis kleben oder die Mücken aus den Birnen und die Kerngehäuse aus den Äpfeln schneiden. Wie fein vom Ofenloch her die schwellenden Birnen und die schwitzenden Apfelstückli dufteten! Hier litten die Kinder wirklich keinen Mangel, da war auch die Brotschnitte dicker als im eigenen, armen Haushalt. So weh es Anebab tat: die Kinder waren gerne bei Hansens, weil der Vater dort und auch immer Betrieb war. An den langen Winterabenden sangen die Kinder ihre schönsten Lieder. Wenn Bäbeli den Mund rundete, das Kinn einzog und die Augenbrauen hochgingen, wenn es die Hand zum Beginnzeichen erhob, dann mit seiner vollen, tiefen Altstimme

zu singen anfang, setzte bald ein kräftiger Chor junger und alter Stimmen ein, und Frohsinn vertrieb die heisse, politische Luft. - «Schwig, du singst falsch», gebot Bäbeli diesem oder jenem - und gross und klein fügte sich seinem sichern Urteil in Sachen Gesang. Manch heiteres und manch ernstes, erhebendes Lied klang mitten in hitzige Auseinandersetzungen hinein als einigendes Band.

Aber da war auch schon wieder einer, der hier einhakte: «Nation, ja Nation, wenn nur diese Kantonesen, diese Sonderbändler, nicht wären.»

Dann kam bei fortgeschrittener Erhitzung durch Disput und Alkohol die Rede wieder auf das Lieblingsthema: Die Jesuiten und der liberale Volksmann Dr. Steiger.

Diese glaubensfesten Protestanten hatten die Berufung der Jesuiten durch die Luzerner Regierung, die Tätigkeit der Anti-Jesuitenvereine, die opferschweren Freischarenzüge der liberalen Gegner gegen Luzern, die harten Strafen für siebenhundert Freischärler und das Todesurteil gegen ihren Luzerner Anführer, den hochgeschätzten Arzt und Volksmann Dr. Robert Steiger, noch nicht verschmerzt.

Die Industrieliberalen, z. T. als die Treiber der «Radikalen», hatten auch ein Interesse daran, dass die gefährlichen Jesuiten und ihre streitbaren Gegner von diesen positiv protestantischen Oberländer Arbeitern nicht vergessen wurden. In Presse und Versammlungen wurde die Erinnerung an den Orden und die aus ihrer Berufung entstandenen Spaltung im Bund immer wieder wachgehalten. Der Sonderbund der katholischen sieben Orte und die Hilfe, die sie in Wien bei Metternich und in Turin und Paris suchten, die Erinnerung daran, dass aus diesem Grunde die Eidgenossenschaft auseinanderzufallen drohte, war das Mittel vieler Industrieliberaler, die Arbeiter für eine andere als ihre ursprünglich eigene Sache zu erhitzen. Der Jesuit, das war das Mittel, die Arbeiter von ihrer eigenen schweren Not, der langen Arbeitszeit, den mageren Löhnen, den ungesunden Arbeitsverhältnissen und dem Wohnungselend abzulenken. Nun bewährte sich «der Jesuit im Gütterli».

Ehrlichen Glaubens nahmen auch die Bäretswiler Männer das Signal wieder auf.

So entflamte bei Hansens plötzlich einer in alteingefressenem Katholikenhass; laut gröhlte er in die vollbesetzte Stube hinein:

*«Die Jesuiten sind verbannt  
Aus unserem lieben Schweizerland»*

Ein anderer brachte Reminiszenzen aus den Freischarenzügen, und wieder einer reproduzierte die dramatische Flucht Dr. Steigers aus dem Luzerner Gefängnis, den der Zürcher Gastwirt Gross heimlich in der Nacht, unter Bestechung der Polizisten, befreit und nach der Limmatstadt gebracht hatte.

Sieghaft-übermütig erklang es dann unter Lachen und Johlen:

*«In der Zeitung las ich heut',  
Doktor Steiger ist befreit!»*

*Doktor Steiger, der Gefangene,  
Fast Erschossene, fast Gehangene -  
Hei, wie hat mich das gefreut!»*

Die Kinder erlebten den Schrecken um das Todesurteil an Dr. Steiger und die Freude um die gelungene Entführung und Begnadigung mit. Dem Jaköbli gefiel das besonders; das hatte Rasse und da spielte eine höhere Gerechtigkeit durch die Hand aus dem Volke mit.

Bäbeli aber fand, dass nun alles doch vorbei sei, und es machte immer wieder Beruhigungsversuche. Wenn es nun, das Bäbeli, laut und klar zu singen anhub, dann setzten selbst die alten Glaubenshasser und übelsten Schreier aus und lauschten dem Gesange des Mädchens:

*«Es kann ja nicht immer so bleiben,  
Hier unter dem wechselnden Mond:  
Der Krieg muss den Frieden vertreiben ...»*

Das passte noch ins Thema der Eiferer. Und so bekam Bäbeli Fühlung mit ihnen. Jetzt aber setzte es zum Ausgleich an und munterte mit Kopf und Händen als geübte Vorsängerin zum Mitsingen auf:

*«Wir sitzen so traulich beisammen  
Und haben uns alle so lieb,  
Erheitern einander das Leben;  
Ach, wenn es nur immer so blieb!»*

Derart klang dann der Abend in Frohmüt und Frieden aus:

*«Wie fein und lieblich, wenn unter Schwestern,  
Wenn unter Brüdern, die Eintracht thront...  
Dann wird es noch einmal so schön,  
Wenn wir durchs Leben geh'n.»*

## **10 Kinder leben Weltgeschichte mit.**

Vor Bäbeli und seinen kleinen Geschwistern öffnete sich die Welt dort, wo die Sonne golden unterging und zwischen den Tannenwipfeln des Kempter Waldes ihre letzten Strahlen auf die Spitzen des Käsbissenturmes der heimatlichen Kirche warf. Dort im Westen schloss sich der Vorhang über Tage der Unrast und Tage des Friedens. Von dorthier, so erzählte Grossmutter Anna Regula dem Bäbeli und dem Jaköbli immer wieder, sei der grosse Schrecken gekommen, als sie noch ein Kind war. 1799 war es, als der französische General Massena die Österreicher unter Hotze, und die Russen unter Korsakow, bei Zürich entscheidend schlug und damit den Vormarsch Suwaroffs über den Gotthard und all die Opfer dieser erfolgreichen Kämpfe des russischen

Siegers in Oberitalien hinfällig machte. Noch zogen sich Teile des russischen Generals Titoff kämpfend gegen den Bachtel zurück, und dort unten - so erzählte Grossmutter - sei es zu neuen Treffen gekommen. In aller Eile versteckten die Bäretswiler ihre teuerste Habe, Geld und Lebensmittel in den Wäldern des bergigen Hinterlandes; sie selber, das kleine Aneregeli, habe man im Hinterberg in einem Heustock verborgen gehalten. Durch einen Schlitz im Heustock habe es die wilden Gestalten der fliehenden Russen bemerkt; in ihren grossen Bärten und groben Schnäuzen hätten sie gar wenig vertrauenerweckend ausgesehen. Sie plünderten, was es noch zu plündern gab und assen in ihrem Bärenhunger selbst dürre Bohnen von den Stauden weg. Vor den nachrückenden Franzosen haben sie sich dann eilig gegen das Gyrenbad verzogen. «Ums Himmelsherrgottewille, nu kei Chrieg meh, nu kei Chrieg meh», jammerte Grossmutter immer wieder, in Erinnerung an die Zeit der Helvetik, der vierjährigen fremden Besetzung und an die Kämpfe in unserem Lande.

Die zum Takt der Weblatte gegebenen plastischen Schilderungen der bösen Zeit erhielten für die Kinder eine handgreifliche Bestätigung, als Vater Hansheiri als Holzer mit seinen Kollegen anfangs der sechziger Jahre bei einer grossen Rodung im Kempter Wald unter faulenden Baumstöcken ganze Beigen von Kanonenkugeln fand, die die Russen, in der Hoffnung auf einen neuen Widerstand, hier verborgen hatten. So kam die Weltgeschichte selber zu den lebhaften Kindern herein.

Sie hörten aber auch vom kühnen Zuge des italienischen Nationalhelden Garibaldi, der mit seinen Rothemden ausgezogen war, um dem Papst den römischen Kleinstaat zu entreissen und ihn mit Sardinien und dem Piemont zum italienischen Einheitsstaat zu vereinigen. Garibaldi wurde zwar geschlagen, doch der langhaarige Rebell blieb auch in der Phantasie der Bäretswiler Kinder der sieghafte Held. Wenn sie, mit dem Kränzli am Rücken, in den Ferien in den Kempter Wald auszogen, um Bengeli, Tannzapfen und von Vaters mächtigen Axtschlägen die dicken, harzigen Bäumen zu sammeln, so wurde auf dem Hin- und Herweg der heitere Garibaldi-Marsch gesungen, gespielt und gepfiffen. Mit dem Mulgigeli zog ein Bub voraus, einer folgte zirpend nach, einen Kamm mit aufgelegtem Seidenpapier zwischen den Zähnen, ein dritter mit einer Klapper den sichern Takt gebend. Bäbeli aber schritt mit dem Jaköbli, mächtig singend, hintendrein:

*«Garibaldi, zahl mer au e Halbi.  
Für was, für was?  
Für s'Gütterli und für s'Glas.»*

Im Wald wurden dann die Völkerschlachten mit grossem Lärm wiedergegeben. Dass dabei die Jahr zehnte und selbst die Jahrhunderte samt den Fronten etwas durcheinander gerieten, lag halt an der ehrlichen Begeisterung dieser Generation für demokratische Freiheitsideale.

Es war ja auch damals eine weltpolitisch erregte Zeit: In Nordamerika wurde

1865 Abraham Lincoln, der grosse Präsident, der die Schmach der Negersklaverei beseitigte, ermordet. Den Kindern war es, als ob ein echter Bäreterwiler gefallen sei, denn sie lebten diese Tragik sehr stark mit, waren doch manche Bäreterwiler in der grossen Hausweberkrise übers grosse Wasser gezogen und berichteten in ihren Briefen nach Hause in lebhaften Schilderungen von diesem Bürgerkrieg. Und 1866 musste mancher Bäreterwiler als Soldat an die Grenze ins Bündnerland, denn Bismarck hatte Österreich durch sein Bündnis mit Italien in den Krieg gedrängt. Um im Deutschen Reich den Habsburgern die Führung abzunehmen und Preussen im neuen Deutschen Reich die Vormacht zu geben, schlugen Bismarck-Preussens Truppen nicht nur die Österreicher, sondern auch die Hannoveraner, Bayern, Hessen, Badenser und Württemberger. In Feuer und Blut erstand das zweite Deutsche Reich.

Unsere Grenze musste gegen Osten hin geschützt werden, und gar nicht ungerne tauschten die Weber die dreizehnstündige Arbeitszeit mit dem Wache stehen, das magere Türggenmus und den dünnen «Kafilötsch» mit dem dicken, fetten Spatz ein.

Vom Frühjahr 1867 bis spät in den Sommer raste eine schwere Choleraepidemie durch Zürich. Sie raffte erst in den Armeleutequartieren die unterernährten, schlecht wohnenden Arbeiter weg; aber auch mancher Reiche war innert vierundzwanzig Stunden gesund und tot. Professor Biemer von der Anatomie sagte es offen: «Das Volk lebt zu schlecht <sup>[5]</sup>!» Die Arbeiter gerieten in Erregung. Sozialisten erklärten das kapitalistische System und die liberale Regierung als erst verantwortlich. In diesen erregten Zeiten brachte Jaköbli den Webern das « Berner Intelligenzblatt» und den «Landboten» an den Webstuhl. Ein neuer demokratischer Sturm ging durch Bäreterwil. Erneuerung lag in der Luft.

## **11 Die Bäreterwiler im demokratischen Verfassungssturm.**

Unter des Grütlianers und Demokraten Salomon Bleulers charaktvoller Leitung und Friedrich Albert Langes geistvoller Mitredaktion setzte sich der «Landbote» mit grosser Entschiedenheit und Klarheit für soziale und politische Reformen im Kanton Zürich ein. Bei einem beträchtlichen Teil der kleineren Intellektuellen, im besondern bei den Volksschullehrern, aber auch bei Handwerkern, Arbeitern und Bauern, fanden seine Forderungen ein starkes Echo. Das Winterthurer Blatt war ja auch nicht allein mit seinen Begehren. Der Landwehrhauptmann Karl Bürkli in Zürich, ein Sozialist Fourierscher Ideen, Gründer des Konsumvereins Zürich, hatte schon vor zwanzig Jahren Forderungen erhoben, die jetzt wieder vielseitig aufgenommen wurden. In Uster wirkte Sekundarlehrer J. C. Sieber als Redaktor des «Unabhängigen» im Sinne der Verfassungsreform. «Der Grütliener», das Zentralorgan des «Schweizerischen Grütliverein», und «Der Vorbote», die Monatsschrift der Internationalen Arbeiter - Association, weckten die Arbeiter und Handwerker zu neuem politischem Denken.

Philipp Becker, ein ehemaliger Wormser, dann in Biel eingebürgert und hierauf in Genf niedergelassen, schrieb das Blatt gratis und geistig ungemein lebendig. Obschon mit Marx und Engels befreundet, ging er eigene und gute Wege. In Zürich gab der Schneider Krebsler den «Arbeiterfreund» heraus, der Kantonalverband zürcherischer Arbeitervereine die «Arbeiterzeitung». Die letztere wurde von H. Utzinger, dem Gründer und Redaktor des demokratischen Walder «Volksblattes vom Bachtel» redigiert. Nach schweren Auseinandersetzungen um den Zehnstudentag trat er von der Leitung der «Arbeiterzeitung» zurück, und die Walder und übrige Oberländer Arbeiterschaft ward in der Bewegung selbst für den Zwölfstudentag eher ein Bleigewicht als Antrieb. Sie blieb im Aufbau des Konsumvereins und einer Krankenkasse stecken. Redaktor Hartmann Utzinger stand noch für den bedingten dreizehnstündigen Arbeitstag ein, während im gleichen Sturmjahr 1868 in Genf die Spengler und Schlosser nach kurzem Streik mit nachfolgender Aussperrung den Zehnstudentag, die Bauarbeiter den Elfstudentag mit Lohnerhöhungen errangen.

Bei den Oberländer Textilarbeitern hatten, trotz ihrer kleinen Löhne und langen Arbeitszeit, die formalpolitischen vor den sozialpolitischen Fragen den Vorrang. Von der geheimen Kraft des Wahl- und Stimmrechtes, von direkten Wahlen, von Referendum und Initiativrecht versprachen sie sich mehr als von offener Frontstellung gegen die Unternehmer.

Der demokratische Verfassungsturm nahm 1867 im Zürcherland den ersten Höhepunkt, als an vier Volksversammlungen, in Uster, Winterthur, Bülach und Zürich, zwanzigtausend Männer die Revision der Verfassung, die Demokratisierung des Staatslebens verlangten. Da zogen auch die Bärethwiler Fabrikler an diesen «zweiten Ustertag» und hielten in Schnee und Regen stand. Die Liberalen spotteten:

*«Der Himmel ist voll Sympathie,  
Es schneit und regnet wie noch nie.»*

Die Bärethwiler aber wussten, um was es ging. Laut tönten ihre patriotischen Lieder, und das waren die Freiheitslieder. Wo immer Männer beisammen standen und politische Gespräche führten, rückten Bäbeli und Jaköbli näher und lauschten aufmerksam. Und löste sich die Spannung, so setzten Bäbeli und Jaköbli mit ihrem Beitrag ein, hoben die Stimmung mit ihrem kindlich-frohen Gesang. Es war, als wüsste Bäbeli ganz besonders dem tiefern Empfinden und der Sehnsucht des armen Volkes eigenen Ausdruck im Liede zu geben.

Der neunjährige Jaköbli fühlte sich an der Volksbewegung direkt beteiligt. Die Sekundarschule sollte der ganzen tüchtigen Jugend geöffnet werden. Würde er es einst so weit bringen? Und dann wie seine Vettern als Mechaniker in die Welt schreiten können? Bäbeli aber, das dreizehnjährige, drückte ein anderes: Wenn sein geliebter Vater einst die entehrenden Folgen unverschuldeter Zahlungsunfähigkeit zu tragen hätte? Wie nahe hätten sie schon daran sein können. «Fort mit dem Schuldverhaft!»

Dieser Ruf der armen Weber rings um die Tische in Hansens Stube und seines Vaters verbissener Zorn gegen diese Ungerechtigkeiten gingen ihm tief ins empfängliche Herz.

Bäbeli spürte, dass es um sein eigen Glück ging, wenn jetzt von Zürich aus in den Verfassungskampf hinein die Forderung auf Verkürzung der überlangen Arbeitszeit für Kinder und Erwachsene geworfen wurde.

Die beiden Kinder dachten, redeten und sangen sich in einen Eifer, dass die Grossen ihre heimliche Freude daran hatten.

Was verlangten diese Demokraten von damals? Aufhebung des «Kommunistengesetzes» vom Jahr 1848, Übernahme der Militärausrüstung durch den Staat - das war unter anderen des Sozialisten Karl Bürklis Ruf - , Beseitigung des Sportelnunwesens, Abschaffung der Todesstrafe und des Maulkrattengesetzes vom Jahr 1844, das heisst Wiederherstellung der Vereins- (Organisations)-Freiheit; Beseitigung der indirekten Grossratswahlen, mehr Gemeindefreiheit, Beseitigung der liberalen Beamtenherrschaft in den Behörden und Kampf der Vorherrschaft des Geldes! «Alles für das Volk und alles durch das Volk!»

Schon am 26. Januar 1868 erklärten sich von 65'000 stimmenden Bürgern 51'000 für die Verfassungsrevision. Der «Landbote» brachte dieses «nicht übermütig, aber fidel zu singende» Spottlied auf Alfred Escher:

*«Abendrot, Abendrot,  
Leuchtest endlich mir zum Tod!  
Bald wird die Trompete blasen,  
Escher wird das Leben lassen,  
Mit ihm mancher Kamerad!»*

Das Spottlied sangen, mit bekannter Melodie, auch die Bärethswiler.

Eine direkte wirtschaftliche Entlastung – mit Ausnahme gerechterer Steuerverhältnisse – brachte die demokratische Regeneration den Fabrikern freilich nicht. Dazu waren sie politisch und beruflich zu wenig selbständig. Die Organisation der schweizerischen Arbeiter steckte noch in den Kinderschuhen. Der Grütliverein hatte als politischer Bildungsverein kaum dreitausend Mitglieder; nur langsam regte sich von Winterthur und Zürich aus der berufliche Organisationsgedanke. 1865 hatten in Töss einige Dutzend demokratische und ein paar sozialistische Arbeiter den Arbeiterverein Töss und Umgebung gegründet, dem andere in Zürich, Thalwil, Horgen, Adliswil, Wülflingen folgten, und 1868 ein solcher in Wald. Einige dieser Arbeitervereine, Grütlianner und Demokraten, stiessen nun auf sozialpolitischem Gebiet vor.

Auch da waren Bärethswiler dabei. Ein Knecht, namens Weber, war ein eifriger Propagandist des Zwölfstundentages. Mit fünf seiner Kollegen nahm er an einer Versammlung des Arbeitervereins Wald teil, der sich bescheiden für die Schaffung einer Möglichkeit, in der Fabrik den Morgenkaffee einzunehmen, aussprach. Weber



behauptete an der Walder Versammlung, dass bei zwölfstündiger Arbeit die Unternehmer und Arbeiter so gut bestehen können wie bisher. Dabei kam es zu Protesten - es waren zahlreiche Unternehmer und Meister anwesend - und im Verlaufe der «Ruhestörung» wurde Weber mit seinen Leuten des Saales verwiesen. Eine Petition an den kantonalen Verfassungsrat, mit dem Begehren auf Einführung des Zwölfstundentages abzuschicken, wurde von den Walder Arbeitern abgelehnt. Dabei meinte ein Wortführer des Arbeitervereins, in Bäretswil wären die Arbeiter wohl auch nicht so sehr für den gesetzlichen Zwölfstundentag, wenn dort nicht durchwegs noch dreizehn Stunden gearbeitet werden müsste, während in Wald doch schon da und dort zwölf Stunden gelten.

## **12 Bitterarmes Fabrikervolk - und Lohnabzug dazu.**

Wie elend es noch mit der Fabrikarbeit bestellt war, sollte Bäbeli bald genug erfahren; Jaköbli seinerseits konnte das fortwährend auf seinen Botengängen ins Töss- und Aatal feststellen, denn alle Fabriksaaltüren von Bauma bis nach Hinwil und Uster standen ihm offen. Vetter Hansens Aufträge über den Jaköbli an die Fabrikanten dieses Rayons waren sehr wichtig, und der Kleine fühlte sich dementsprechend. Er lernte auf seinen Gängen viel bejammernswertes, bitter armes Volk kennen: Sklaven der Baumwollherren, von morgens vier und fünf bis abends acht Uhr in muffigen Fabrik-sälen an der Arbeit. Spinner verdienten im Jahr 1868 durchschnittlich im Tag Fr. 2.50, pro Stunde 21 Rappen, Weber Fr. 1.50 (12 Rappen), Kinder arbeiteten zu 5 bis 11 Rappen pro Stunde vor und nach der Schule.

Wie viele Fabriken Jaköbli auch kannte, sie glichen doch alle einander in diesem: Ölgestank, dicke, feuchte Luft, Höllenlärm, Arbeitshatz, Demütigung und Unfriede unter den Arbeitern.

Der Bub kam an einem Nachmittag in die Biedermannsche Fabrik in Stegen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen standen aufgeregt beisammen, gestikulierten und klagten oder schimpften laut, je nach Temperament. Wenn sie zu tobiassen wagten, war etwas ganz Besonderes los: Der «Herr» hatte an diesen kargen Löhnlein noch harte Abzüge gemacht, und das ertrugen die ausgehungerten Fabriklerinnen nicht mehr. Es waren meist wahre Jammergestalten, die da ihr Elend einem Fremden erzählten: Nicht einmal ganze Kartoffeln und Kaffeemöcken verdienen sie mehr. So klagten sie laut dem eben vorbeikommenden Heinrich Brandenberger, einem weitherum bekannten Bäretswiler. «Weber und Poeten». Der Vielgereiste, Erfahrene und Wortgewandte versprach denn auch sofort, der solchermassen bedrängten Gerechtigkeit freie Bahn zu verschaffen. Er wolle sich zum Wortführer ihres Elendes machen. Der Lärm wurde grösser und grösser; da trat plötzlich Fabrikant Biedermann, aus dem Comptoir kommend, auf die Treppe - das eben noch so laute Volk von Unzufriedenen, von der

Not Geplagten, verstummte. Es war ja eine Zeit, da es anderswo, wie solches im Reiche des Spinnerkönigs Heinrich Kunz in Uster einst vorkam, gegen Unbotmässige noch Ohrfeigen und für Kinder Prügel mit dem Munifisel absetzte. Item: Biedermann schnauzte die Masse an, was sie sich da unterstehe. Da trat Brandenberger vor den starken Mann in seinem Sklavenreich und deklamierte mit lauter Stimme:

*«Erhör, o Herr, das heisse Fleh'n  
Der Kinder, die hier vor dir steh'n!  
Blick doch erbarmend auf sie nieder –  
Und gib-ne-n au der alt Loh wieder» –*

Das war in so frommer Einfalt, mit so viel Mut des Ahnungslosen und so eindringlich gebeten, dass der «Herr», in einer Regung von Heiterkeit, Mitleid und Grossmut, pathetisch rief:

*«Er söled-en au wider hal»*

So leicht wie diesen Unzufriedenen hier gelang es den stummen, unorganisierten, mutlosen Arbeitern von damals allerdings sonst nicht, Lohnabzug zu verhindern. Aber auch wenn der Lohn blieb, so war es ein wahrer Hungerlohn, und die Sklaven des Altertums waren besser gehalten, besser genährt und gekleidet und bedacht, als viele dieser schwachen, blassen, krummbeinigen, hohlrückigen, schwind-süchtigen Frauen und Kinder<sup>[6]</sup>.

Der «Weber und Poet» Brandenberger hat selber die Nöte der Weber gekannt und ohne grosse Klage zu erheben, die zu seinem frohen Gemüte nicht paste, in Versen der Meinung des intelligenteren Arbeiters Ausdruck verliehen. Da er aber etwas viel herumzog, hat er auch den Spott und die selbstgerechte Verachtung engherziger Mitarbeiter erdulden müssen. Er ertrug das mit Humor und erklärte zum Beispiel seinen öfteren Stellenwechsel so: «Ach, worum dänn aliwil umenand zieh? D'Antwort ist eifach diä: d'Schulde hä-n-i müesse von eim Nagel a der ander hänke.» Das war nicht die Folge einer Liederlichkeit, sondern war Massenerscheinung, Schicksal, Teil des Arbeiterelendes von dazumal.

Brandenberger hat als eines seiner schönsten Erlebnisse die Teilnahme an der Grütlianertagung 1869 in Baden poetisch geschildert. Manch guter Vers galt dem Kampf um bessere Zustände. Aus einem einfach natürlichen Arbeitergefühl heraus hat er gegen die «fensterlosen» (nur mit Oblichtern versehenen) neuen Fabriken gekämpft; auch gegen die Todesstrafe, für freireligiöse Ideen hat er ganz offenherzig geschrieben.

Als der Schuldverhaft endlich abgeschafft ward, jubelte Brandenberger in fröhlichen Reimen von Glattfelden her ins Züribiet hinaus:

*Und entli ist er au abgeschafft,  
De Tunnerhagel Schuldverhaft,  
De Fluech häd mir doch mängsmol träüt,*

*Jetzt chunnt er furt, juhee wie gfreut!*

Wie es war unter dem Regime dieser harten Strafbestimmung gegenüber unverschuldet in Not Geratenen, sagt Brandenberger:

*Und häd dänn so en arme Ma  
In Franke sibe Schulde gha,  
dönn häd mer inn halt gno bim Frack:  
Is Chefi muescht, du Lumpesack !*

*Und häd en Grosse akidiert  
Und obedri no falsch gfalliert,  
Was häd's em dänn wol breicht derfür:  
E hübsches Loch i d' Hintertür.*

Für den Zwölfsturentag warb er mit diesen Versen:

*Hört, Freunde, was ich singe,  
Passt aber auf dabei ...:  
Des Tages wohl zwölf Stunden  
Sind wir ans Werk gebunden,  
Die Mittagsstund ist frei.  
Noch viele Fabrikanten,  
Die schaffen zehn und drei...  
Wann kommt einst wohl die Kunde,  
Dass die dreizehnte Stunde  
im Kampf erlegen sei?*

Noch mussten er und seine aufgeweckteren Fabrikkameraden sich gedulden, die Arbeiterschaft war in ihrer grossen Masse selber noch nicht so weit. 1870 noch verwarf das Zürcher Volk mit Hilfe der Oberländer Textilarbeiter ein kantonales Fabrikgesetz, das den Zwölfsturentag hätte bringen sollen, mit 26'981 zum Teil leidenschaftlichen Nein, gegen 18'289 Ja. Hunde, Katzen, Esel, Kälber und Kühe fanden gesetzlichen Schutz; Frauen und Kinder aber standen in ihrer Arbeitsnot schutzlos dem Egoismus und dem Unverstand der Männer gegenüber.

### **13 Fahrende Spielleute. – Wallfahrer ziehen vorüber.**

Ein so sanges- und spielfrohes Volk wie die Bärenswiler Jugend nahm, trotz allen Vorurteilen der Dörfler früherer Zeiten gegen die fremden fahrenden Musikanten, mit jenem Gemisch von Spannung, Freude, Staunen und Furcht all das in sich auf, was das eigenartige Erlebnis dieser Aufzüge von Zigeunern, Musikanten in schäbigen Uniformen, sonnverbrannten, abgemagerten Gestalten, bunt und fremdartig gekleideten Frauen, Kindern und Männern mit ebenso kuriosen Instrumenten ausmachte. Zum

eintönigen, dünnflüssigen Ton der Dudelsackpfeife tanzten zottige Bären ihre schlampigen Schritte, machte ein Pudel seine Turnkünste oder sprangen Äfflein auf grobhaarigen Kamelhöckern herum. – Woher sie nur kamen mit ihrer unverständenen Sprache? Unheimliche Gestalten sie alle – Gäule und Menschen – und alle doch zum Erbarmen elend, verlottert, in abgelegenen Lagern, wo sie Zainen und Schirme flickten, Kupferkessi löteteten und verzinnten, oder mit primitivem Handbohrwerkzeug Löcher in gespaltenes oder gebrochenes Ton- und Porzellangeschirr machten, um das invalide Geschirr mit Draht zusammenzubinden. So gross der Jubel war, wenn sie auf dem Zug durchs Töss- oder Aatal diese Querverbindung über Bäretswil nahmen, so froh war man, wenn sie nicht über Nacht blieben. Die fremden Geiger, die schwarzhaarigen, geheimnisvoll blickenden Zigeuner, spielten so wehinütig eigenartig und fingerfertig, dass es etwa einen Bäretswiler lockte, von ihnen ein Instrument zu kaufen, er mochte glauben, eine echte Zigeunergeige erwischt zu haben. Die hatte der fremde Händler aber irgendwo in der Nähe billig erhandelt. Doch, die Welt will ja betrogen sein, und oft wird sie es auch - und nicht von armen ungarischen Musikanten. — Wie fein spielten und sangen die Harfenmaiteli aus Böhmen und wie griff es ans Herz, wenn die Savoyardenbuben ihre Spieldosen erklingen liessen, während Meerschweinchen und Murmeltiere über die Stäbchen ihrer Turnmeister hüpfen.

Aus dem Elsass kamen «Waggess» mit ihrer «bläue Blüs», Kaum dass die Buben sie sahen, ging das Genecke aus sicherem Versteck los: «Schäreschlif guet schlif; furtspringe, nüme bringe.» Wer von den Buben nicht erwischt wurde, hatte seine Freude am Zorn der also Verspotteten, die andern aber etwa nasse Höschen und blaue Flecken am Sitzfleisch. Die Mädchen und Frauen jedoch waren froh, ihre Scherlein für Fabrik und Webstube gut geschliffen zurückbekommen zu haben, und die «Waggess» verdienten dabei ihren guten Lohn. Aus dem Bündnerland kamen die berühmten «Glaseer», eine ganze Fensterglashandlung auf dem Räf. Und aus der Slowakei oder aus Ungarn zogen Mäusefallenhändler mit schweren Körben voller Blechwaren daher, die so hart scherbelten, wie die Sprache dieser Fremden. Aus Italien kamen jeden Frühsommer mit Zweiräderkarren jene rastlosen Federviehhändler, die mit lautem «Jungg' Uehnäär» ihre armen, in Gitterkörben zusammengepferchten, einander zerpflückenden und verschnabelnden Tiere anpriesen. Aus fremden Kriegsdiensten flanierte viel armes, zerlumptes Volk herum. Nachts drehte man den Schlüssel zweimal um, stiess den breiten Riegel mit starkem, schallendem Ruck vor und sicherte das Fallschloss, aus Angst, so ein Zug fahrenden Volkes könnte zurückkommen. Mit den Söhnen der Landstrasse hatte Mutter Anebäbeli warmes Mitleid, und so arm sie selber war, ging doch keiner mit leerer Hand davon. - «Almose gä, armet nüd», pflegte sie zu sagen; man wisse nicht, was aus einem selber noch werde.

Kaum dass der Frühling sich regte, kamen jedes Jahr aus dem Schwabenland die «Samenmaitli» ins Land, mit schweren Körben an kräftigen Armen, einem Wattenring auf dem Kopf und vollbeladenen Bündeln über den breiten Schultern. Ein zäher,

voll hüftiger, starkbrüstiger Menschenschlag; rote Wangen und dunkelbraune Augen zeichneten ihn aus. Für die kleinen Gärtlein vor den Flarzhäusern deckte man sich bei diesen wohlgelittenen Hausiererinnen mit Blumen und Gemüsesamen ein. Derart kamen die Kinder zu ihrem ersten Anschauungsunterricht in Völker- und Sprachenkunde, denn in den Körben und Kräzen, im Gehaben und in der Sprache, in Kleidern, Instrumenten trugen diese Landfremden ein ganzes Arsenal von Lehrmaterial für Völker-, Waren- und Sprachenkunde mit, und die fremden Lieder und Tanzweisen prägten sich tief ins Gedächtnis der Kinder ein. Dem Bäbeli zog es manchmal ganz wehmütig die Brust herauf im Gedanken an die in den Liedern besungenen fernen Länder und Leiden.

Jakobli hatte unter dem Strom fremden Volkes jemanden, der ihm ganz besonders gefiel: Jeden Herbst kamen aus dem «Schwabenland», vom Bodensee her über Konstanz - Weinfelden - Eschlikon - Turbenthal - Bauma, Pilger in grossen Gruppen gezogen, die über Hinwil-Rapperswil hinaus nach Einsiedeln ihre Wallfahrt machten, die Frauen in schwarzen, über die Brust enggezogenen Kleidern, die Männer in Kniehosen und Schwalbenfrack, Fahnen und Kreuz in ein schwarzes Tuch eingerollt. Eines dieser Schwabenmutterle brachte Jakobli auf der Herfahrt stets was zu schlecken und auf der Heimfahrt «Häliböck» und «Muttermutterle» von Einsiedeln mit. War die Zeit nahe, da die Wallfahrer kommen sollten, erwartete sie der Bub auf einem der Höger und begleitete die gute Frau, die Jakobli nie vergass, auf dem Hinweg bis Ringwil.

Ging es dem Heuet entgegen, so kam aus dem Sternenbergr, dem «Cheleland», der muntere Hansruedi Schnurrenberger mit einem grossen, zweirädrigen Handwagen voll Körbe, Kellen, Klüppli, Gelten und Rechen; Generation um Generation der Kellenländer Korb- und Holzwarenmacher. So lernten die Kinder auch fremde Menschen, fremde Völker lieben und achten; ein bisschen Sehnsucht in die Weite fühlten Bäbeli und Jakobli alleweil.

#### **14 Lob der Jugend. – Schande dem Geiz.**

An hartes, langes Arbeiten waren Bäbeli und Jakobli von klein auf gewöhnt.

Wenn der Winter gar zu lange währte und die Holzvorräte auf der Winde allzurasch aufgebraucht waren, gingen die Unzertrennlichen ins Bachtobel und suchten angeschwemmtes Holz oder nahmen auch etwa von den Wuhren Bengel oder Brettli mit. Die Gefahr, erwischt zu werden, ist wie der pikante Zusatz von Nägeli und Lorbeerblättern zum saftigen Schweinebraten.

Im Kempter Wald waren schier unerschöpfliche Reichtümer von dünnen Tannen- und Föhrenzapfen und von Fallholz. Doch der Förster war der Meinung, dies Lesholz gehöre den armen Kindern von Kempton und nicht «dene chaibe-hagle Bäretschwiler». Sintemalen er diese immer im Verdacht hatte, im Chrüzli ein Hagmesser zu verbergen,

um den Prozess des Abdorrens der Äste zu beschleunigen. So lauerte er den Kindern auf, und oft flohen sie dann, mit gutem oder schlechtem Gewissen, hinüber auf Bäretswiler Boden, wo vor dem Gesetz der starke Arm des Försters erlahmen musste und die Kinder den Mann herzhaft auslachten.

Gefährlicher aber wurden den Kindern rabiate, geizige Bauern. Da war im Walde ein wilder Kirschbaum, dessen aussergewöhnlich süsse Früchte die Buben jeden Sommer lockten. Der Wald gehörte Strehlers. Der «Nöck aus dieser Familie, ein verhasster, schwäbelnder Kerl, passte den Jungen auf, erwischte eine «Tschuppele», hiess einen nach dem andern vom Baume der Erkenntnis herunterkommen und verprügelte sie aufs roheste. Vom Schmerzensgeschrei der Buben alarmiert, eilten vom Felde Bauern herbei. Emport, dass wegen ein paar wilder Kirschen solch brutales Gericht walte, drohten sie dem Strehler Nöck. Der aber wollte sich noch als letzten den Poldeli vornehmen. Der Bub nun verzog sich wieder in die höchsten, zähschlanken Aste des Baumes, baumelte mit dem Wipfel hin und her und - schwupp, sprang er hinüber auf eine Buche über dem Graben und zäpfte auf einem Feldweglein ab, der Nöck wütend hinter ihm her ins Dickicht und zerriss sich ob allem Fluchen die Hosen von oben bis unten, dass die Jugend ihr Gaudi hatte. Die Bauern rannten mit Kärsten und Gabeln hinter dem Rohling her, der sich nur knapp vor dem Volksgericht retten konnte. Fortan blieb er von den Bäretswilern verfeimt und durfte sich im Dorf nicht mehr zeigen. Die Strehler machten Konkurs und verschwanden spurlos.

Der Zusammenhalt der Jungen in Not und Gefahr ist ein Lichtlein, das manch düstere Jugendzeit erhellt. Auch beim Beerensuchen wuchs diese Tugend. Da erzogen sie sich nicht nur zur Sauberkeit und Fleiss, sorgten nicht nur dafür, dass keines mit «Nägeln», Blättern und Tannennadeln im Krättli heimkehrte, sondern auch mit vollem Geschirr. Sie standen sich bei, wenn fremde Unholde oder Kreuzottern Gefahren brachten, hörten auf verdächtige Geräusche und liessen auf der Flucht keines im Stich. Versteckten sich auch nicht egoistisch in guten Beerenplätzchen, sondern ernteten gemeinsam. Solche Tugenden lehrte Bäbeli die Jüngern und übte sie selber am sichersten.

Der beste Zahler für frische Erdbeeren war Statthalter Stössel — sein Franken war ungewollte, demokratische Propaganda für den spätern Regierungsrat. Denn die Buben hielten als Männer zu denen, die sich bewährten. Und als einer seiner ersten Lehrer den Jaköbli derart malträtierte, dass er vor Angst zum Stotterer und Gespött der andern wurde und diese Dinge auskamen, da waren es die jungen Demokraten, die den Schulmeister beiseitennahmen und ihm eindrücklich bessere erzieherische Methoden beibrachten. Jaköbli blieb künftig vor dem Rattenkeller und Poldeli vor Schlägen mit ihren blutigen Folgen verschont, und beide wurden tüchtige Schüler.

## 15 «Die arme Lise.» – Versteigerte Armenkinder.

Wenn die Kinder Hansheiris in die Kempfer Aa Forellen fangen oder in den Rossgumpen dort unten baden gingen, sahen sie in geheimnisvoller Scheu hinauf zum zweitletzten Haus in der Reihe: zum Gemeindearmenhaus. Bachwärts waren im zweiten Stock die Fenster schwer vergittert; dort hielt man seit vielen Jahren die «arme Lise» eingesperrt; mit einer schweren Kette blieb sie an einen grossen Holzpflock gebunden, und den schleppte sie von Zeit zu Zeit mit herzerreissendem Geschrei herum, dass es durch das ganze Dorf tönte. Hansheiri und Anebäbeli waren sich darin einig: «Das ist eine Schande für Bäretswil - doch ändern kann man's halt nicht.» Mitleid und Menschenrecht verstummten vor der Brutalität behördlicher Massnahmen. In der Jugendzeit Bäbelis war es noch üblich, dass die Halb- und Ganzwaisen und die hilflosen Armen öffentlich an den Meistbietenden versteigert, verschachert wurden.

Gegen solche Zustände wandten sich neben den Grütlianern und den wenigen Sozialisten auch die Demokraten. So bestaunten Bäbeli und Jaköbli einen jungen, flotten Studenten, der in den Archiven Bäretswil herumstöberte: der nachmalige demokratische Nationalrat und Bundesrat Dr. Ludwig Forrer, «der Löwe von Winterthur». Er hat als fortschrittlicher Politiker den Kampf gegen solche «Armenpflege» aufgenommen<sup>[7]</sup>.

Jaköbli hörte oft von einem verschupften Freund der armen Leute reden, von dem Oberländer Volksdichter Jakob Stutz, der in seinem Alter in Not und Verachtetsein lebte.

Wenn der Bub auf seinen Botengängen in Isikon bei Hittnau am Geburtshaus Stutz' vorbeikam, oder an der Mühle Balchenstal, wo dessen Tante dem verfolgten Volksdichter in Zeiten der Not Aufnahme gegeben hatte, dann musste Jaköbli an die schönen Verse des Poeten denken:

*Chränzli vo Blume-n-us Wise-n-und Feld,  
Rösli vo Häge-n-im Wald!  
Chränzli, dä machst mer so wohl und so weh,  
Hä-n-i mi Lebtig kei süberers gseh;  
Blueme vo Heime sind drinn!*

Dem Bäbeli aber gefielen besonders diese lieben Verse von Jakob Stutz:

*Es blühed drü Rösli am grüne Hag,  
Sind schön wie Milch und Bluet.  
Im Gärtli grüenet de Rosmari,  
Das mach ich zum ene Maieli,  
Em Jakobli uff de Huet ...*

-----

*Und d'Vögeli singed im grüne Wald,*

*Und s'Geissli springt über de Hag.  
Drum wot i noh, will i es Maitli bi,  
Singe-n-und springe-n-und fröhli si,  
Juhee! so lang i no mag!*

Ja, so lange es noch mochte und konnte. - -

## **16 Bäbeli muss in die Fabrik**

Dies Fröhlichsein mit Jugendgespielen, die erquickenden Spaziergänge im Jugendland, das freie Beerensuchen in den Ferien hörte auf. Bäbeli war im Frühjahr 1866 zwölfjährig gewesen - erst zwölfjährig - und nun hiess es schon: «Bäbeli, du muescht i d'Fabrik go verdiene.» Das war ohnehin das Los der ältesten Kinder armer Leute, sollte aber bei Hansheiris auch die Pflicht von acht Kindern werden, und nur das neunte und jüngste blieb davon verschont. Mit zwölf Jahren täglich dreizehn Stunden in die Fabrik! O, meinte Grossmutter, zu ihrer und ihrer Kinder Zeit sei es viel schlimmer gewesen. Da wurden ja selbst Kinder von acht Jahren an bis vierzehn Stunden und gar in Nachtschichten beschäftigt. Und verkostgeldet haben die Eltern die armen Würmer noch bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts oft recht weit weg in fremde Dörfer. Noch in den vierziger und fünfziger Jahren wurde festgestellt, dass Kinder neben den täglichen sechs Stunden Schulzeit vier bis sieben Stunden in die Fabrik gingen; wo aber Fabrikanten selber in der Schulpflege sassen, wie in Hutzikon-Turbenthal, da kam es trotz des Gesetzes von 1837, das Fabrikarbeit von Alltagsschülern verbot, vor, dass solche bis zu sechzehn Stunden im Tag an den Maschinen standen. Ein kantonales Gesetz vom Jahre 1859 hat dann endlich die tägliche Arbeitszeit auf dreizehn Stunden beschränkt. Und viele Fabrikler im Zürcher Oberland fanden noch, das sei ein schädliches Gesetz, das den armen Familien verunmögliche, mehr zu verdienen.

Ja, früher war es wirklich viel schlimmer gewesen; aber die jetzige, jüngere Generation fühlte wohl, was auch jetzt sie beim Übergang von der Schulzeit ins Fabriklerleben verlor. Bäbeli ging in die Weberei von Kaspar Spörri als zarte, blutjunge Feinweberin. Es würde sich schon machen, meinte Mutter Anebab. Bäbeli war in der Schule schon ein aufgewecktes Kind gewesen, und Vater Hansheiri, der den andern Kindern, trotz seiner fünfzehnstündigen Arbeitszeit bei Hansens, die Aufgaben so gewissenhaft als nur möglich nachschaute, hatte immer seinen besondern Stolz mit dem Kinde gehabt. Bei seiner Schwester Anemarei hatte das Kind in Stube und Laden was gegolten. Als Gespielin von Hansens Pflegekind Madlen, dem fast gleichaltrigen Bäschen, hatte Bäbeli allerhand über die Verhältnisse seiner eigenen elterlichen Familie Hinausgehendes miterleben, essen und auf sich tragen dürfen. Mutter Anebäbeli sah den wachsenden Stolz Bäbelis und sein Tun nicht gerne und meinte, die Hoffart werde ihm in der Fabrik schon vergehen. Den Vater aber dauerte das blasse Ding, das



morgens früh um halb fünf Uhr aus dem Bett musste, an einem Beckeli voll Kaffee und einem Stücklein Brot sich satt essen sollte.

Punkt fünf Uhr musste Bäbeli am Webstuhl stehen und gleich zu Anfang zwei Stühle bedienen. An eine Fabrikordnung musste es sich gewöhnen, die einem noch blutjungen, lebensfrohen Ding nur schwer in den Sinn wollte: Schwatzen, zehn bis zwanzig Rappen Busse; Zuspätkommen zehn bis fünfzig Rappen; grober Unfug dreissig Rappen Abzug. Hohe Abzüge für Webfehler: «Zyse», Bündeli, Nester usw. wurden angekündigt. Im Winter begann die Arbeit um sechs Uhr früh und endete abends acht Uhr. Das dünkte Bäbeli eine Ewigkeit, und wenn es nicht etwa hätte singen können, so hätte ihm die Brust zerspringen müssen.

Der alte Fabrikant Spörri aber hatte Sinn für Psychologie und die Wirkung des Frohmuts auf die Arbeitsleistung. «Bäbeli, sing eis!» lud er das Mädchen ein. So es einhielt, im Glauben, «es tüegs jetzt», munterte er die junge Sängerin auf: «Sing ruehig no eis, Bäbelil!» Doch Bäbeli war kein Singautomat; es sang, wenn es ihm drum war. Es trauerte um das verlorene Jugendparadies, blickte durchs Fenster, sah über Dorf und heimatliche Höhen, in den weiten Himmel hinein. So leuchtet es in seiner Seele auf: Mit sehnsüchtigen Augen schaut es vom Kopfholz über seine liebe Heimat, das Oberland hinweg, sieht all die Feinheiten der Landschaft zu seinen Füßen, sieht den eigenen Glanz des Pfäffiker Sees mit den lieblichen Ufern, dem Farbenwechsel der Streuerieder, den Mooren, saftigen Wiesen, dunklen Wäldern und gepflegten Obstgärten. Schaut die schmucken Dörfer rings um diesen Märchensee. Dahinter sitzt auf breitem Fuss hoch aufgerichtet das Ustermer Schloss mit seinem eigenartigen dreifachen Doppelstockaufbau. Darunter lehnt sich an den Schlosshügel die mächtige Kirche mit dem himmelaufstrebenden, roten Turm; fein glitzert hinter ihr der Greifensee hervor, durch Bäume hindurch grüsst Maur. Breitmassig liegt der Pfannenstiel darüber, die Forch lädt zum Durchmarsch nach Zürich ein. Gradaus erhebt sich trotzig der Mauerklotz des Wetzikoners Schlosses, schon etwas bescheidener die Käsbitze des Kirchturms. Am Berg drüben hockt fest und sicher das Städtchen Grüningen, grüsst freundlich Egg herüber. Zwischen Allmann und Pfannenstiel liegt ein lebhaft gewelltes, von glitzernden Weihern, kleinen Seen und braunen Riedern, Nagelfluhfelsen und Waldsäumen, Wiesen, Ackern, Dörfern und Weilern durchsetztes Gelände, so vielgestaltig und so liebreizend, dass darob jedes Herz beim Anblick übergeht. Wenn aber dann erst noch der Etzel, Rigi und Pilatus, die Schwyzer Höggen (Mythen), der Glärnisch mit dem sagemuwobenen Vrenelisgärtli, der ruche Mürtschenstock und all die vielen andern Hörner, Stöcke, Gräte der Schwyzer und Glarner Alpen an den Festtagen der Natur in weitem Rund hell beleuchtet ins Himmelsblau hinaufragen, dann übernimmt es auch gefühlsstarke Männer. Wie erst bewegt jetzt diese Vision unser weichgestimmtes Bäbeli. In seiner Natursehnsucht beginnt sein Lied erst schmerzvoll klagend; dann aber löst sich der Druck von der jungen, engen Brust, die Leidfalte über den schön gebogenen Augenbrauen glättet sich, der runde Alt des Mädchens will den

Maschinenlärm übertönen, die Frauen und Mädchen ringsum fallen ein und jetzt erschallt warmblütiges Heimatlob, wie Heinrich Leuthold in Versen und die Sängerväter Schmidli, Hans Georg Nägeli und Joh. Rud. Weber im Liede es ausdrückten, sie alle von jenem lebensfrohen Wetzikon und den Schönheiten des Oberlandes berührt, angeregt und ergriffen. Die gute Tradition der Oberländer, zu singen, zu jauchzen, zu jodeln, wo und wann das Herz dazu aufgelegt ist, war von keinem Maschinenlärm und keinem Fabrikreglement so leicht zu erwürgen.

Freilich war's mit dem Singen allein nicht getan. Die «Drähtli», die Spülchen in den Weberschiffchen liefen aus, und die jungen Lungen mussten den Faden des neuen Spülchens durch die Öse saugen; Baumwollstaub drang mit der öl- und wassergeschwängerten Luft in die schon angegriffenen Lungen und mit ihnen die Tuberkelbazillen. Das war, so sehr es von interessierter Seite bestritten wurde, die tragische und kennzeichnende Seite der Fabrikarbeit dieser Jugendlichen: Viel schwindsüchtige Kinder.

Wenn sie dann mal ab der Kette kamen und die Jungen in ihrem freilich nach so langer Arbeit schon sehr temperierten Jugendübermut auf dem Fabrikheimweg etwa Spass machten, die Buben an Winterabenden die Mädchen mit Schneebällen bewarfen, oder die heimlich Verehrte zärtlich mit Schnee einrieben und etwas an sich drückten, da ging manch Fenster auf und tönte es vorwurfsvoll, unverständlich und unnötig hart: «Diä chaibe Hagle händ's hüt z'Tags nu z'guet.»

Innerhalb dieser dreizehnstündigen Arbeitszeit mussten die Kinder bis zum zurückgelegten 15. Altersjahr noch zwei halbe Tage die Woche in die Repetierschule und eine Stunde in den Religionsunterricht. Sonntags war für alle eine Stunde Singeschule und ein bis zu anderthalb Stunden Kinderlehre. Bäbeli ging beim damaligen Pfarrer vier Jahre in den «B'hörunterricht». Wehe den Kindern, die den Haufen Bibelsprüche und Liedertexte nicht auswendig konnten! Wer Angst vor den Püffen und Schlägen des gestrengen Pfarrherrn hatte, der legte lieber Testament und Kirchengesangbuch neben dem Webstuhl ins Drähtlikistli und memorierte während der Arbeit. Das war in der viel besungenen guten alten Zeit. - -

## **17 Vom Dienen und Verdienen. Von Krankheit und anderem Unglück.**

Weit mehr als heute war damals das Leben rechter Eltern Kampf um die primitivsten Lebensnotwendigkeiten, Sorge um zahlreiche Kinder und Arbeit in unglaublichem Übermass. Da Anebäbeli aus einer hablichen Bauernfamilie und Hansheiri aus einer einst vermöglichen Bäckersfamilie stammten, waren in beiden noch starke Kräfte einer gesunden Generation. Es kostete sie aber doch die äusserste Anstrengung, ihre zunächst acht und dann auch noch das neunte Kind durch all die Nöte und Krisen eines Armeleutedaseins hindurchzubringen. Die Familie von Bohli-

Becks Hansheiri lebte buchstäblich von der Hand in den Mund, wobei der Weg von der Hand des Dienstherrn zum Magen des Dienenden oft ein sehr weiter, bitterer, harter und demütigender war. Namentlich dann, wenn wieder kein Bissen Brot mehr im Hause blieb; für einen Vierpfünder aber ging ein Tagesverdienst Hansheiris nahezu drauf. Da waren selbst zehn und elf Rappen Stundenverdienst des fleissigen und geschickten Bäbeli und die zwanzig Rappen Botenlohn, den Jaköbli in halbtägigen Botenläufen verdiente, mehr als bloss willkommen: Es war ohne sie nicht durchzuhalten.

Was nur irgendwie dem Schwager und seiner ausgerechneten Frau Geld brachte, half Hansheiri erwerben: Er schwitzte in der Garnsiederei, er schuftete im Web-, Schlicht- und Zettelkeller, er brannte im Winter zwischen Hitze und Dampf, Kälte und Nebel vierundzwanziggrädigen Schnaps, Wacholder und Kräuterschnaps, er stampfte zwischendurch aus den ausgebrannten Trestern Zigerli, er buckelte Obstsäcke und Kisten in Trotte und Keller und Magazin und schwere Most- und Weintansen voll Most und Wein auf die Fässer, er holzte im Winter und Frühling, er war Gärtner im Sommer und baute im Akkord Strassen, er mostete in den strengen Herbsttagen Tag und Nacht, fast ohne auszuruhen - und hoffte und hoffte immer noch, die kinderlose Anemarei werde ihm einst daran denken. So vergeudete Hansheiri im Dienste einer berechneten Schwester Stierenkräfte. Dem Anebäbeli blieb es auch nicht verborgen, wie Madlen mehr und mehr als eigen Kind gehalten wurde, besonders als Bäbeli nun nicht mehr bei Vetter Hansens aushelfen, sondern in die Fabrik gehen und verdienen musste. Ist es nicht die Eigenheit der kinderlosen Frauen, Pflegekinder besonders zu hätscheln, besser zu halten als Mütter die eigenen? Was musste daraus werden? Würde Madlen von den Zieheltern Hans und Anemarei adoptiert werden und aus dem versprochenen Erbe und Lebenstraum Hansheiris lauter Schaum? Das drückte Anebab mit gutem Recht. Und dass dann trotz all diesen deprimierenden Aussichten Bäbeli in Kleidung und Gehaben dem Bäschen «aus besserem Haus» sich ebenbürtig zeigen wollte und eben auch wie andere seines Geschlechtes und Alters gefallsüchtiger wurde, als die äusseren Umstände es erlaubten, das wollte nicht in den harten Kopf Mutter Anebäbelis. Es setzte manch herbe und laute Auseinandersetzung mit Kind und Mann ab, besonders weil dieser aus Schwäche, wachsendem Schuldbewusstsein und Liebe, einseitig zu seinem Ältesten hielt.

Anebäbeli hatte ihren dicken Schädel, ihr starkes Temperament von der eigenen Mutter ererbt, die mit ihrem jüngsten Kind, dem siebzehnten, allein in Bäretswil blieb, als ihr Mann zu einem Schwiegersohn nach Hittnau zog. Ihr Jüngstes war jünger als ihrer eigenen Tochter Ältestes, Bäbeli war älter als seine Tante. Das ward dann ähnlich, als Bäbelis Ältestes wieder seiner Mutter Jüngstes als Gespielin bemuttern konnte. So wuchsen früher in den eigenen Familien die Generationen ineinander und mit ihnen allerhand geistige, sittliche und kulturelle Probleme; diese Streitfragen wurden in der Familie ausgetragen, wo sie heute nebenaus und von den Kindern vielfach gegen die Eltern ausgefochten werden. Derart aber wuchsen auch auf dem Lande jene

patriarchalischen Verhältnisse, die für die Kinder Ehrerbietung gegen die Eltern und Unterordnung bedeuteten. Anebäbeli führte die Familie, und sie war darum das Haupt, vor dem neun Kinder sich in Ehrfurcht neigten. Was nicht sagen will, dass nicht Bäbeli mit seiner breiten Stirn und die vier Buben mit ihrem von der Mutter geerbten Eigenwillen nicht ihre eigenen Wege gegangen wären.

Bis dahin aber verfloßen noch schwere Jahre. Anebäbeli hatte noch viel Kummer, Not und Sorge für die grosse Familie zu tragen.

Des Armen Heiland ist der Arme selbst. Im letzten Haus des Oberdorfes wohnte eine arme, lahme, kranke Frau, die menschengewordene Güte. Jaköbli hat ihr jahrelang Kräuter gesammelt, aus denen sie Kranken heilenden Tee braute. Als sie selber hilflos elend wurde, hat Mutter Anebäbeli, trotz der Überlast von Arbeit, noch Zeit gefunden, ihr beizustehen; dafür hat sie ihr neben dem Gebet um Gottes Segen ein grosses Doktorbuch vermacht, mit dessen erprobten Ratschlägen das hilfsbereite Anebäbeli manchen Ansturm auf die Gesundheit der vielköpfigen Sippe abwehrte. Fast das ganze Oberdorf der Ärmeren kam in Fällen von akuten Krankheiten zu der klugen Frau Ratholen. Eine schwere Scharlachepidemie raste im Winter 1868/69 durch das Dorf und räumte unter der Jugend unerbittlich auf. Verwandten Hansheiris wurden die einzigen drei Buben dahingerafft; der «Zigerpeter» (Mumpf) hatte dem wachsamem Anebäbeli die böse Krankheit angekündigt; drei Monate lang litt der Poldi an der Krankheit; trotzdem brachte die sorgende Mutter all ihre eigenen neun Kinder über die Gefahren hinweg, so dass Neidische gefühlvoll meinten: «Däne hetted au e pari chöne sterbe, es hetti dän no gnuog gha vo dem Züg.»

Freilich gab es auch in der eigenen Familie Fälle, da Mutter Anebäbeli nicht helfen konnte. Als Hanneliese, eines der Mädchen, kopfüber die Treppe hinunterfiel und ohnmächtig liegen blieb, da musste der Arzt geholt werden. Eis her! war sein Ruf. Im ganzen Dorf aber war kein Stücklein Eis, und so rannte Jaköbli in fünfundzwanzigminütigem Dauerlauf nach der Bierbrauerei Gublen in Bauma — fünf Kilometer weit. Wie der Biswind flog er mit dem Eiskübel zurück und wurde oberhalb der Mühle vom Bruder Poldi abgelöst; der sauste übers Neutal hinaus, wo er vom jüngeren Bruder Hans abgelöst wurde. Durch diesen Stafettenlauf der drei tüchtigen Buben ist ihre Schwester dem Leben erhalten worden. Das war damals, als es noch keine Velos, keine Autos, nicht einmal ein Telephon gab<sup>[8]</sup>. Aber auch diese Rettung hat Hanneliese nicht vor dem Schicksal bewahrt, in die Fabrik gehen zu müssen und ihre hohe Intelligenz für eine andere Sache als eintönige Maschinenarbeit zu verschwenden. Gerettet der Fabrik, doch nicht dem Leben, das sie ersehnte. Das Neunte erst bekam freie Bahn ins Leben und – wählte trotzdem das Dienen als tief verstandene Lebensaufgabe.

Nach der Konfirmation hat Bäbeli nichts Schöneres und Nützlicheres gekannt,

als an den Sonntagvormittagen in den herrlichen, frischen, grünen Wald zu gehen, dort seine Singübungen abzuhalten, das Hohelied vom Wald zu singen und dabei die Lungen auszulüften, die immer deutlichere Symptome einer sich entwickelnden Tuberkulose zeigten. Doch Bäbeli liess sich nicht unterkriegen; der blinde Wasserdoktor im Ehretstock, eine kräftigende Milchkur, die gesunde, würzige Tannenluft und ein unversieglicher Humor hielten das Fabrikmaitli aufrecht. Jaköbli allerdings bangte um ihr Leben und empfand immer grösseren Aberwillen vor der lebenverschlingenden Fabrik.

## 18 Jaköbli will nicht Spuler werden.

Die sozialpolitischen Forderungen der demokratischen Verfassungsbewegung von 1869 interessierten den aufgeweckten Jaköbli stark. Als Schüler musste er Männern den Stimmzettel bei den Wahlen ausfüllen. Fragte er etwa, wen er schreiben solle, so kam meist die Antwort: «Tänk öppe halb und halb, d'Helfti nöii und d'Helfti alti.» Die neuen, das waren die Demokraten, und die kamen beim Jaköbli nicht zu kurz, sintemalen sein Vater und er selber Demokraten waren.

In diesen Jahren ging ein starker industrieller Aufschwung durchs Zürcher Oberland: Bahnen wurden gebaut, Giessereien und Maschinenfabriken wuchsen in Winterthur und Uster aus dem Boden. Die jungen Bäretswiler wollten Mechaniker werden. Das wäre auch nach dem Sinn Jaköblis gewesen: Mechaniker und dann Meister, wie sein Vetter «Haargenau» oder «Tausendstelmillimeter» in Sulzers Betrieben. Für die Textiler wehte Frühlingsluft; Weber und Weberinnen wurden bis nach Lodz in Polen gesucht, und Vetter Hannes vermittelte eine ganze Auswandererkarawane an den Fabrikanten Schoenstedt in Duisburg, wo Jaköbli fünfzehn Jahre später auch landete. Viele Webermeister vertauschten das Oberland mit Kempten im Allgäu (Bayern) und Augsburg.

Den Jaköbli packte dieses «Weg vom Bäretswiler Fabriklerlos!» Er wollte sich dem Schicksal widersetzen, das die Kinder der Armen als Spuler und Weber, als Aufstecker und Ansetzer in die Webereien und Spinnereien trieb. Als er am Fastnachtmontag im strengen Winter 1870/71, trotz des vielen Schnees, mit dem Vater nach Uster ging, um die internierten Turkos und Zuaven aus der Franzosenarmee Bourbakis zu sehen, war ihm, als gehe vor ihm das Tor zur Welt auf. - Nach dem Efuhrschulschluss ging er immer voll Spannung auf die Post, um die neuesten Zeitungen zu holen und schnurstracks damit in die Fabrik, sie zu verkaufen. Er war über alles orientiert und musste viel Auskunft geben, was in der Welt draussen los war.

Trotz inständigem Bitten hiess es aber in diesem Frühjahr: «Jakob, du muescht i's Spörris go spuele.» Unter ein Dach, unter dem hervor kein Sonnenstrahl, kein Fetzen Himmel, kein Baum und kein Plätzlein Wiese zu sehen war. Nein! Vier Wochen ging es,

dann trotzte er wie ein Lätzkopf: «I gohne nüme — er chöm-mi z'tod schloh, i gohne nüme!» — «Was, du ch... Halungg!» war die Antwort – und vor dem weiteren musste er sich fügen. Doch hinter der Spulerei war ein Kistenlager und daselbst ein Seil; daran schwang er sich über die Mauer ins Bachtobel hinunter. Da war so viel zu sehen: Rotgetupfte Forellen im klaren Wasser, die «grosse und die kleine Gelte» und die gefährliche «Trülle» und ganz hinten, ob Wappenswil, der «Hohlenstein», die Täuferhöhle, von einem Wasserfall wie durch einen Schleier verdeckt. Sie war voller Geheimnisse um die Wiedertäufer, die sich darin verborgen hielten, als in der Reformationszeit die Zürcher Regierung unter Zwingli sie verfolgen und die Anführer grausam ersäufen liess<sup>[9]</sup>. Zweierlei Leiden und Martyrium war's, das der Täufer und das Jaköblis. Als bei solchem Schwänzen der Zahntag auch gar so mager wurde, gab's Prügel. Eine Änderung trat dann aber doch ein. Zu Hause wurde der Andrehstuhl Mutters durch einen Seidenwebstuhl ersetzt, und unter der Zucht Anebäbelis entstand das erste Wupp Seidentaffet, von Jaköbli mit Fleiss und Aufmerksamkeit gewoben. Der Fabrikant zog es prüfend über den Galgen und fällte sein Urteil: «Die Enden zu wenig ausgerieben – ein Franken Strafe; für schönes Weben aber ein Franken Trinkgeld.» Mit dem Löhnli im Sack zog der junge Weber heim und traf da zu seinem Erstaunen den frühern Arbeitgeber, den Leutnant Spörri, der ihm anbot, wieder zu ihm zu kommen; er gebe ihm gleich zwei Schnelläufer. Doch Jakob trotzte heftig: «Händ er mi vorher nüd zum Wäbe wele, so chume-n-i iez z'leid au nöd!» Nach zwei Stunden jedoch war er überredet. Er wurde Feinweber bei Kaspar Spörri und meinte, er werde jetzt todsicher so ein Schwindsuchtskandidat wie Bäbeli.

## **19 Arbeiter erwachen. - Ein Streik in Bäretswil.**

Lauter und immer lauter wurden die Stimmen, die Arbeitszeit sollte nun doch auf zwölf Stunden beschränkt werden, auch wenn das Volk das Zwölfstundengesetz verworfen hatte. Der Deutsch-Französische Krieg hatte eine schwere Absatzstockung für die Oberländer Feinweberei gebracht; man fing an darüber nachzudenken, ob die überlange Arbeitszeit nicht eine der Ursachen sei, die Krisen zu verschärfen. Nach dem Kriege setzte für zwei Jahre eine Hochkonjunktur ein, von der die Arbeiter wenig profitierten. Viele Arbeiter mit kleinem, eigenem Bauerngewerbe zogen sich auf die Landwirtschaft zurück. Gute Arbeiter wurden rarer, dies um so mehr, als die Absatzschwierigkeiten, die neue Mode und die Entwicklung der St.-Galler Stickerei manchen Webfabrikanten veranlassten, auf feinere Gewebe und fassonierte Artikel sich umzustellen.

In diesem und jenem Betrieb von Winterthur, Uster und Wetzikon war der Zwölf- und gar der Elfstundentag den 13 Stunden gefolgt.

Unter den Arbeitern der Webereien galten die Schlichter als die ausgesprochen-

sten Berufsarbeiter. Aufgemuntert durch die Erfolge der ersten Jahre demokratischer Regierungsmehrheit im Kanton, angeregt durch eine unter Greulichs junger Führung sorgfältig abwägende Gewerkschaftsbewegung, sich ihrer Unentbehrlichkeit auch bewusst, benützten zwei Bärethwiler Schlichter, Schoch im Neuegg und Walder in der Weberei Spörri, die günstige Situation, um mit der Arbeiterschaft dieser Betriebe den Kampf um den Zwölfstundentag aufzunehmen. Die Weber und Weberinnen nahmen die Forderung freudig auf und eine Kommission sprach bei den beiden Fabrikanten vor, wurde aber barsch abgewiesen. Dieses rückständige Verhalten löste bei der demokratischen Bevölkerung starken Unwillen aus. An einem schönen Montagmorgen wurde mit einem Streik begonnen.

Der Eingang zur Fabrik Spörri wurde von Leutnant Spörri, seinem Neufundländer Hund und von «Schnyder-Dafete-Arnold» besetzt. Es wurde bekannt gemacht: Arbeiten kann, wer durch Unterschrift bezeugt, dass er an der dreizehn stündigen Arbeitszeit festhalten will. Die Unterschriften flogen heran. Schon am Dienstagnachmittag zogen die Eingeschücherteten wieder zur Arbeit.

Den beiden Schlichtern wurde gekündigt, aber neue Schlichter meldeten sich nicht. Erstmals lernten Bärethwiler Fabrikanten Arbeitersolidarität kennen.

So gingen die beiden Fabrikherren einen Kompromiss ein, der ihre Prestige nur formell rettete: Die beiden Schlichter wechselten einfach ihre Stellen, die Fabrikanten aber bewilligten den Zwölfstundentag.

Allerhand neue Bahnbauten, so auch der Bau der Gotthardbahn, lockten gute Arbeitskräfte weg, und darum machten die Unternehmer gute Miene zum bösen Spiel.

Vereinzelt zeichneten sich auch Unternehmer selber durch ihr Verständnis für die Arbeitszeitverkürzung aus. So reduzierten die Gebrüder Honegger in Medikon-Wetzikon 1872 die Arbeitszeit freiwillig auf elf Stunden. Honegger war demokratisches Mitglied des Kantonsrates.

Durch das Schweizerland ging, von den Demokraten, den Grütlianern und einem Schärlein Sozialisten freudig unterstützt, die letzte grosse politische Anstrengung der Liberalen zur Revision der Bundesverfassung. Sie riss die intelligenteren Arbeiter mit. Es ging dem Jahre 1874 entgegen. Auch da verpassten Jakob und Bäbeli den Anschluss ihrer Herzen an die neue Zeit nicht.

## **20 Die neue Bundesverfassung wird gefeiert.**

In den Entwicklungsjahren durchschritten Bäbeli und Jakob eine hochinteressante Zeit. Der Sieg der demokratischen Bewegung im Kanton Zürich mit der kantonalen Verfassungsrevision und der Sieg des jungen Deutschen Reiches über das Französische Kaiserreich warfen eine Reihe wichtiger Probleme auf und brachten

Entwicklungen, denen ein Fabrikdorf und seine aufgeweckte Jugend nicht entgehen konnten. Bäbeli und Jakob erst recht nicht, da sie durch mancherlei Interesse und Erlebnisse gelockt, im Strom des öffentlichen Lebens kräftig mitschwammen. Die industrielle Gründerepoche nach 1871 und das Eisenbahnbaufieber förderten die Bodenspekulation, trieben die Bodenpreise hoch, nahmen den Bauernsöhnen die Möglichkeit, Land zu kaufen, und stiessen sie in die Fremde<sup>[10]</sup>. Im Middle West Nordamerikas suchten viele Boden und fanden eine neue Heimat. Das gab Gesprächs- und Singstoff für die Bärethwiler, denn auch aus diesem Dorf waren Bürger nach der Gegend des Sacramentostromes ausgewandert.

Der Bahnbau fügte die schweizerische Wirtschaft in den Weltverkehr ein; fremdes Getreide konnte nunmehr viel billiger eingeführt werden, als das eigene zu stehen kam. Die Unternehmer, die neue politische Herrscherschicht, förderten den Import billiger Nahrungsmittel, um mit möglichst tiefen Löhnen der englischen Konkurrenz standhalten zu können<sup>[11]</sup>.

Das Ausländerproblem meldete sich von zwei Seiten. Die industrielle und die starke bauliche Entwicklung in den Industrieorten sowie die vielen Bahnbauten zogen eine Masse deutscher Handwerker, Spengler, Schmiede, Schlosser, Mechaniker, Schreiner, Zimmerleute und später auch italienische Maurer an<sup>[12]</sup>. Sie taten, als ob sie im eigenen Lande wären und fühlten sich auch wie zu Hause. - Die schwere Niederlage Frankreichs, der übergrosse Sieg des wenig beliebten Bismarck und der Zürcher Tonhallekrawall pflanzten einen eigentlichen Deutschenhass. Die deutsche Kolonie in Zürich hatte die Geschmacklosigkeit begangen, in diesem Hause 1871 eine Siegesfeier zu begehen, während noch französische Internierte dort untergebracht waren. Es kam zu Tumulten gegen die Deutschen, und der Bund musste Militär aufbieten, weil die Zürcher Regierung nicht hart genug gegen die Demonstranten durchgriff.

In das Jahr 1871 fiel auch die Gründung von Textilfachvereinen zur Hebung der Lage der Textilarbeiter. Ein Teil derselben war international organisiert, und die Frage, ob national oder international, schlug hohe Wellen in der Öffentlichkeit und in einem Teil der Arbeiterfamilien. 1872 war es das erste Mal, dass an der Glarner Landsgemeinde Arbeiter ohne Anlehnung an die Demokraten eine neue, die sozialistische Sprache redeten. Und weil sie sprachen und laut sprachen, sollen sie die Landsgemeinde gestört haben. Gegen den Willen einsichtsloser Arbeiter setzten sie ein Elfstundentagesgesetz durch.

Es war besonders Herman Greulich, der eine lebhaftige Agitationstätigkeit entfaltete, später der frühere Weber, dann Lehrer und zuletzt zürcherische Professor Robert Seidel.

Von dem «Schwobezüg» und diesen «Anarchisten» wollte Anebäbeli nichts wissen; sie führte zu Hause ein festes Regime und billigte das in ihren altliberalen Ansichten auch den «Herren» in den Fabriken zu.



Mit der neuen Bundesverfassung von 1874 wurde die Glaubens- und Gewissensfreiheit als unverletzlich erklärt; niemand durfte gezwungen werden, einer religiösen Gemeinschaft anzugehören oder am religiösen Unterricht teilzunehmen. Jeder Verstorbene hatte Anspruch auf ein schickliches Begräbnis, die Zivilehe wurde obligatorisch, die Ehescheidung als rechtlich erlaubt erklärt. Das alles richtete sich gegen einen kämpferischer gewordenen Katholizismus, und alle diese Bestimmungen sicherten die Annahme der revidierten Bundesverfassung. Der erste Versuch war 1872 am Kantönligeist zerschellt; was dann 1874 gelang, das wurde unter kulturkampfpolitischen Gesichtspunkten errungen und auch von den Bäretswilern als scharf gegen Rom gerichtet aufgefasst<sup>[13]</sup>.

Der Sieg des Deutschen Reiches über Frankreich im Kriege 1870/71 und die Störung des europäischen Gleichgewichts machte eine Stärkung der schweizerischen Armee durch weitergehende Zentralisierung des Militärwesens notwendig.

Was auch wieder das einfache Volk begeistern konnte, war die Bestimmung der revidierten Bundesverfassung, dass der Primarschulunterricht in allen Kantonen obligatorisch sei. Dem Bund wurde ferner allein das Recht, Banknoten zu drucken, zuerkannt. Und über all dies wurde neu das fakultative Referendum eingeführt. Der 19. April 1874 wurde in den protestantischen Kantonen ganz besonders als *ihr* Sieg gefeiert <sup>[14]</sup>.

Das war, politisch gesprochen, der schönste Tag im Leben Jakobs und Bäbelis; so schien es ihnen wenigstens, denn sie waren ganz dabei; sie weniger aus Katholikenhass, sondern als hoffende Junge, stand doch hinter diesem Ja auch ein neues Fabrikgesetz, der Anfang einer modernen Sozialpolitik mit besserem Arbeiterschutz.

Um halb sieben des frühen Vormittags kam die Nachricht von der Annahme der neuen Verfassung nach Bäretswil. Wie auf ein Kommando wurden sämtliche Webstühle und der ganze Betrieb stillgelegt. Alles stürmte auf die Strasse, ein Jubel und ein Singen ging durchs Dorf wie kaum je. Die Vereine fanden sich zu patriotischen Feiern, die Jungmannschaft sammelte Holz und gab am Abend durch Freudenfeuer von ihrer Begeisterung den Nachbarn Kunde. Selbst auf dem steilen Stollenberg, wo früher die Raubritter von Greifenberg gehaust hatten, flammte ein mächtiger Holzstoss auf. Bis zum Bodensee grüsste das Freudenfeuer. In Gasthöfen und Wirtschaften sammelte sich das Volk in heller Aufwallung vaterländischer Hochgefühle. Lehrer Volkart führte Jakob und seine sechzehn- bis siebzehnjährigen einstigen Schulkameraden, die im versteckten als Zaungäste zugeschaut hatten, in den Saal mit den Worten: «Euch Jünglingen gehört das Vaterland und die Zukunft!» Die Jugend sollte ihre Herzen an diesem heimatlichen Feuer wärmen.

Das haben die Burschen nie vergessen. Als beim Bau der Gotthardbahn die bewilligten Mittel um hundertzwei Millionen überschritten wurden und die Arbeiten

stockten, gingen die Oberländer Jünglinge auf die Agitation, um die Mitbürger zur Bewilligung weiterer Summen zu bewegen.

## 21 Revoluzzer und Sektierer.

Menschen, die viel allein sind und in Webkellern abgelegener Höfe viel grübeln – das war neben den mit Menschen vollgepfropften Dörfern von schindelgedeckten Holz- oder ziegelbedachten Fachwerkhäusern das Zürcher Oberland vor hundert und mehr Jahren. Die Fabriken haben diese Einsiedler und Träumer zueinander gebracht und damit auch Apostel von allerhand Heilslehren. Der Bäretswiler ist schon bedeutend aufgeschlossener als der Tösstaler. Das Träumerische, Mystische des Tösstalers hat seinen Stimmungsgrund in der Abgeschlossenheit der Landschaft, in den dunklen Umrissen der Täler, den bewaldeten Höhen. Bäretswil aber liegt nahe am Rande einer Bergzinne, mit weitem Blick ins liebliche, offene Land. Da geraten Weltoffenheit und sektiererische Verslossenheit miteinander in Konflikt. Die Oberländer können fanatisch werden, das hat schon die Wiedertäuferbewegung bewiesen. Und erst recht 1839 der «Züriputsch», angeführt vom jungen Pfarrer Hirzel in Pfäffikon gegen die liberale Regierung. Das war die «betende Revolution». Auch der Maschinensturm des Jahres 1832 gegen die Oberustermer Webmaschinen war Zeuge solcher Entschlossenheit. Revoluzen, auch konterrevoluzen – das konnten die Oberländer von jeher; auch Hans Waldmann und Zwingli hatten es erfahren.

Das schien fremden Heilslehrern geeigneter Boden zu sein und ist ja auch heute noch fruchtbares Ackerfeld für fremdreligiöse Tätigkeit. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege kamen vom Rheinland her Sektenprediger, Stündelipfarrer aller Art ins Oberland. In einem Bauernhaus, «in der Hütten», und andern Bauernstuben, eiferten sie, als müssten sie den Herrgott korrigieren. Die evangelischen Pfarrer und die Landeskirche wurden in Grund und Boden verdammt, an den Seelen der Frauen nagte der Zweifel, Unfriede zerriss die Familien. Es war eine rechte Seuche; die primitivsten Traktätchen verwirrten die Geister. Bald aber wurden Zettel an die Türen dieser Versammlungslokale geschlagen: «Pocken», «Typhus». Die gefährlichen Heilslokale wurden polizeilich geschlossen, die fremden Heter mit dem frommen Augenaufschlag verjagt. Nur die Mormonen konnten sich noch eine Zeitlang unter den ärmsten Fabrikfraueli halten; doch als ihre öffentlichen Taufen zwischen Männlein und Weiblein im Giessen des Kempter Tobels von der Polizei aufgehoben wurden, verzogen sich die Anhänger dieser Sekte für immer nach den Salzseen Nordamerikas.

Pocken und Typhus haben böse gehaust, doch Anebab hat auch hier ihre Kinder über den Graben gebracht. Wochenlang haben Jakob und Bäbeli den Nachbarn das Essen und das Wasser vom Brunnen durch ein Schieb Fensterchen gebracht.

Wollten die Sekten die Seelen der sündhaften Armen auf einem Separatweglein

in den Himmel bringen, so die Demokraten in ihrem Übereifer die Wirtschaft und ihre Parteipolitik auf einem Sondergeleise. Die Winterthurer Bahnpolitik sollte die Liberalen und die Stadt Zürich in ihrer Allmacht, zugleich aber auch die privatkapitalistische Bahnpolitik treffen. Volks- und Herreninteressen stiessen immer härter aufeinander.

Das wirtschaftliche und damit auch das öffentliche, das soziale Leben, blühte in den ersten siebziger Jahren. Das Gründungsfieber schüttelte Behörden und Volk. Bahngründungen aller Art belebten die Metallindustrie und diese wieder, samt den neuen, billigeren Verkehrsverbindungen ins Ausland, die Textilindustrie. 1873 allein wurden neunhundertdreiundvierzig Kilometer Eisenbahnlinien konzessioniert. 1874 setzte schon wieder die Krise in der Textilindustrie hart ein. 1875 wurde in dieser Situation die «Ostsektion» der Nationalbahn, die Strecke Winterthur — Singen — Kreuzlingen, eröffnet. Damit begann ein gut gemeinter, aber schlecht durchdachter und in seinen Folgen verhängnisvoller Kampf der Demokraten Winterthurs gegen das private Bahnmonopol der Nordostbahn und Zentralbahn. Das war die bahnpolitisch verrückte Idee, der Zentralbahn den Verkehr nach Zürich und Olten wegzunehmen durch den Bau einer Bahn, die von Winterthur nach Zofingen führte, ohne Zürich zu berühren (Winterthur - Glattbrugg - Wettingen - Lenzburg - Zofingen). 1877 wurde dann die «Westsektion» der Nationalbahn eröffnet; aber schon im Februar lieferte das Bundesgericht diese unmögliche Bahn der Zwangsliquidation aus. Die beteiligten Gemeinden hatten Millionenverluste, und Winterthur überstellte es beinahe. Der Bund musste helfen. Das bedeutete dann den Niedergang der Demokratischen Partei.

## **22 Ein Sängerfest im « Chelleland ». — Bäbelis grosser Tag.**

Doch, so weit war es nun 1875 noch nicht. Man schwelgte noch im Gründerglück und jubelte im Eisenbahnfieber. Bäretswil rüstete zu einem grossen Sängerfest. Aus dem ganzen Kanton kamen Anmeldungen der Vereine, und Jakob hatte für den Leutnant Bünzli vom Festkomitee allerhand Botengänge zu leisten; Bäbeli, das nun schon einundzwanzig Jahre alt und die beste Sangerin des Ortes war, hatte es mit Proben streng. Unter Direktor Ignaz Heims, des erfolgreichen Chorliederkomponisten Leitung, stellte Bäretswil einen imponierenden Begrüssungschor.

Am Dorfeingang wurden die auswärtigen Sänger mit folgenden Sprüchen am «Triumphbogen» begrüsst:

*Willkommen thr Sängler mitenand,  
Willkommen hier im Chelleland.  
Nun singed hat mit grossem Flys,  
Ä Chelle sy der ersti Pries.*

Und die Rückseite sagte den Heimkehrenden:

*Wä hätt woll hut am beste g'sunge  
Und so e Chelle sich errunge?  
Dä ist z'benyde ja fürwahr,  
Denn därig Chelle sind no rar.*

Ein Männerchor aus Winterthur eroberte die zwei zwölf Fuss langen Kellen; sie sollen noch heute in seinem Archiv aufbewahrt werden. Der Sängewettstreit in der Kirche gelang aufs allerbeste und brachte grosse Stimmung ins Dorf. Am Montag darauf hatte Bäretswil noch ein Jugendfest, um auch den Jungen eine besondere Freude zu machen.

Bäbeli erlebte hier ganz besondere Anerkennung. Bei einem in festlichem Gepräge gehaltenen Anlass im «Ochsen» wurde es als Solosängerin herausgerufen. In der Alltags- und Repetierschule, erst recht aber in der Singschule und im Gottesdienst, war längst sein voller, runder Alt, der warme Klang seiner Stimme und der innige Vortrag aufgefallen. Im Chor dann hatte es unter den Frauenstimmen die Führung. Wenn es einsetzte, griff es einem ans Herz, und sein Gesang erklang wie Orgelton. Der Vorsinger in der Kirche konnte sich auf Bäbeli verlassen.

Auf den Herausruf im «Ochsen» erst etwas verlegen, fasste sich unsere Sängerin rasch, blickte verstohlen nach der Seite, wo die jungen Männer sassen und ein junger Schlosser, der Schang Küng, mit scharfem, fast eifersüchtigem Blick hersah; er nickte ihm leicht zu und dann stellte es sich zum Vortrag. Bäbeli holte tief Atem, rundete seine Lippen zu guter Aussprache, zog in der breiten Stirn zwei Querfalten hoch, neigte den Kopf mit den rundum geflochtenen, dicken, im «Bärli» (Barett, Haarnetz) getragenen Zöpfen leicht auf die Seite und begann jenes wehmütige Lied, das den nach dem Sacramentostrom, in die nordamerikanische Einsamkeit gezogenen Emmentalern gewidmet war:

*Sagt, o sagt, wann werd ich endlich  
Jene Auen wiederseh'n,  
Wo von Bergen ringsumgeschlossen  
Still in Hütten, dicht bewohnt,  
Wo auf jenen Alpenstufen  
Treue Schweizer Tugend thront?*

Das war so mit ganzem, reinem, sehnsüchtigem Herzen gesungen, als ob Bäbeli selber diese Sehnsucht des Heimwehmenschen in sich trüge. Tosender Beifall erscholl und stürmisch wurde die Wiederholung verlangt. Der reiche Fabrikantensohn Adolf Guyer-Zeller aus dem benachbarten Neutal sprang entzückt auf, trat auf Bäbeli zu, umarmte es und rief laut in den Saal: «Bäbeli, du bischt e Künschtleri, dich lo-n-i usbilde.»

Puterrot vor Überraschung und Freude blickte Bäbeli schnell zum Schang, ihrem heimlichen Jugendgeliebten hinüber. Es dachte sich schon dessen Freude aus, wenn

das sein dürfte: Es, sein Bäbeli, Sängerin. Ja, dann musste Schang weiter Geigenstunden nehmen, und sie wären das glücklichste Paar in der Welt!

Warum sollte ihm dieses Glück nicht werden?

### **23 Bäbeli darf trotzdem nicht Sängerin werden.**

Am folgenden Tag hatte Anebab seltsamen Besuch. Guyer-Zeller trat mit dem Plane an die Mutter Bäbelis heran, die sangeskundige Tochter auf seine Kosten ausbilden zu lassen. Man könne doch eine so gute Stimme nicht brach liegen lassen. Das Mädchen würde sicher seinen Weg machen.

Anebab hatte eine grosse Achtung vor dem flotten Fabrikantensohn im besten Alter; sie wusste auch, dass er sich bei seinem grossen Reichtum mit diesem Vorhaben nicht überlupfen würde, wusste von seinen guten Beziehungen mit den hohen Gesellschaftskreisen Zürichs. Aber sie lehnte schroff ab, so hoch ihr «der Neutaler» auch vorkam.

Guyer-Zeller liess nicht locker, wiederholte die Besuche und redete auch mit Hansheiri. Doch in diesem Punkte siegten wieder einmal der unbeugsame Wille und die harten Grundsätze Anebabs, deren Sinnen bei der Not der Familie ganz darauf gerichtet war, Bäbelis Fabrikverdienst der Familie zu erhalten.

Anebab hatte auch eine starke Abneigung gegen alles, was einer jungfräulichen Hoffart ihrer ältesten Tochter irgendwie Vorschub leisten konnte; es schien der Mutter ohnehin, dass Bäbeli zu sehr das Wesen der Madlen drüben, bei der verhassten Schwägerin, nachmache. Auf einer Sängerin, die herumziehen würde, hielt sie ernstlich nicht viel; für ein einfaches Fabrikmädchen wäre es zudem eine sündhafte Verstiegtheit. So erreichte auch Guyer-Zeller, der draufgängerische Pläneschmied, bei Mutter Anebab nichts, als dass diese sich in ihrer, in der Familie entscheidenden Gewalt, noch besser bewusst ward <sup>[15]</sup>.

Dem Bäbeli brach die erste grosse, wie eine Leuchtkugel aufgestiegene, ach so flüchtige Hoffnung plötzlich wieder in sich zusammen. Um so fester zog es nun das Band, das es mit Schang seit dem Konfirmandenunterricht verband. Der junge Schlosser Küng spielte so schön auf der Violine, seine fröhlichen Tanzweisen standen in einem eigenartigen Gegensatz zu seinem schmalen Gesicht mit den strengen, harten Zügen und seinem scharfen, glühenden Auge. Bäbeli musste immer so etwas wie Mitleid mit seinem Wesen haben und war glücklich, wenn sein eigener Frohmut ihres Liebsten Blick aufhellen konnte. – Ihm wollte es seine Seele im Singen schenken.

## 24 Von Hansheiris eigener Art.

Brauchte denn Hansheiri sein Leben lang seiner Schwester Brenner, Magaziner, Knecht, Hausbursche und Sklave zu sein? An der Gotthardbahn wurde fieberhaft gebaut und einheimische Vorarbeiter waren gesucht<sup>[16]</sup>. Wäre es da nicht auch für die vier kräftigen, anstelligen Buben besser gewesen, Hansheiri hätte die Konjunktur ausgenützt, wäre dem Rate des Gotthardbahningenieurs Keller von Fischental gefolgt und hätte bei ihm am Bau der Gotthardbahn als Vorarbeiter auf der Teilstrecke Brunnen-Göschenen eine Stelle angetreten? Das meinten seine grössern Kinder und die Nachbarn. Hansheiris Kraft, seine Intelligenz und seine Wirbigkeit hatten sich ja immer bewährt. Seine Buben fanden, es müsste für ihn nach der Inbetriebsetzung der Gotthardlinie doch Gelegenheit geben, im äussern Bahndienst zu avancieren und eine gute Lebensstellung zu bekommen. Wiederholt setzte Herr Keller bei Hansheiri an, ähnlich wie Guyer-Zeller sich um die Zukunft Bäbelis mühte; doch alles war umsonst. Die zwei Frauen, die über das Schicksal Hansheiris und seiner Familie bestimmten und die selber aufs schwerste verfeindet waren, Schwester Anemarei und Anebäbeli, brachten auch wieder den Plan Kellers, jede aus andern Gründen, zu Fall. Darob vollendete sich Jahr um Jahr bei Hansheiri dieser ewiggleiche Kreislauf: Er brannte im Winter für seine Schwester Tresterschnaps, Zwetschgenwasser, Kräuterschnäpse aus Kümmel und Wacholder, ging im Spätwinter holzen, richtete im Frühjahr den Fabrikanten die Gärten, baute im Sommer Strassen und kehrte im Herbst zu Hansens zum Mosten zurück. Was ihn selber an diesen Arbeitskalender klammerte, das war seine Verbundenheit mit der Natur und ihrem Gestalten. Aus eigenem Willen und aus eigener Einsicht seine Pflicht tun und sich von niemandem in die Details der Arbeit dreinreden lassen müssen – das waren Lebensauffassungen, die auch auf Bäbeli und seine Brüder übergingen, wie die starke Naturverbundenheit des Mädchens.

Hansheiris ankehrige Art brachten ihm allerhand kleine Aufträge ein. So gab ihm Pfarrer Waser, ein grosser Jäger vor dem Herrn, sein Jagdgewehr zum Putzen; ab und zu musste eine zu harte Ladung ausgebohrt werden. Davor graute es Jakob stets. Das gibt sicher noch ein Unglück! Das eine Mal fand Hansheiri selbst, das sei ein gefährlicher Donnerwetterhagel. Er legte das Gewehr darum zwischen zwei Fässer im Mostkeller, band eine Schnur an den Hahn und verzog sich in den Weinkeller, zog ab und - ein Krach, ein Geklirr: das Gewehr flog in tausend Stücke; den Hansheiri traf ein Splitter noch leicht am Arm. Wie leicht hätten da die acht Kinder ihren Ernährer verlieren können! Immerhin revanchierte sich der Pfarrer und Dekan, der auch ein eifriger Jünger Petri war: Er gestattete Hansheiri, sich aus dem Forellenreichtum seiner Fischpacht schadlos zu halten. Das war natürlich das besondere Jugendvergnügen Jakobs und seiner jüngeren Brüder und bot auch Gelegenheit, bei guten Erträgen Fische zu verkaufen und dafür Kuh- und Rindfleisch einzuhandeln. Das kleckte, wenn sie zum Beispiel im Bussental mal gar eine zwanzigpfündige Forelle in einer Quelle

fingen. Wenn Jakob für die Übertreibung der pachtherrlichen Erlaubnis zum Fischen auch zu Hause oft genug Prügel bekam, so überwand doch immer die Notlage der Familie die moralischen Bedenken und erzieherischen Mahnungen. Selbst das strenge Anebäbeli konnte ein heimliches Schmunzeln nicht unterdrücken, wenn der Ertrag der Kompensationszüge reicher als sonst war. Es ging ja sonst so ärmlich zu bei Hansheiris. Ein kleines Freudchen musste man den Kinder und sich selber auch gönnen.

Ein weniger charakterfester Mann hätte in der Lage Hansheiris vielleicht zum Sorgenbrecher Schnaps gegriffen, doch er mied ihn, spuckte das «Hexebränz» beim Kosten aus. Er konnte es nicht mit den Säufern halten, die hinter den Wirtshaustischen gröhlten:

*«Schnaps, Schnaps, du edeles Getränke,  
Sei so gut und mach mir keine Ränke»*

Auch mit jenen konnte er nichts anfangen, die in heller Begeisterung hinter ihrem «Chiletörml», ein Gedicht des Weber-Poeten Brandenberger entstehend, deklamierten:

*«O, du guete, liäbe Moo,  
Hett's mys Bränzfass au eso:  
Wär's wiä du all Monet voll!  
Und dann denkt i jedesmol:  
Brandenberger, dir isch wohl!»*

Die Einsicht, dass er von seiner Schwester missbraucht werde und dass seinen Kindern und ihm erst recht nichts von dem versprochenen Erbe bleiben würde, wuchs heimlich. Den Bäretswilern erschien das ohnehin als das unvermeidliche Ende solch blinden Vertrauens. Dieser und jener gab es Hansheiri zu merken, dass er eigentlich doch ein ganz dummer Hagel sei, und im Wirtshaus stichelte man ihn. Man kannte aber seine aussergewöhnlichen Körperkräfte und hütete sich, mit ihnen Bekanntschaft zu machen. Nur ein Viehhändler glaubte mal, im Schutze seines grossen Hundes, sich das Vergnügen leisten zu dürfen. Hansheiri, gereizter als sonst, sprang auf; der Viehhändler hetzte feige sein mächtiges Tier auf den Gegner, doch Hansheiri blieb fest und warnte den Händler, warnte wieder – umsonst. Mit fletschenden Zähnen springt der gehetzte Hund auf Hansheiri zu, der aber stösst die Faust blitzschnell dem Tier in den Rachen und packt seine Zungenwurzel – dem Biest treten die Augen aus den Höhlen, es heult und ächzt. Noch ein Schlag mit der andern Faust, ein Tritt - mit eingezogenem Schwanz und Stielaugen rennt Pless auf und davon und ist fortan unbrauchbar.

Es war höchste Zeit, dass der Viehhändler die «Alte Post» kleinlaut verliess.

Hansheiri war nicht irgendwer unter den Armen und Ausgenützten, den man

uzen konnte; seine übergrosse Hörigkeit gegenüber seiner ältesten Schwester war wohl seine schwache Seite; aber diese Haltung kam aus einem starken Familiengefühl, das freilich zu sehr rückwärts gerichtet war.

Seine forschere Aufopferungsfähigkeit zeigte er nicht nur im täglichen Arbeitskrampf für den Unterhalt der Familie und das nunmehr blühende Geschäft seiner Schwester; sich für Menschen in der Not einzusetzen, war für ihn eine Selbstverständlichkeit, die kein langes Überlegen litt.

Das Jahr 1876 wurde für das Zürcher Oberland zu einem wahren Verhängnis. Mitten in der Heuernte begann eine lange Regenperiode; das gemähte Gras wurde schwarz, das stehende faulte. Am meisten litt das Tösstal: von Bauma bis Turbenthal wurden die Eisenbahnschwellen von der über die Ufer getretenen Töss weggeschwemmt, der Weiler Wylen war nur noch eine einzige Insel. Von der Regierung wurden durch Sturmgeläute die Feuerwehren der Nachbarschaft, auch Bärethswils, aufgeboten, um Bauma Hilfe zu bringen, da die reissende Töss nach drei Tagen langem, schwerem Regen, die Sternenberger Brücke weggerissen hatte und der Fluss in zwei Armen sich durch das Dorf ergoss. Ein Bärethswiler, der noch die Brücke beim Schöntal passieren wollte, fiel in die tobende Töss: mit dem Tabakpfeiflein im Munde trieb es ihn fort und auf die andere Seite des zur Insel gewordenen Dorfes. Er biss so stark auf sein Pfeifchen, dass er kein Wasser schluckte. Vater Hansheiri, alleweil ein sehr beherzter Mann, warf sich in die Fluten und rettete den ausdauernden Heiri unter eigener Lebensgefahr. Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Zum Danke für diesen wagemutigen Lebenseinsatz trug nachher die dankbare Gattin des geretteten «Wässertheiri» Hansheiris Anebab eine Platte voll Sauerkabis an.

## **25 Der Schlosserlehrling Schang.**

Schang Küng kam von Ettenhausen, dem Nachbardorf. Beim Schlosser Kunz lernte er, was damals ein tüchtiger Schlosser können musste: Bauschlosser und Schmied. Er lernte gut, hatte Ehrgeiz. Sein hagerer Körper war viel zäher, als man vermutet hätte. Und Schang hatte auch den Rebidaz, voll zu gelten, grösser zu sein, als die Natur und die schmale Kost zu Hause ihn hatten werden lassen. Sein Vater war Brotträger, ein im ganzen westlichen Oberland bekannter und beliebter, arbeitsamer, seelenguter Mann, dessen Frau das kleine Bauerngewerlein führte, der weil er mit seiner Brotkräze von Dorf zu Dorf und Hof zu Hof zog und — allzuviel auf Borg — Brot abgab. Die Dörfer und Weiler im alten Amt Grüningen, die er mit seiner Brotkräze durchzog, waren stärker als andere verarmt. Von der Krise der Handspinnerei und Hausweberei hatten sie schwer sich zu erholen, weil hier in Grüningen, Grüt, Gossu und Bertschikon keine wasserreichen Bäche waren, an denen man, wie in Bärethswil,



Wald und Fischenthal, Fabriken hätte bauen können <sup>[17]</sup>. Die alten Leute konnten und wollten nicht fort. Die Armen dauerten den alten Küng, und so gab er immer wieder aus Mitleid Brot auf Kredit, wohl wissend, dass seine Frau ihm die schwersten Vorwürfe machen werde. Es war seine dritte Frau, die zwei ersten waren ihm früh weggestorben, und er litt an diesen Erinnerungen. Schang ging, bei der schmalen Küche zu Hause, nicht ungern in die Fremde. Er wollte vor allem ein guter Handwerker werden, und der Schlosser und Schmied Kunz in Bäretswil, sein Meister, hatte mit Recht den Ruf, ein tüchtiger Handwerksmann zu sein.

Im Konfirmandenunterricht lernte Schang das gleichalterige Bäbeli kennen; dessen heiteres Wesen war ihm Sonnenschein, der manch düstere Erinnerung an die Jugend vertrieb. Auch er hatte noch als kleines Bublein über die Schule hinaus nach Kempten in die Fabrik gehen müssen. Um zehn Rappen pro langen Abend. Es war kein Wunder, wenn er schwächig blieb. So wie sein Vater wollte er nicht wirtschaften. Auch der lebte ja, wie Hansheiri, mehr von den Hoffnungen, als den realen Einnahmen: von der Erwartung, die vielen armen Familien würden das Brot, das sie von ihm aufs Buchli erhielten, einst doch mahlen können. So verzehrte er seine Kräfte für andere, bis man ihn dann erschöpft neben seiner Brotkräze fand, den guten, armen Brotträger Hansjakob Küng, der bald darauf entkräftet einer Lungenentzündung erlag.

Schang Küng nahm sich vor, seinen Weg als fleissiger Handwerker zu machen, und jetzt, da die Industrie und das Handwerk so gut gingen, die Industriedörfer und die Städte wuchsen, würde er es schon schaffen. Das stand ihm im Gesicht geschrieben, dessen scharfe Züge Energie und Intelligenz verrieten. Bei den Zusammenkünften der Konfirmanden und erst recht der Konfirmierten, rückten Schang, der flotte Geigen- spieler, und Bäbeli, die frohgelaunte, gute Sängerin, sich näher. Der stolze Bursche, mit seinem festen, fast stechigen Blick und seiner straffen Haltung, wurde weicher und verriet eine im Grunde sehnsüchtige Seele, die dem Bäbeli Entschädigung für eine harte Jugend zu suchen schien. Wenn er die traulichen Volkslieder der Heimat oder die wehmütigen Weisen fahrender Spielleute fidelte, die liebschöne Jungfrau die Augenbrauen leidvoll hob und mit tiefer, runder, weicher Stimme sang, dann wallte es heiss in Schangs Brust auf. Das Gefühl der Einsamkeit, das er von Haus aus hatte, drängte ihn zu Bäbeli hin, ihm die Hand zu drücken und ihm ängstlich-fragend in die Augen zu schauen: «Was meinst, Bäbeli, könnten wir uns nicht unsere Sehnsucht stillen?» Bäbeli verstand und gab ihm tiefbeglückt im Liede die Antwort:

*«Ich wett es wär Samstig,  
Und Sunntig grad au,  
Dänn hett i myn Chrusli,  
Und de Chrusli mich au!»*

Das begleitete Schang so schmissig und er knüpfte daran auf seiner Geige eigene Variationen so geschickt, dass alle den beiden zujubelten, auch jene, die

eigentlich etwas Eifersucht empfanden. Die zwei mussten einmal glücklich sein; werchig, geschickt, lebensfroh waren sie ja doch. – Bald ward es in Bäretswil bekannt: sie gehörten sich für immer, der Schang und das Bäbeli.

## 26 Bäbelis. Hochzeitstag.

Der Frühling 1876 zog lau und lockend ins Land, doch der Sommer hielt nicht, was der Lenz versprochen. Es war der hier schon beschriebene Regensommer mit grossen Überschwemmungen im Zürcher Oberland. Es war aber auch sonst noch allerhand nicht in Ordnung. Den wilden Bahngründungen folgte bereits 1875 eine schleichende Krise, die 1876 akut wurde. Jetzt eben war Schang Küng Handwerks-geselle geworden. Selbständig wollte er werden, eine eigene Esse wollte der junge Schlosser und Schmied haben. Er wollte zeigen, was er gelernt und wie sehr es ihm ernst war, sich zu regen. Seine Augen flammten, wenn er Bäbeli seine Meisterpläne entwickelte. Die Krise wurde vorübergehen, und wenn auch jetzt bei seinem Meister die Aufträge knapp wurden und er den jungen Gesellen wohl entbehren konnte, so wollte er, der Schang Küng, schon zeigen, was Fleiss, Tüchtigkeit, Unternehmungslust und Solidität fertig bringen. Sein Plan war fertig: Er wollte nach Ettenhausen, dem Orte seiner Jugendzeit, ziehen, wo Schwester, Mutter, Freunde und Bekannte ihm zur Seite stehen würden. Bäbeli schwelgte in Phantasiebildern einer ehrbaren, tüchtigen, um das Wachstum des Geschäftes, das Wohl von Mann und Kindern besorgten Handwerker-frau. Stolz trug es die goldene Brosche, die Schang ihm geschenkt und die ihm die Bluse über dem schwellenden Busen zusammen hielt. Der Anfall von Tuberkulose war niedergekämpft, Bäbeli entwickelte sich zum Verwundern rasch. Die beiden jungen Verliebten waren unverzagt, auch wenn sie sehr, sehr arm in den Ehestand treten mussten.

In Wetzikon war die Ziviltrauung. In allerbesten Laune fuhr die Hochzeits-gesellschaft mit dem Bruder Jakob als Trauzeugen mit den Vereinigten Schweizer Bahnen nach Rapperswil, dem malerischen Städtchen am Zürichsee, reich an sehenswerten Zeugen einer bewegten Geschichte. Unter den duftenden Linden der Promenade, die das Schloss mit der seewärtigen Wehrmauer verbindet, schritt Bäbeli am Arm des geliebten Schang: Jakob folgte halb freudig bewegt und doch mit geheimem Schmerz, dass er seine verehrte Schwester, in allem so gute Lehrmeisterin und brave Kameradin verlieren sollte. Ihr Frohsinn hatte stets in flottem Einklang gestanden mit seinem eigenen, urwüchsigen Humor. An diesem Tage wollten sie noch recht fröhlich sein, wenn sie sich doch nachher trennen mussten. Für zwei junge Vermählte war Rapperswil wohl der Platz, von dieser schattigen Promenade aus, mit der sagenhaft schönen Rundschau auf Berge und See, Stadt und Dörfer, sich als Prinzessin und Prinz zu fühlen und in Zukunftsträumen zu ergehen. Doch, Jakob musste seinem stillen Schmerz um den Abschied von Bäbeli einen Ausweg

verschaffen: mit der Schwester wollte er nochmals recht herzlich singen, so wie sie ihn gelehrt hatte und so wie sie zusammen sich und den geplagten Eltern gar manche trauliche Stunde verschafft. Die Hochzeitsgesellschaft fuhr ins Gaster, wo im ruhigeren Landstädtchen Uznach, abseits von den neugierigen Augen und Ohren der Menschen, ein Restaurant besucht wurde und man unter sich war. Aus allerhand Musikinstrumenten an der Wand griff Schang eine Fidel heraus und spielte seinem Bräutchen ein Liebeslied vor.

Noch schwieg Bäbeli gerührt. Dann hüpfte der Bogen lustig über die Saiten und lockte zum Tänzchen. Der Wirt kam herzu, stimmte die zweite Geige und gleich war die Harmonie zwischen den beiden Musikanten hergestellt. Ein launiges Konzertieren begann; die Fenster wurden aufgerissen, dass frische Luft die Wangen kühle. Im Schulhaus nebenan war eben Pause; den Lehrer lockte das Dideldumdei und Dadidelda er nahm per excüsi eine Erfrischung im Restaurant, konnte sich aber von dieser Fidelmusik und dem schönen, vollen Gesang des Geschwisterpaares nicht mehr losmachen. Schnell holte er seine eigene Geige: es reizte ihn, der jungen Braut Begleiter auf seinem Instrument und bei dieser unbekümmerten Herrlichkeit als Chorleiter, Musikant und Bassänger mit dabei zu sein. So viel ungekünstelte, innige Lust am Singen und Spielen hatte auch Schang noch selten erlebt, und wenn sein Bräutchen die Lippen zu einem Sichelmondchen aufwärtszog, wenn die Augenbrauen wie ein Vorhang hochgingen - dann war es ihm, als öffne sich eine andere Welt ohne Falsch und Tücke, ohne Sorge und Kummer, so etwa wie es anfängt im Märchen: Es war einmal ... Es war einmal ein junger Handwerksmann, der glaubte an sich und seine Zeit, und der glaubte an den unversieglichen Frohmut seiner jungen Frau. Und er sah den Himmel voller Sonnenschein über sich ausbreiten und darunter sich und sein Bäbeli durch das Leben singen und tanzen - und rüstig kämpfen, und schaffen und tüchtig hausen.

So ging es über das Hochzeitsmahl hinaus. Der Lehrer stellte am Nachmittag die Schule ein; er sah, er würde sich von dieser lebensfrohen Gesellschaft vor dem Abend nicht trennen können. Das Gasthaus füllte sich mit neugierigen Gästen. Lied um Lied, Tanz um Tanz, folgte. Bäbeli und Jakob legten in ihr fast unerschöpfliches Liederrepertoire all die vielen schönen Erinnerungen ihrer gemeinsamen Jugend, Erinnerungen, die wie Sonnengold das Duster eines Armeleutedaseins, den Drang und die Not so mancher schweren Stunde überstrahlten. Sie gingen in Gedanken miteinander in die Beeren, oder zum Vetter die Schafe hüten, stiegen zum Kopfholz hinauf und jubelten mit vollen Kehlen ihre einzigschöne Heimat an, sie sangen vom Lenzen und Lieben und Jakobli erinnerte sich, wie er sein Schätzeli verlor, weil er zu arm für das stolze Mädchen war... Sie liessen die leichten Flügel ihrer Phantasie in die weite Ferne schweben, sie nahmen im Liede Abschied von Vater und Mutter, und Bäbeli sang zart und weich seinem künftigen eigenen Kinde ein Wiegenlied. – Schang strahlte und schmiegte sich im Tanze an sein Lieb, um ihm was ins Ohr zu sagen. Fast verpassten

sie ob all dem den Zug nach Wetzikon zurück. In Nachbars grösserer Stube in Ettenhausen wurde weiter gefeiert, gesungen, gespielt, getanzt, gescherzt. Von der Ofenbank herunter musste Mutter Küng nur immer sich verwundern, wie der sonst so verschlossene Schang aufgetaut war. Und sie hatte ihre Freude an seinem jungen Fraueli: Mit dem wird er nicht verloren sein. - So begann eine junge Ehe. Was weiter kam, war schwerer.

# ZWEITER TEIL / SCHWERES WACHSTUM

## ABSTIEG INS KOSTHAUS

### 27 Ein junger Handwerksmeister und sein tapferes Weiblein.

Jetzt zählten beide zweiundzwanzig Jahre; der Schang war schon Schlossermeister, und Bäbeli sein lieb besorgtes Weiblein. Im alten Schulhäuschen von Ettenhausen nisteten sie sich ein. Darin hatte des «Brotträgers Bueb» einst fleissig studiert. Wenn man heute das einstöckige Häuslein betrachtet, so kann man kaum verstehen, wie in diesen vier engen Mauern eine Schlosserwerkstatt, ein Kücheli, ein Wohnstübli und eine Schlafkammer Platz haben konnten. Es kam dem jungen Paar jedenfalls zustatten, dass es seinen Hausrat in nicht allzu reichlichem Ausmasse hatte anschaffen können. Für ein breites, zweischlafges Bett und eine schmale Wiege war die Kammer, für einen Tisch, drei Stühle und einen Kasten die Stube gross genug. So lange nicht mehr Arbeit einging und Rohmaterial den Platz überstellte, konnten sich die zwei auch zwischen Esse, Blasbalg, Amboss und Handbohrmaschine im Butikli bewegen. So eng die Räume waren, so weitgespannt waren die beruflichen Hoffnungen Schangs.

Das Geschäft würde sich schon entwickeln; die Ettenhauser würden ihren Schang nicht im Stiche lassen, und noch mancher Bauer der Umgebung, der bislang nach Kempten, Wetzikon, Hinwil oder Bäretswil mit seinen Aufträgen gegangen war, würde zu ihm kommen. Schliesslich konnte er doch was und wollte er reelle Arbeit leisten.

Schang war von sich selbst überzeugt und Bäbeli nicht weniger von dem guten Willen und Können seines Schang. Als man ihm die erste Flickarbeit brachte und er sie prompt ablieferte, empfand er ein Hochgefühl des Selbstbewusstseins wie noch nie, und Bäbeli strahlte mit ihm. Ganz nach eigenem Willen und Können die Dinge gestalten zu dürfen, mehr als blosser Lohnarbeiter, nein Meister seines edlen Handwerks, Arbeitsschöpfer zu sein, das liess seine scharfen Augen aufleuchten, liess ihn leicht erbeben vor Lust. Spielen musste er auf seiner Geige und sein Bäbeli singen, was aus der Brust wollte. Sonst konnte er ein so Verschlossener und Bäbeli so ruhig versonnen sein, aber jetzt musste dieses Hohelied der Selbständigkeit, der Meisterschaft, des eigenen Gestaltens herausgejubelt werden!

Die ersten Rechnungen für eigenes Werkschaffen machen dürfen, das hatte seine Bedeutung. Und war es erst auch meist nur Flickarbeit und kamen Aufträge zu schöpferischem Werchen auch nur spärlich, so würde sich das alles schon machen. Es musste darum ein Prägestempel her. Auf die Offerten, Rechnungen und Quittungen

kam in erhabener, barocker Prägeschrift wichtig und kräftig zu stehen:

Johannes Küng, Schlossermeister, Ettenhausen.

Das alte Schulhäuschen von Ettenhausen steht mitten im Dorfplatz; heute ist es herausgeputzt wie ein Schmuckkästchen. Damals freilich trug es alle Anzeichen eines ausser Dienst gestellten Invaliden. Das neue Schulhaus war kürzlich mit Sing und Sang eingeweiht, mit Wein begossen und bezogen worden. Die alten Ettenhauser hatten einst ihr Schulhäuschen wohl nicht ohne Absicht in den Brennpunkt all der vielen Blickstrahlen gestellt, die durch die Fensterreihen der Bauernhäuser und Webstuben ringsum auf das Leben in diesem kleinen Haus vor sich ging. Man mag an das mutige Häuslein in «Hänsel und Gretel» denken, wenn man dieses alte Schulhäuschen von Ettenhausen sich näher ansieht. Zu viel Raum haben sie dem Lehrer und seinen Schülern nicht gelassen; aber umso sicherer hatten sie ihn ringsum unter der Aufsicht all der neugierigen Frauen und Männer, die ihre Kinder dem Stocke des Lehrers anvertrauten, dass er ihnen das Lesen, Schreiben und Einmaleins einbläue.

Schang konnte sich auch nicht beklagen. An Interesse für den jungen Meister und sein Weiblein fehlte es Tag und Nacht nicht. Was nun auch wieder nicht sagen will, dass die Aufträge nur so hereingeflogen waren. Man wollte vielmehr wissen, wie lange es etwa noch gehen werde. Darunter verstanden die Männer dies, die Frauen das; die Frauen rechneten nach Monaten, die Männer höchstens mit wenigen Jahren. Aber unbekümmert um dieses Getuschel taten die beiden jungen Menschen ihre Pflicht. Wenn Arbeit kam, fasste Schang kräftig zu, und wo ein Geselle nötig war, stand Bäbeli rüstig neben ihm. Bäbeli zog den Blasbalg, würgte mit beiden werktüchtigen Händen den Ring am Kettenzug über das sich rundende Bäuchlein und Schang stocherte mit der Feuerzange in den glühenden Kohlen herum, aus seinem sonst so strenggeschnittenen, schmalen Gesicht dem wackeren Gesellen eins zulachend. Bäbeli drehte die Handbohrmaschine, während Schang die Gartentöggeli zurechtschnitt; Bäbeli schwang den Zuschlaghammer, wenn es sein musste, derweil Schang mit fröhlichem Vorspiel den Vorschlaghammer auf dem klingenden Ambos tanzen und auf das glühende Eisen sausen liess. Mit seiner Linken hielt er es mit festem Griff und drehte und wendete es emsig, während seine scharfen Augen die weiche Masse schier durchbohrten.

Zwischendurch wurde Vesper gemacht. Zu seinem Most legte sich Schang wohlabgeteilte Brotwürfel und schnitt sich dazu gutberechnete kleine Schnäfel von einem Mocken Euterfleisch herunter. Jedem Schlucken folgte ein behagliches gm, gm, gm des befriedigten Gaumens – und das blieb bis ins hohe Alter sicherstes Zeichen momentaner, absoluter Selbstzufriedenheit Schangs. Mehr und mehr enthielt sich

Bäbeli beim Vespere des Zuspruchs, denn das wenige Geld, das sie mit in die Ehe und in die Geschäftsgründung hineingebracht hatten, schmolz dahin und die Aufträge tröpfelten nur langsam herein.

Keines aber liess vor dem andern seinen Kummer merken. Wie er sich am Ambos reckte, seinen schmalen Kopf über den langen, zähsehnigen Hals hinauszog, wie er seine hagere Gestalt straffte, die Nasenflügel zum Vorspiel fliegen liess, wie er gesetzten Ganges, allen neugierigen Augen und allen bösen Mäulern zum Trotz, über den Platz ums Schulhäuschen ging, das sagte alles, wie sehr Schang von sich selbst überzeugt war.

Wenn nur die verdamnte Wirtschaftsdepression bald vorüber wäre. Wiewohl es jetzt auch gerade die Bern-Langnau-Luzern-Bahn überstellte, die ostschweizerischen Bahnen wackelten, gab es doch auch wie der Anzeichen der Besserung: Die Milchschokolade wurde erfunden, Bergbahnen wurden gebaut, so 1871 die Vitznau-Rigi-Bahn und dann, 1875, die Arth-Goldau-Rigi Bahn. Man versprach sich davon viel - und Schang sah in die Weite.

Bäbeli aber fühlte ein freudiges Ereignis, zu dem sich eine zarte Klopfstimme unter seinem Herzen immer deutlicher meldete, näher rücken. Es führte trauliche Zwiesprache mit der inneren Stimme.

Noch gleichen Jahres schenkte Bäbeli seinem jungen Gatten das erste Kind, und Mutter Anebäbeli, die sich trotz der vielen eigenen Sorgen liebevoll der jungen Eheleute annahm, half dem Mädchen beim Eintritt ins Leben. Man müsse mit dem kleinen Geschöpflein etwas zart umgehen, meinte Anebäbeli, denn es sei auch gar engbrüstig; aber bei guter Pflege werde es sich schon machen. So nahm die besorgte, gute, hilfsbereite Grossmutter ihre erste Enkelin zu den acht eigenen Kindern nach Hause mit, um dem jungen Mütterchen eine der drei schweren Lasten abzunehmen. Das neunte Kind trug Anebäbeli selber bereits unter der Brust. Am Fastnachtmontag 1877, an jenem verhängnisvollen Tag, an dem das Dorf Schaan im Liechtensteinischen in Asche fiel und der Feuerschein den föhnigen Himmel im Südosten rötete, legte sie zu Bäbelis zartem Ersten das kräftige eigene Neunte in die Wiege.

Sie waren beide gleichen Namens, aber von auffällig stark unterschiedlicher Konstitution: Das letzte, das neunte Kind der Anebab kräftig wie ein Bauernkind, Bäbelis Erstgeborenes aber doch zum Zerbrechen schwach und klein. Bäbelis Lydia machte allen grosse Sorge; es drohte oft zu ersticken. Doch Grossmutter Anebäbelis Kenntnisse der Heil- und Pflegekunst halfen auch hier wieder über das Schlimmste

hinweg. Wie bewährte sich doch die Bäbeli so streng erscheinene Mutter schon in der ersten Not ihres ältesten Kindes. Sie hatten sich sonst mehr gestossen als die andern; hatte aber Mutter Anebäbeli am Ende doch recht gehabt, wenn sie strenge Zucht übte? Bäbeli tat in seinem Leid um sein eigenes Kind der oft verkannten Mutter still Abbitte.

## **28 Hoffnungen brechen jäh zusammen.**

Hansheiri setzte seine und seiner Familie Zukunft immer noch auf eine einzige Karte: Seine Schwester Anemarei würde ihm testieren, was sie ihm versprochen, und aus des Vaters Erbe und als Entschädigung auch für den geringen Taglohn das vermachen, was ihm zugehöre. Da aber trat ein, was Anebäbeli und jedermann ihm längst prophezeit hatte. Anemarei suchte ihrem Ziehkind Madlen einen standesgemässen Bräutigam, und als der in der Person eines studierten Herrn gefunden war, wurde Madlen, zum Dank für die Einwilligung in diese Verbindung, adoptiert und als Erbin der kinderlosen Frau eingesetzt. Wie ein Lauffeuer ging es durch das Dorf: «Hansheiris sind enterbt!» Das schlug wie ein Blitz bei Hansheiri ein und lastete wie eine schwere Schuld auf ihm, die Schuld blinder Vertrauensseligkeit. Eine Schuld, die um eine vermehrt wurde, als Hansheiri der Schwester Vorhalte machte und Anemarei wie ein umgekehrter Handschuh wurde: «Was, ich in deiner Schuld?! Das fehlte noch; dein Haushalt steht im Gegenteil bei mir noch hoch im Schuldbuch - warum hast du so viele Kinder haben müssen!» Den treuen Fridolin von Bruder hieb das buchstäblich zusammen. Er hätte zuschlagen, drauslaufen mögen - doch wohin jetzt? Vorbei war die Konjunktur der Strassenbauer, der Bahnarbeiter und einen abgearbeiteten Fünfzigjährigen stellte kein Fabrikherr mehr als Gärtner, Nachtwächter oder Magaziner ein. Nun gab es nur noch ein Ausharren, so lange es gehen mochte. - Was Hansheiri an seiner Schwester verlor, gewann er an seiner Frau, dem Anebäbeli, das fest zu ihm stand. Jetzt erst recht!

In Ettenhausen wollte auch nichts recht geraten, wenn man davon absah, dass kaum ein Jahr nach Lydia das zweite Kind gekommen war, ein stimm kräftiger Bub, dem Vater Schang frohe Tänzchen in die Wiege spielte und Bäbeli Lieder seiner Jugend als Ynuckerli sang. Daneben gab es aber allerhand Dissonanzen in der jungen Ehe. Kamen die Bauern nicht zu Schang in die Butik, so suchte er sie Sonntags im «Löwen» auf, um sich zu rekommandieren. Das wieder verstanden gerade diejenigen absichtlich falsch, die nicht gerade Geschäfte halber im Wirtshaus sassen und sich gerne hinter dem Tisch festsetzten, wo kein Pantoffelheld sie so leicht frühzeitig mitheimnahm.

Bäbeli hatte die Art nicht, zu keifen, Schang war überdies auch von viel zu jähem



Wesen; wenn bei dem die Fassung ins Rutschen kam, sauste es wie eine Grundlawine los. Das wusste Bäbeli, und es sagte schonend, was nach seiner Meinung anders sein müsste. Die Kunden, die er im «Löwen» finde, seien die zweifelhaftesten und teuersten, und er selber könnte in den schlechten Ruf kommen, sein Geschäft gehe nicht, weil er zu viel im Wirtshaus verbrauche. Wenn es doch abwärts gehen müsse, dann sollten daran nicht der Kundenhock und der Sonntagsjass schuld sein. Und zudem stehe die Fröhlichkeit des Wirtshauslebens in krassem Gegensatz zum Stand ihres Geschäftes. -- Schang wusste wohl, dass sie recht hatte; aber schon als junger Mann der Frau recht geben, das ging denn doch gegen den Mannesstolz. Bäbeli fühlte diese Trotzstellung heraus und auch, dass es Schang in seinem verletzten Handwerkergeist nicht leicht wurde, sich offen einzugestehen, wie er sich mit seiner Geschäftsgründung übertan hatte.

Bäbeli sah, noch bevor wieder ein Jahr um war, der Niederkunft mit dem dritten Kind entgegen. Und wieder hielt es Zwiesprache mit diesem, wenn der Hansli neben ihr, das kleine Fäustchen fest um Mutters Zeigefinger geklemmt, in der Wiege eingeschlummert war. Ihm, dem fröhlich äugenden Kinde wollte Bäbeli nur Heiteres sagen, dass es lache und strample vor Lust; dem unterm Herzen schlummernden Kinde aber durfte es sein Bangen um den Vater und die Zukunft wohl anvertrauen. Der zweite Bub, der Berthold, war denn auch sein Leben lang stiller, in sich gekehrter und versonnener als die andern. Ob er wohl die bangen Sorgen der Mutter in sich hineingelauscht hat?

Jetzt war wieder eines mehr, sich darum zu sorgen; aber Aufträge kamen eher weniger. Die Verpflichtungen des jungen Meisters wuchsen bedrohlich an. Das war es, was Bäbeli im Kindbett plagte. Die Bauern zahlten mit Naturalien, die das Geld zur Begleichung aufgelaufener Materialschulden nicht ersetzten, oder sie zahlten gar nicht. Bäbeli wollte das Glück zwingen helfen. Schon am dritten Tage nach der Entbindung stand es, alle Schwäche und Gefahr missachtend, neben Schang in der Werkstatt und griff zum Zuschlaghammer. Das Vorspiel des Meisters wollte nicht so froh wie sonst erklingen, bang sah er über den Amboss seinem tapferen Weiblein in die Augen. Bäbeli hob den Hammer, die jungmütterlichen Züge wurden hart, und schon schwang es den schweren, bestielten Stahlklotz auf das Eisen, das sich unter den Wendungen der Linken Schangs und den harten Schlägen der beiden willig formte. Während der Meister das fertige Stück im Essetrog abkühlte, dass es zischte und fauchte, und das Wasser brodelte, schnaufte die junge Mutter aus wie ein überanstrengtes Füllen.

Ja, die Wirtschaftskrise! Die vielen neuen Bahnen, die lokaler Geltungstrieb, politischer Ehrgeiz und Gewinnsucht hatten wie Pilze erstehen lassen, die fingen an, die Wirtschaft immer schwerer zu belasten; sie wollten und konnten nicht rentieren und zogen mit ihren Nöten das ganze Erwerbsleben nieder. Das Handwerk wurde zu alledem von der industriemässigen Erzeugung der Produkte verdrängt. Es blieb nicht in den alten, bescheidenen Formen stecken, unter denen Schang sein Geschäft betreiben

konnte. Wer Kapital und Maschinen hatte, konnte konkurrieren, wer Kredit hatte, konnte eine Schlosserei mit grösseren Hoffnungen aufbauen als ein junger Meister mit starken Armen.

Schang sah keinen Ausweg mehr. «Er hät gheie loh, er wär suscht verlumpet», sagte das arme, schadenfrohe Volk der Arbeiter und Bauern mit seiner von oben übernommenen Herrenmoral; das Volk der zufällig Reüssierten mit seiner klassenmässigen Überheblichkeit mied ihn - und das tat weh.

Es kamen drückende Tage für die beiden, für Schang schwerer zu ertragen als für Bäbeli. In dessen Jungmutterphilosophie gab es einen einfachen Satz: Auch *so nun* treu und tapfer und frohgemut sein. Und: Singen hilft über alles hinweg, erhebt aus der Demütigung und schützt vor Hochmut wie Kleinmut. So sang es aus Joh. Martin Usteris und Hans Georg Nägelis köstlichem Trostlied:

*«Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,  
Und Missgeschick uns plagt und drängt,  
So scheint am Abend nach dem Sturm  
Die Sonne doppelt schön.»*

Erst würgte es Bäbeli im Hals und die Töne fanden den Ausweg aus dem verengten Luftpfad auch nur schwer; aber bis das tapfere Mütterchen zum Resfrain kam, war die Brust frei für das aufrichtende, strahlend gesungene:

*«Freut euch des Lebens,  
Weil noch das Lämpchen glüht,  
Pflücket die Rose,  
Eh' sie verblüht.»*

## **29 Als Proletarier zurück in die Heimatgemeinde.**

Wohin nun? Bäbeli wusste Rat. In Wald, Schangs Bürgerort, hatte es eine Freundin und einen Onkel, und die hatten davon erzählt, wie die neuen Fabriken so viele Arbeitskräfte brauchten. Dort würde Bäbeli als gute Feinweberin wohl Arbeit finden und Schang mit seinen harten Fäusten, seinem Können und guten Willen sicher auch irgendwie unterkommen. Wenn alles fehlschläge, wollte es selber seines Mannes Lehrmeisterin werden, sofern er als gelernter Handwerker zu ihr, der Weberin, heruntersteigen wollte.

Wald konnte eine Feinweberin wohl anziehen; es machte eine hochindustrielle Entwicklung durch und war in der Feinweberei führend. Die Walder durften ohne Überhebung ihre Herkunft stolz im Munde führen. - Die Weberei Kühweid würde sie

beide einstellen, konnte Bäbeli ihrem niedergedrückten jungen Mann bald mitteilen.

Ja, Wald könnte eine Rettung sein. Seit Anfang der vierziger Jahre war dort an der Jona und an ihren Nebenbächen Fabrik um Fabrik entstanden: Spinnereien, Webereien, mechanische Stickereien. Man erkannte Wald kaum mehr, wenn man nach Jahrzehnten wieder einmal in seine Heimat zurückkehrte. In vierzehn Webereien mit rund zweitausendfünfhundert Webstühlen war sicher auch sonst noch unterzukommen.

In der «Wälewoog» war von Joh. Wild, einem unternehmungsfrohen Fabrikanten und flotten Bürger, die erste mechanische Weberei von Wald, eine der ersten im Kanton, errichtet worden. Die Spinnereien Elba und Jonatal folgten der Spinnerei Lindenhof, und in den fünfziger Jahren dann eine Weberei der andern. Entscheidend für diese Entwicklung war, dass Jakob Oberholzer die Schwierigkeiten der Schlichterei für die mechanische Weberei überwinden und durch technische Neuerungen die Feinheit des Garnes erhöhen konnte.

Je mehr die Grossmächte sich durch Zölle schützten, desto mehr hielt die Oberländer Feinweberei auf Qualität. Da glaubte nun Bäbeli als tüchtige Weberin am richtigen Platze zu sein.

Auch sonst schien Wald allerhand Entwicklungsmöglichkeiten für ein strebsames Ehepaar zu bieten. Die früher so abgelegene grosse Gemeinde hatte durch den Bau der Tösstalbahn und der Wald-Rüti-Bahn den Anschluss an die grosse Welt gefunden. Am 5. Mai 1875 hatte «Johannes Schoch», die Lokomotive des ersten Tösstalbahnzuges, die Poströssli mit der trauerumflorten Postkutsche abgelöst <sup>[18]</sup>.

Am 30. September 1876 wurde die Linie Wald Rüti und am 17. Oktober die Linie Wald-Bauma eingeweiht. Wenn auch diese drittgrösste Station im Kanton Zürich am 3. Februar 1877 mit dicken Stangen abgesperrt war, weil Gemeinderat und Tösstalbahn «Kleinigkeiten halber sich in den Haaren lagen» und die TTB die Gemeinde Wald für eine Restforderung aus der Garantie betrieb, so waren diese Kinderlaunen des Verkehrszeitalters bald überwunden und Wald machte sich. Daran dachte jetzt der Walder Bürger Schang Küng, der durch sein Blättli, das «Volksblatt vom Bachtel» auf dem Laufenden gehalten worden war.

Es kam ihn aber nicht leicht an: Als Fabrikler in seine Heimatgemeinde zurück, das sah wie abgeschoben aus. Nach Bäretswil ziehen, oder in Ettenhausen bleiben, mitten in den Erinnerungen an die fehlgeschlagenen Zukunftspläne, nein, das konnte er erst recht nicht. So zogen denn die fünf, das junge Ehepaar Küng, die schwächliche Lydia und der fröhlich strampelnde Hansli im altmodischen Kinderwagen, der Berteli im Tragkissen, über den Hasenstrick, sozusagen über die luftige Laube statt durch den engen, dunkeln Hausflur des Jonatobels, in Schangs Bürgerort, Wald, ein. Im Hinterhaus einer Wirtschaft im Spittel, am Schmittenbach, wurde Logis bezogen. Mutter

Bäbeli fand auf der «Kühweid» als Feinweberin Arbeit und dort auch konnte sie ihren Mann anlehren.

Auf diesem Abstieg zu einem Beruf der Ungelernten und der Frauen war es Schang, als müsse er seine ganze, so gerne auf männliche Geltung eingestellte Natur auf weibliche Vorzeichen umstellen: Mit feinen Fingerchen die gebrochenen Zettelfäden knüpfen, mit spitzem Mund den Eintragfaden durch die Oese des Weberschiffchens saugen, die verfluchten Nester im Gewebe mit unerträglicher Geduld auflösen, das Schiffchen behutsam in die Schlagbahn einlegen und mit Handgefühl die Weblatte in Gang bringen, bis die Mechanik eingriff, auf den Schlag der Peitsche achten, dem Zettel die richtige Spannung geben --- das war gar nicht nach seinem Geschmack. Bloss eines gefiel ihm: Dem Rhythmus des Webstuhls lauschen, die Geheimnisse seiner Mechanik erforschen, aus Gehör, Gefühl und Blick die Ursachen der Störung erkennen. Das hatte er bald los. Davon profitierte nun auch in besonderem Masse seine Lehrmeisterin, was ihren Ruf als eine der besten Weberinnen festigte.

Den Entschluss, Fabrikler zu werden, hatte ein Umstand erleichtert: Die Inkraftsetzung des im Vorjahr (1877) angenommenen trefflichen Eidgenössischen Fabrikgesetzes. Statt dreizehn oder zwölf Stunden wurde jetzt elf Stunden täglich gearbeitet, an Vorabenden vor Feiertagen nur zehn Stunden. Bäbeli und Schang freuten sich dieser sozialen Neuerung, sie hatten ja noch als Kind die Last und Not der dreizehnstündigen Arbeitszeit und der fast schrankenlosen Kinderausbeutung kennen gelernt. Die zwei Stunden kürzere Arbeitszeit waren doch der Fabrik abgerungen und dem Leben geschenkt.

Für die junge Mutter Bäbeli hatte diese neue Lebensstation eine Last mehr gebracht: Hausmutter und Fabrikarbeiterin zugleich sein zu müssen. Wer kann das heute noch ermessen, wie schwer das war und um wieviel schwerer es hätte sein müssen, wenn das Fabrikgesetz verworfen, die Arbeitszeit nicht gekürzt worden und vieles, was das Gesetz nun regelte, dem Belieben und der Willkür der Fabrikanten anheim gestellt geblieben wäre. Wenn nicht die neue Bestimmung gewesen wäre, dass die Wöchnerinnen vor und nach der Niederkunft zusammen mindestens acht Wochen, wovon minimal sechs nach der Niederkunft, von der Arbeit ausgeschlossen blieben, so hätte das Leben für Bäbeli ein ununterbrochenes Schuffen und Kindergebären, einen Raubbau an ihren jungen Kräften, bedeutet. Jetzt wurde auch die Mittagspause auf mindestens eine Stunde angesetzt, und Hausmütter durften ungebüst eine halbe Stunde vorher die Fabrik zum Kochengehen verlassen. Die Fabrikordnung gab dem Arbeiter ein Gefühl der Sicherheit und er zog auch unbotmässige Arbeiter. Bäbeli und Schang wussten die Segnungen des Gesetzes zu schätzen, ihr Sinn für Recht und Gerechtigkeit sagte ihnen, dass auch andere den Schutz dieses hochwichtigen Gesetzes nötig hätten, das ja Weltberühmtheit erlangte.

Wenn nicht unter der Führung einsichtiger, einflussreicher Männer die Katholisch-Konservativen der Zentralschweiz aus Gegnerschaft gegen den Manchesterliberalismus für das Gesetz gestimmt hätten, so hätte die Unvernunft Zehntausender von Spinnerei und Webereiarbeitern über sich selbst und ihre Kinder einen traurigen Sieg gefeiert <sup>[19]</sup>.

In den Arbeiterkreisen aber wurde das Gesetz immer noch heftig diskutiert; die Schnäpseler und die Kurzsichtigen, die Herzlosen, denen das Los ihrer Fabrikinder nie etwas gesagt hatte, die «Säcklibauern», die gegen das Gesetz gestimmt hatten, weil kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne feste Anstellungsverhältnisse qualifizierter Arbeiter verlangten, tobten in den Schnapsbuden noch lange dagegen. Unternehmer gesellten sich zu den Schimpfenden; sie hätten richtig gesehen, sagten sie, der Elfstundentag und die Einschränkung der Kinderarbeit ruiniere die Industrie. Die ersten Jahre unter dem neuen Gesetz fielen unglücklicherweise in eine wieder einmal aus andern Gründen fällig gewordene schwere Textilkrise.

In der Wirtschaft zum «Toggenburg» hörte man Arbeiter toben: «In dreizehn Stunden verdiente man mehr als in elf; was sollen wir mit den Kindern anfangen, wenn wir sie bis zum vollendeten vierzehnten Altersjahr nicht in die Spinnereien als Aufstecker schicken können; was machen wir mit den Repetierschülern? Ihr werdet sehen, die Herren ziehen mit den Fabriken aus, und in Länder mit billigeren Arbeiterinnen!»

Das trat später zum Teil ein; viele Textilunternehmer verpflanzten ihre Fabrikation nach Oberitalien und brachten auch billige Arbeiterinnen in katholische Mädchenheime zurück. Die Schnäpseler unter den Arbeitern halfen in den achtziger Jahren den reaktionären Unternehmern einer Bewegung Auftrieb geben, die darauf ausging, das Fabrikgesetz zurückzurevidieren; die Unternehmer verwiesen gerne darauf, dass «die Arbeiter die vermehrte Freizeit doch nur dazu benützten, um mehr im Wirtshaus dem Alkoholgenuss zu frönen und dadurch die Familien zu vernachlässigen. Schang aber, der sich von den Ideen des Grütlivereins angezogen fühlte, mehr wegen seiner mittelständischen, als einer sozialistischen Politik, verteidigte den Fortschritt.

### **30 Es geht auf und ab.**

Es war eine sehr arme Fabriklerfamilie, die Künsche. Der Ausgleich für die verkürzte Arbeitszeit kam nur langsam, und jetzt, da auch das vierte Kind anrückte, ging es nicht anders, als für die Besorgung des Haushalts eine ältere Jungfer als billige Hausmagd in den Haushalt zu stellen, damit Mutter Bäbeli, auf der jetzt die Hauptlast des Verdienstes lag, unbekümmerter in die Fabrik gehen konnte. Die Sorge für ganze und saubere Kleider für Kinder und Mann blieb dabei doch noch in der Hauptsache bei

ihr. Was für die Magd und das vierte Kind mehr ausgegeben werden musste, das sparte man am Essen ab. Wenn die kleine, schwache Lydia und der Hansli miteinander Hand in Hand in den Sagenrain in die Gvätterlischule gingen und an der Metzgerei Kunz vorüber schritten, hielten sie da regelmässig still, schauten sehnsüchtig zu den frischglänzenden Strangen Cervelats hinauf und malten sich mit wässerigem Mund das Glück aus, wenn so eine Perle von der Strange ihnen in den Schoss fiel. Dieses Wunschmärchen wollte sich aber nie erfüllen; es sei denn, Metzger Kunz habe sich der Kleinen erbarmt und ihnen ein Schnäfel Wurst zum Stücklein Brot ins umgehängte Sammettäschlein mitgegeben.

Vater Schang und Mutter Bäbeli hielten strenge auf vorweg beglichene Rechnungen; das Kopffleisch, «Glügg» (Lunge) und ab und zu etwas junges Kuhfleisch, das Euterfleisch und der St.-Galler-Schübling kosteten so noch genug, wie wenig solches auf den Tisch kam, und die Brot-, Milch- und Ankenrechnung blieb immer die grosse Sorge der Eltern. Doch nur ja jeden Samstag im Büchlein sauber abrechnen! Das war harter Grundsatz der beiden; es sollte nicht mehr werden wie in Ettenhausen.

Endlich bekam nach einigen Jahren Wartens Vater Schang eine Stelle, die seinem Können und seinem handwerklichen Selbstbewusstsein besser zusagte. Im «Pilgersteg», einer Matratzenfedern- und Nagelfabrik weit unten im Tobel des Jonatals, wurde er Magaziner. Als Arbeiter mit eigener Verantwortung fühlte er sich gehoben. Er war froh, dem Weiberberuf entronnen und nun den Frauen, Mädchen, Burschen grundsätzlich als Akkord-Weber gleichgesetzt zu sein; eingeeengt in die Webgassen, im fürchterlichen Getöse der Weblatten und Zahnräder und immer in derselben feuchten, öligen, stinkigen Staubluft – nein, das war nicht auszuhalten gewesen: Immer nur dieselben Artikel, ohne wesentlichen eigenen geistigen Beitrag, ohne eigenen Schöpferwillen! Und zu denken, dass Bäbeli den grössern Zahltag heimtrug, als er, der Mann. Sie die erste — er aber der wievielte in der Weberei? Gottlob war er diese widernatürliche Arbeit los.

Der neue Fabrikweg vom Spittel bis hinunter in den Pilgersteg wäre zu weit gewesen, und Küngs zogen nach Blattenbach, wo im «Alten Schwert», einem alten Pilgerhaus, Wohnung bezogen wurde. Es war ein kurzer, aber strenger und bei Wind und Wetter, Schnee und Regen rauher Weg, ein wildes Tobel hinauf und hinunter. Sie war fast symbolisch, diese neue Station der Familie Küng im «Alten Schwert». Hier hatten einst die Pilger aus dem Toggenburg, die über Fischingen-Allenwinden, Schwabeneegg, Steg, Fischental, Ried, Dändler und durch Blattenbach den alten Pilgerweg nach Rüti und Maria Einsiedeln zogen, halbwegs ihren nächtlichen Halt gemacht.

Auf dicken Steinmauern ein Aufbau sonnverbrannter Bretter und Balken mit Lücken und Rissen für Wind, Schnee und Regen. Rings um den Schiefertisch, oder um

den grossen Kachelofen mit Tröcknestangen für die nassen Kleider, hatten da die Büsser gesessen, um bald die Ofenstiege hinauf durch die Bodentüre in eine der grossen, luftigen Kammern zu steigen, wenn die Müdigkeit sie übermannte.

*Mein Wandel sol in Himmel sein,  
Obschon Ich leb' auf Erden.  
Ein Pilger bin ich hier - allein  
Dort hoff' ich Bürger werden.*

So stand und steht es heute noch in alter Fraktur an der äussern Mauer des Alten Schwerts.

Ein rotes Schwert hatte einst als Schild an diesem Pilgerwirthshaus gehangen. In den Kämpfen gegen die Franzosen hatten wilde Russen den Keller geleert.

Das war die neue Wohnung der Künge.

Der Heimatschutz hat später das altehrwürdige Haus unter seine Fittiche genommen und in seiner primitiven Eigenart erhalten, als Zeuge der «guten alten Zeit». Die Proletarierschicksale aber, die sich in diesen luftigen Kammern abspielten, interessierten damals noch keinen Schutzverein.

Bei Schangs schien wohl zunächst alles auf dem rechten Weg zu sein; es ging langsam aufwärts, sonnenwärts, so allmählich aus dem dumpfen Proletarierleben heraus. Schang hatte seine frohen Abende im Schosse der Familie, in der zum vierten Kind, dem Ernstli, der vierte Bub, der Noldeli, gekommen war. Durch ein Astloch in der «Obertili» hatten Hansli und Lydia abwechselnd in höchster Spannung in die grosse Vorderkammer hinunter geschaut, um den grossen Moment nicht zu verpassen, da der Storch die Mutter wieder ins Bein picken und ein Brüderlein ins Doppelbett der Eltern legen würde.

Die treubesorgte Seppe, die alte Magd, hielt den Haushalt tagsüber stramm beisammen, und die übermüden, von der Arbeit heimkehrenden Eltern fanden abends ein richtiges Essen vor.

Hier oben kam abends Vater Schangs Geige wieder zu Ehren. Wenn er mit den rauhen Fingern die Saiten anschlug, um die Stimmung zu prüfen, fing Noldeli schon zu zappeln an, und der Ernstli paradierte auf dem rauhen Boden umher. Dann spielte Vater Schang wieder auf wie in seiner Gesellenzeit in Bäretswil und freute sich köstlich an seinem kleinen «Harlegingg», dem lustigen Noldeli, der taktmässig, wie ein richtiger Harlekin im Zirkus, mit Füssen und Armen zappelte.

Nun mochte Mutter Bäbeli auch wieder singen, und der ganze Zauber ihrer liedfrohen Jugend kehrte ins Duster dieser alten Pilgerstube ein. Nahm Vater Schang

den Noldeli bei den Ärmchen, um ihm die Grundbewegungen eines «Harleginggs» noch genauer beizubringen, so griff Hansli heimlich nach der Geige, zupfte daran, hielt sie ans Ohr, dass ihm kein Tönchen entgehe und strich wohl auch mit dem Bogen zart über die Saiten, bis der Vater ihm versprach, wenn er dann gross sei, dürfe er auch Violine lernen; und er schenkte ihm zu Weihnachten eine tannene Geige, ohne Saiten. Ernstli aber zeigte jetzt schon, dass er eine ganz aussergewöhnlich kräftige Sing- und Kommandostimme hatte und ein Späsemacher war, dessen urgelungene Einfälle die Seinen und die Nachbarn zum Lachen reizten.

Wenn Mutter Bäbeli für den folgenden Tag den Speisezettel aufstellen musste, wurde ihr aber trotz allem Heiteren des Abends schwer ums Herz. Der Lohn der beiden war gar so klein im Verhältnis zu dem, was eine siebenköpfige Familie und eine Magd, und war die auch noch so bescheiden in ihren Lohnansprüchen, erheischten. Die Nahrung wurde einseitiger, magerer. Bäbeli kochte dem Vater das einfache Mittagessen abends vor. In ein kleines, doppelbödiges Kupferkesseli kam unten die Suppe oder der Milchkaffee und in den Zinkteller darüber das Gemüse, abwechslungsweise mit etwas Fleisch. Milchkaffee und Türggenmus, das heisst Mais mit einer anmächeligen Zwiebelschweize, standen von allen Speisen obenan. «Herdöpfeltampf» mit einer goldenen Butterbrühe gehörte zu den Auszeichnungen des Speisezettels. «Böllepudel» (Zwiebelschweize) und ganze Kartoffeln, waren das «Ordinäri»; ein «Ankelürewegge» für die Kinder war ein Festschmaus. Siedefleisch oder einen halben Schübling gab es nur je einmal die Woche. Die Kunst des Einteilens war kein blosses Vergnügen für Bäbeli, manche heimliche Träne fiel ins Kupferkesseli; Kummer und Liebe würzten die spärlichen Rationen. Zum Vesper half Schang mit Brot und Most nach, und als dieser zu teuer wurde, kaufte er um wenig Geld Trockenbeeren oder Johannisbeerträubchen und stellte mit Zuckerzusatz und Spirit ein billiges Getränk her. Bier war zu teuer, Tee und «Kafilötsch» waren Weibergesüff und gaben, so fand er mit dem Arbeiter seiner Zeit, keine Kraft. Was ihm aber von dieser einseitigen Ernährung drohte, und dass es eine mangelhafte Ernährung war, das ahnte niemand bei Kungs.

### **31 Begegnungen mit dem Chueretli Chappi.**

Der Buben Freud' und Schreck' sind die Originale unter den Alten. Ein ausgedienter Neapolitaner Söldner, der Chueretli Chappi, lieferte beides, unfreiwilligen Humor und panischen Schrecken. Er war ein reicher Geizhals und hauste unheimlich eigen und verborgen in seinem alten, verfallenden Haus, wie eine Eule in ihrer Höhle.

Er wohnte mit dem um vier Jahre ältern, ebenfalls ledigen Bruder zusammen. Das ganze Jahr über blieben die Vorfenster eingehängt und alle hermetisch



verschlossen. Man sah das Jahr über nie jemanden putzen. Die Leibwäsche trugen sie so lange, bis diese vor Schmutz starrte; dann wurde sie verbrannt und durch neue ergänzt, die einem hausierenden Schwabenfraueli in ganzen Beigen abgekauft wurde. Die Chueretli hatten fünfundzwanzig Stück Vieh und fünfundzwanzig Katzen, genau gleich viel mussten es sein. Wenn das Toggenburger Knechtlein mit Melken fertig war, rief es den Katzen; die setzten sich rings um die Brente und läpperten sie leer. Unter und auf den Bänken, rings an den Stubenwänden legten sie sich dann zur Ruhe, und weil niemand sie zur Ordnung anhielt, setzten sie hier auch sonst noch was ab. Es war nicht auszuhalten in dieser Stube. Die Heuer mussten jeweils erst den grössten Unrat beseitigen, bevor sie sich zum Essen überwinden konnten, und dann noch schwammen in der Suppe Fleischwürmer vom Speck. – Chappi war von gelbem Neid besessen. Kindern, die im Vorübergehen etwa eine auf die Strasse gefallene Nuss auflasen, drohte er mit der Flinte, der wilde Kerl. Und doch nicht zu wild, dass er, als sein Bruder gestorben war, nicht noch als Einundsiebzjähriger eine Einundzwanzigjährige in sein trautes Heim als Gattin geführt und Kinder bekommen hätte.

Wehe dem, der an Chueretli Chappis teurem Eigentum sich vergriff und ihm in seine Fänge lief. Dem Bertel musste es passieren, dass er beim Holzsuchen in einem der grossen Wälder Chappis von diesem erwischt wurde. Lange hatte der Geizkragen auf den Buben gepasst, weil er ihn im Verdacht hatte, er könnte die Äste der langen, schweren tannenen Bürden aus Chueretlis Eigentum holen. Endlich erwischte der Unhold, aus dem Hinterhalt hervorbrechend, den sonst so wachsamen Buben beim Herunterbrechen von dünnen Tannenästen. Als gälte es, seine grösste Heldentat im Dienste seiner Majestät, des Königs von Neapel, zu vollbringen, rannte er auf den zu Tode erschrockenen Buben zu, der diesmal nicht mehr, wie auch schon, einfach von der Tannenspitze über das anlehrende Strassenbord auf die rettende Strasse sich schwingend, abzäpfen konnte. Wie wenn er die Hunnen übertrumpfen müsste, packte Chappi sein Opfer an den Füssen und schlug es in grausigem Schwunge zu Boden. Zum guten Glück war es ein Moostepich; aber auch so noch lag Bertel wie tot da. Mit Mühe und Not konnte er sich ins Alte Schwert schleppen. Er war böse zugerichtet.

Vater Schang suchte in heller Empörung den Rohling in seinem Versteck auf, um ihm Vorhalte zu machen und Genugtuung für das feige Attentat zu verlangen. Doch Chappi erwartete ihn schon mit vorgehaltener Pistole und drohte Schang zu erschiessen, wenn er nicht sofort abkratze. Das war die Art, in der er seinen Geiz verteidigte. Zum Richter zu gehen, getraute sich Schang Küng nicht. Arme Leute hatten es damals schwerer als heute, ihr Recht mit Erfolg geltend zu machen; das kleine, in der Armut begangene Unrecht des unerlaubten Dürrholzsammelns war das Härchen, von dem Schang befürchtete, dass es ihm vor dem Richter doch nur zum Strick würde.

Für derlei Räubermanieren eines gewesenen Söldners rächten sich die Buben von Blattenbach an Chueretli Chappi, und zwar solidarisch. Buben dieses Alters haben

oft ein starkes Gerechtigkeitsempfinden, das die Alten beschämen könnte. Sie haben auch Sinn für Solidarität; die gewöhnen sie sich erst am schlechten Beispiel der egoistischen Alten ab. Der grauenhafte Geiz des alten Reisläufers reizte einige Buben zu Aktionen ausgleichender Gerechtigkeit. Sie wussten, dass der Chueretli Chappi in seiner ungeheuerlichen Behausung ganze Kisten voll dürerer Stückli und wohl dreihundert Mocken gedörrten Fleisches hatte. Und da seine Burg nicht mehr schliessfest war, schlichen sie, als sie auf der Lauer liegend sicher waren, dass er fort war und weg blieb, durchs Hinterhaus ein und teilten sich aus dem grossen Vorrat des Hamsterers zu, was ihnen nach einem Naturrecht billig erschien. Der Chappi sollte nicht ungestraft die Gebote der Gerechtigkeit schmählich missachten und die Buben nicht ohne Vergeltung abschlagen, halbtot prügeln können. Selbst die Alten, die Gesetz und gute Sitte kannten, empfanden an dieser Strafexpedition der Buben nichts Unrechtes.

Die Hütte Chueretli Chappis war vor dem Zerfall kaum mehr zu retten und wurde, als er nach zweijährigem Liebesmaien starb, von den Erben abgetragen. Da der Abbruch-Honegger damals als Grossunternehmer noch nicht existierte und erst ein armer, buchstäblich stiefmütterlich behandelter Walder Bub war, so besorgten die Blattenbächler Knaben aus Überzeugung ein gut Teil des Abbruchgeschäftes. Sie kamen sich wie die Urner vor der Zwinguri vor. Im Innern der schaurig-sonderlichen Hütte fanden sie eine alte Hausorgel - na, die passte zu dem Rohling! Die Buben fielen wütend über sie her und schlissen sie bis auf den Fuss. Mit grossen und kleinen, tief brummenden und hoch flötenden Orgelpfeifen reich ausgerüstet zogen sie in grossem Umzug durch den Weiler. Sie wussten sich auch ihre Freuden zu sichern, die armen Fabriklerbuben von Blattenbach.

## **32 Frohes Gemeinschaftsleben armer Fabrikler.**

Bei der Ausübung der alten Bräuche der Weihnachts- und Neujahrstage waren die drei älteren Buben Schang Küngs mit ihrem ganzen, sehr beträchtlichen Temperament dabei. Beim Vorchlausen mit Geissenschellen, Kuhglocken, Kuhhörnern und Pfannendeckeln machten sie nicht am wenigsten Lärm; in der Chrungelinacht vor dem Silvester zogen sie mit verrussten Gesichtern und als alte Hexen verummt zu allerhand Allotria umher. An manch ekelhaftem Fabrikbubenhasser konnten sie sich ein wenig schadlos halten. In diesen alten Bräuchen und der Ausübung derselben auch durch die Ärmsten, liegt viel demokratischer Sinn, ein Walten der Volksseele, die in allen Gleiche sieht.

In der Silvesternacht zogen die drei «Chüngeli» staunend hinter den Chläusen, welche, zwei Reifen voll Kuh- und Geissenglocken um den Bauch, so lange in jeder Stube herumhopsten, die Hüften wiegten und wie toll schellten, bis ein Geldstück sie beruhigte. Schöner aber war's doch, wenn die Chläuse durch die Winternacht

dahergezogen kamen und an den hohen Kartonkappen die bunten Sterne, Möndlein und Kreuze aus durchscheinendem Seidenpapier vom Kerzenlicht drinnen aufleuchteten. Für ein solches Wunder konnte sich der Noldeli hinterhertrippelnd verlaufen.

Hans durfte nun Geigenstunden nehmen: Bei Lehrer Küng die ersten, beim Stegreifgeiger Hess im Lohrentobel «Improvisation», beim Sticker Brunner, «Joggeli-Schagge-Heiri» das notenrichtige Spiel. Das war ein kunstgeübter Geiger, und unter seiner Führung entwickelte sich in der Laupener Wirtschaft seiner Eltern ein flottes Musikleben junger Menschen. So aber sich ganz im Spiele auszugeben, wie Vater Schang, oder mit solcher Rasse aufzuspielen wie der «Bernete Hoger», das weitherum bekannte Tanzmusikeroriginal Pfenniger, ja wie dieser lebensfrohe Bucklige wollte er Geigen lernen. Wenn an den Turnexamen im Hübli der «Bernete Hoger» mit seinem Orchester spielte, sang Hans mit dem Festvolk so begeistert mit, dass ihm schier die Halsader barst.

Des Buben grosser Wunsch war, dass er hinter dem Tanzmeister Schang Küng nicht zurückstehe, wenn an der «Nidlete, an einem Krähanen oder an Familienhocken um die Neujahrszeit herum Kungs Stube mit Nachbarsleuten sich füllte und da ein fröhliches Oberländer Gemeinschaftsleben sich entfaltetete.

Am Neujahrsabend versammelten sich die Nachbarn in Kungs grosser Stube im Alten Schwert. Heimelig langten die alten Butzenscheiben, der grosse Kachelofen verbreitete wohlige Wärme, der Tannenbaum duftete würzig, es roch so urchig nach verbranntem Harz. Ein paar Tirggel, Apfel und etwas Glasschmuck zierten das Bäumli, um das herum die friedliche Gemeinschaft sich setzte, um der Attraktionen zu harren, die der Tanzmeister Küng von der Bachtel-Musik mit seinem mitgeigenden, grossen Buben und seinem Bäbeli als Sängerin des Abends sich zuweggelegt hatte.

Damit begann das Fest: Vater Küng improvisierte auf der Handorgel eine Introduction und gab dann

seinem Hans mit dem Absatz das Zeichen zum Beginn eines rassigen Marsches, feuerte ihn an, den Bogenzug noch schärfer zu nehmen, den Takt härter zu geben, um dann selber zur Geige zu greifen und «einen von den alten» herunterzureissen. Dann trat Bäbeli in den Ring, sammelte seine Gedanken bei lebhaftem Mienenspiel, in dem ein sentimentaler Zug um den festen Mund zwischen Freude und Ernst und Schmerz ständig spielte. Dann hob es den Kopf würdevoll; sein Schang zog einige Vollakkorde und hielt auf dem Leitton bedeutungsvoll aus, seine Frau mit stolzem Blick bestrahlend. Und nun sang das Bäbeli, allen zum Mittun zunickend, aus voller Brust: «Wir fühlen uns zu jedem Tun entflaaaaamet...»

Laut klang es bald im Chore:

*«Brüder, im Geist und Gemüte verwandt,  
Pfleget und hebet,  
Schirmet und mehret  
Das Vaterland.»*

Mächtig scholl dann der Chor der Fabrikler in die Sternennacht hinaus:

*«Brüder, im Leben und Sterben verwandt,  
Schirmet und segnet das Vaterland»*

Von den Bänken ringsum an den Fensterwänden, von der Ofentreppe, von der Ofenbank und von der Ofendecke ertönten die Männer-, Frauen- und Bubenstimmen gar feierlich.

Da sang wieder etwas in die Küngschen Buben hinein, was sie nur ahnen konnten und doch stark erfüllten: Eine Zeit erklang aus den Liedern, da Vater und Mutter noch als junge Menschen mit ganzem Herzen in einer Volksbewegung mitten drin gestanden, einer Bewegung, die dem Bürger Selbstbewusstsein verlieh und ihn an sein Vaterland band. Dieses Gefühl, dieses stolze, dieses Bewusstsein, selbst auch wer zu sein, blieb ihnen. Und es blieben haften in Sinn und Gemüt all die lieben, schönen, erhebenden Vaterlands- und Volkslieder, die von diesen einfachen Menschen hier zu Vater Schangs und des Buben Hansen Musik, eines nach dem andern, in fast endloser Reihe, gesungen wurden. Diweil bei den Alten Liggörli von Hand zu Hand und bei den Kindern Apfel und Tirggeli, Schnitz und dürre Zwetschgen von Mund zu Mund gereicht wurden.

Solche Abende banden diese armen Arbeitersleute, gaben ihnen Selbstvertrauen, waren ein wohl verspürter Gegensatz zu den ganz anders gearteten religiösen Erbauungsstunden der Gemeinschaften. Das hatten Bäbeli und Schang gemeinsam: Die Abneigung gegen das Stündelitem, die Sektiererei, die Kopfhängerei. Und deswegen kamen so viele Nachbarn gleichen Empfindens zu ihrem froherbauenden Neujahrsfest.

Auf die Buben ging von solchen Gemeinschafts abenden das Gefühl des Verbundenseins mit den Menschen gleichen Schicksals und gleichen, freien Sinnes über. Der Geruch von Öl und Baumwollstaub, der den Kleidern all dieser armen Nachbarn anhaftete, schuf eine Atmosphäre gleichen Sehnsens. Bäbeli wusste diesem Denken und Fühlen Ausdruck im Liede zu geben: Froher, freier, guter Mensch, ohne Falsch und Muckerei zu sein. Und nicht ohne Stolz durchs Leben zu gehen.

Bäbelis Buben waren darum bei keiner Sache beteiligt, die irgendwie an Armeleutebettelei erinnert hätte. Den Nachbarn das Neue Jahr wünschen, das mochten

sie wohl; aber das brachten sie nicht über sich, zur vorgestreckten Hand jenen Glückwunsch geschäftstüchtig herunterzuhaspeln: «I wöische-n-öi au e guets, glückhaftigs, gsunds, gsägnets, fröderichs nöis Johr, und dass er no rächt mängs möged erläbe i gueter Gsundheit und Gottessäge!» Nein, das konnten die stolzen Künigschen Buben einfach nicht. Sie sagten, es komme ihnen zu katholisch vor. Grossmutter Anebäbelis feste protestantische Grundsätze vererbten sich auf Kind und Kindeskind. Niemandes Mildtätigkeit und Freigebigkeit beanspruchen, niemandem verpflichtet sein, weder Verwandten noch Bekannten; in niemandes Schuld stehen, es sei denn in der Verpflichtung des freigewählten Opfers. Lieber zehnmal geben als einmal nehmen, frei und unabhängig sein – das stand auch in Bäbelis frohselbstbewusstem und Schangs hartem Gesicht.

### **33 Aberglaube und Unwissenheit in Ernährungsfragen. – Eine unheimliche Krankheit.**

Die Alkoholfrage und andere Probleme der Ernährung, waren keine Fragen, mit denen sich die Arbeiterschaft befassen konnte, wenn sie bloss wollte; bei Strafe ihres Unterganges konnte sie das Problem wohl verleugnen, oder aber sie musste es zu ihrer Rettung meistern. In vielen Tausenden von kleineren und mittleren Schnapsbrennereien wurden neben Trestern, Beeren und Wurzeln noch Kartoffeln, Getreide und Mais gebrannt. Diese Brennereien wurden zu einer wahren Landplage. «Das Gläschen des armen Mannes» wurde sogar von einem Teil der organisierten Arbeiter energisch verteidigt, während der Grütliverein der Schnapspest ebenso entschieden den Kampf ansagte. Selbst einer der grössten und verdientesten schweizerischen Sozialpolitiker, Nationalrat und Redaktor Dr. Theodor Curti, verteidigte die Kleinbrennereien mit dem Bedürfnis des kleinen Mannes, von dem die Luzerner Regierung besonders sagte, dass es das Bedürfnis des Arbeiters sei. Die Fabrikler und Landarbeiter aber litten nicht nur unter zu vielem, sondern auch unter zu schlechtem Schnaps, der fuselhaltig und mit metallisch verunreinigtem Rohspiritus aus den Küchenbrennereien kam <sup>[20]</sup>.

Der Biergenuss war damals bei den Arbeitern noch nicht gebräuchlich, der Wein zu teuer; hingegen machten sich die armen Leute, die den Schnaps mieden, ihren Wein selber aus fremden Trockenbeeren, Trestern, Hefe, mit Zusatz von Zucker oder zuckerhaltigen Stoffen, wobei der Alkoholgehalt mit Spritzugaben erhöht wurde. Fast ein Viertel der gesamten Weinproduktion kam von dieser zweifelhaften Weinvermehrung und ging auf Kosten dieser «Anstelleten. Die Opfer wurden die armen, unterernährten Arbeiter,

Die kleinen Schnapsbrennereien waren die Herde dieser Schnapspest, da sie in einzelnen Kantonen auch noch die Patente für den Kleinverkauf hatten. Nicht marktfähig, wurde dieser schlechte Schnaps in der Nachbarschaft den Bekannten und

Abhängigen auf Kredit abgesetzt, ihnen geradezu aufgedrängt. Beim Einzug kleiner Abzahlungen wurden wieder neue Bestellungen aufgenötigt, willensschwache Kunden in Bestellungen ersäuft. Immer grösser wurden ihre Schnapsschulden und immer schwerer wurde es ihnen, sich vom Schnapslieferanten zu befreien. «Lieber wurde an den notwendigsten Lebensbedürfnissen gespart, als auf einen grösseren Alkoholvorrat zu verzichten», sagt die bundesrätliche Botschaft zum Alkoholgesetz von 1885. Ein Tauschhandel mit Branntwein kam in Schwung, und sogar Lohnabmachungen in Form von Schnapslieferungen wurden getroffen. Ohne das Handelsmonopol des Bundes vom Jahr 1887 würde unser Land vor einer neuen Schnapsüberschwemmung gestanden haben. Darum ging der Bund dazu über, die kleinen Schnapsbrennereien durch ein Bundesgesetz einzuschränken, das freie Brennen von Kartoffeln und Körnern zu verbieten und den Branntweingenuss durch Besteuerung einzuschränken, den Genuss der leichteren alkoholischen Getränke, wie Bier, Wein und Most, aber durch die Aufhebung der alten kantonalen Ohmgelder und Oktroys zu begünstigen. Mit 230'250 Ja gegen 157'463 Nein, fünfzehn gegen sieben Ständen wurde das Gesetz angenommen. War es ein Zufall, dass im Nationalrat befürwortender Kommissionsreferent Dr. Johann Stössel von Bäretswil war? Hatte er nicht auch zu Hause die Wirkung der «Chiletörmlin» auf schwache Arbeiter und Bauern gesehen <sup>[21]</sup>?

Innerhalb der Arbeiterschaft hat es zwischen den sozial verantwortungsbewussten und aufgeklärten Arbeitern einerseits und den gedankenlosen, egoistischen Proletariern andererseits harte Auseinandersetzungen um dieses Verfassungsgesetz von 1885 und das Monopolvertragsgesetz von 1887 abgesetzt, und die verständigen Arbeiter haben sich, wie zum Beispiel auch Schang, bei den Wirten schwer verhasst gemacht. Im «Toggenburg» war er nicht gerne gelitten. So sehr auch dem Küng der Schnapsgenuss ein Greuel war, so wenig sah er aber die Schäden des Genusses der von ihm selbst angestellten Weine ein.

Küings konnten jetzt aus der alten Bretterbude des Pilgerhauses aus- und in eine neuere, sonnigere Wohnung im «Neuhaus», rechts über Blattenbach, hoch oben am Bachtel einziehen, und sich der sichtlich verbesserten Situation freuen.

Das sechste Kind, der fünfte Bub, erblickte hier das Licht der Welt, das für ihn die wunderbarste Aussicht über das geschäftige Dorf unten im Tal hinweg auf die beschneiten Berggipfel der Schwyzer und Glarner Alpen bedeutete. Doch bevor er noch diese Herrlichkeit seiner Heimat erkennen konnte, legte sich die Plage zu ihm in die Wiege. Sein Körperlein ward über und über von einem Ausschlag und dann von Rufen bedeckt. Der Arzt fragte Mutter Bäbeli nach den Essensgewohnheiten der Familie, dies um so mehr, als Vater Schang sichtlich zusammenfiel; Bäbeli empfand das als unbegründetes Misstrauen in den guten Willen und die Einsicht ihrer selbst; sie sei doch immer bestrebt gewesen, die Familie aufs beste zu ernähren und habe immer nur mit lödigem Anken gekocht und die Sachen «guet züget», Milch hätten die Kinder auch

immer gehabt, und mehr habe sie ihnen in Gottes Namen nicht geben können. Das alles hinderte nicht, dass Fritzli, eben der Kleinste, alle Merkmale der Unterernährung trug.

Im Sommer überfiel auch Vater Schang eine unheimliche Krankheit. Der Vorderarm und der Hals waren mit leichenblassen, rötlichen oder dunkelbraunen Flecken, dicht nebeneinander sich abzeichnend, bedeckt; der Kranke kam ins Fiebern und tobte fürchterlich, so dass man ihn ins Krankenasyll der Gemeinde bringen musste, wo er volle sechs Monate in Behandlung war, Typhus nannte man die Krankheit und sprach davon, der giftige, angestellte «Santehansebeerliwein» und sicher auch der frühere Trockenbeerwein seien daran schuld.

Das Wesen und die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit erkannte man damals im Krankenasyll nicht; man wusste darum auch nicht, wie sehr grelles Licht sie verschärfte. Als der Kranke unter den ihm auf den fiebernden Kopf fallenden Strahlen der Abendsonne litt und die Krankenschwester bat, abzublenden, spottete sie hart abweisend: «Jä so! Sind er nüd wert, das ech d'Sune aschynt?» Sie liess die stechenden Lichtstrahlen weiter ihr Zerstörungswerk an den Nerven des Patienten ausüben. Er war ja auch nur ein armer Fabrikler. Dieser Vorfall mit der fromm tuenden Krankenschwester grub Hass in das wirre Hirn ein; in seinen Delirien suchte der Kranke nun stets ein Licht und tobte er gegen die Frömmeler, dass es durchs ganze Haus dröhnte. Mehr und mehr verlor er seine Kräfte und die Spitalschwester sagte der erschütterten Barbara den baldigen sichern Tod ihres Mannes voraus. Und dann meinte sie noch: «Ja, Frau Chüng, Ihr werded natürli schwer ha, wider en Ma überz'cho mit euerne sächs Chinde; do wird en jede säge: Nimm si du, ich mag si nüdl» Zu allem Schmerz um den dahinserbenden Mann und zu aller Not, in die der Ausfall des Vaterverdienstes die Familie stiess, musste sich Barbara auch diese moralischen Torturen noch gefallen lassen. Sie musste es fühlen, dass sie nur eine wehrlose, unscheinbare Arbeiterin war und eben keine von jenen, die in die Bibelstunden der Sekten zu laufen Zeit fanden.

Wenn jetzt nicht «Botten Schaggs» mit dem künftigen Verdienst der sechs Kinder und der Treue eines abhängigen Kunden gerechnet und den Küngen auf Borg Brot und Spezereien gegeben hätten, so hätte die Familie buchstäblich verhungern müssen. Ausser der armen Geschwister Bäbelis kümmerte sich kein Mensch um sie, auch keine Behörde. Und doch konnte dieses Elend nicht mehr verborgen bleiben, so sehr auch Mutter und Kinder sich mühten, die hoffnungslose Armut aus angeborenem Stolz zu verbergen.

Die zähe Natur Schang Küngs siegte endlich; doch liess der angebliche Typhus tiefe Spuren im Wesen Schangs zurück.

Vater Küng blieb völlig verändert; er war reizbar, zeitweise auf Wochen und Monate völlig verdüstert, steif und hart und stechend war sein Blick, Unruhe jagte ihn bei der Arbeit wie zu Hause. Wochen- und monatelang gab er Bäbeli und den Kindern kein gutes, ja überhaupt kein Wort. Immer in dem Monat, da ihn 1887 (es war einige Tage nach dem Einsturzglück von Zug), der erste Anfall betroffen hatte, erschienen an den Vorderarmen die verräterischen Flecken und gab es Anfälle von geistigen Störungen, die als solche kein Hirn zu denken, kein Mund zu äussern sich getraute. Der einst so liebe, frohgelante Gatte und Vater wurde dann für Monate der Tyrann der Familie, wurde die grosse Angst, die bedrückende Sorge Bäbelis, das nicht wusste, womit es denn dieses Martyrium verschuldet haben sollte. Den armen Kranken aber überliess man der Qual seiner unausgeheilten Krankheit und ohne weitere Arznung. Vom «Typhus» war er doch geheilt – und wer sollte für eine weitere Heilung aufkommen, wo es in der Familie Küng vorab den einen, unverrückbaren, harten Grundsatz gab: Keinen Rappen von der Gemeinde, nichts von der öffentlichen Mildtätigkeit entgegen nehmen - - die Schande wollen wir uns nicht auf laden, wir wollen ehrbar durchs Leben! Es kam ja vor, dass im «Volksblatt» in Inseraten öffentlich vor jenen armen Leuten gewarnt wurde, die Schulden machen mussten.

#### **34 Der Abstieg ins düstere Tobel und ins Kosthausleben in der «Wäles woog».**

Der Grundsatz ehrbarer, armer Leute, sich selbst durchzuschlagen, und gehe es noch so herb, hat Bäbeli in der Zeit von Vater Schangs Krankheit neue, härteste Entbehrungen und Anstrengungen gebracht. Den Unterhalt für sechs Kinder, die Magd und sich selbst zu bestreiten, das verlangte von ihr an den Webstühlen äusserste Leistungen. Auf dieses Elfstundenrennen nach der besten Akkordleistung in der grossen Weberei folgte dann zu Hause ein neues, grosses Pensum: Bis in alle Nacht hinein mussten Röcklein und Schürzlein für die kleineren Buben aus alten, gekehrten Stoffen, Höslein und Schöpflein für die grösseren Buben genäht, neue Hosenböden eingesetzt werden, wurden Strümpfe gestrickt und Sturmdecken aus roter Baumwolle, «Bajedäre» (Halstücher) aus alter, aufgezogener Wolle gestrickt, Hemdlein geflickt und Schuhe beschlagen. Der Sonntag war dem Plätten und Wäschefflicken gewidmet. Ein Ausruhen am Tag des Herrn oder gar einen Kirchenbesuch konnte es derart gar nicht geben. Trotz allem Hunden und Schinden langte der Lohn Bäbelis nicht für Hauszins, Magdlohn, Steuern und die Zahlenreihen im Brot-, Spezerei- und Milchbüchli. Wenn auch die Milch abgenommen wurde, dass weniger Butter gekauft werden musste, so hatte die Schuld doch im Spezereiladen und beim Bäcker all die Monate hindurch, da Vater Schang im Asyl gelegen hatte, stark zugenommen. So wenig sie für die Gläubiger auch ausmachen mochten, so plagten sie Bäbelis Gewissen doch schwer.

Als Schang wieder auf und arbeitsfähig war, stellte sich dem seelisch kranken



Mann und seiner überarbeiteten Frau das schwere Problem, diese Schulden allmählich abzutragen, ohne neue zu machen. Und das unter Umständen, da es den im Gemüt bedrückten Mann aus dem Hause trieb, um vergessen und die düsteren Gedanken abschütteln, seiner krankhaften Verfolgungssucht gegenüber den Seinen entfliehen zu können.

Im Neuhaus wurden die fünf Buben dem Hausmeister durch ihre Selbständigkeit in vielen Dingen jugendlichen Tuns überdrüssig. Als sie in der kleinen Tenne ein Kasperlitheater improvisierten und die Jugend der Umgebung zahlreich zur Galavorstellung erschien, der junge Hans eben den Eröffnungsmarsch auf Vaters Geige spielte und Ernst die Trommel schlug, der Berthold aber den Kasperli in Form einer bemalten und zur Not zurechtgeschnitten knorrigen Baumwurzel bereithielt, erschien unvermutet der Hausmeister, selber noch ein junger Mann, in seinem entheiligten Tempel, fuhr mit einem fürchterlichen Donnerhagelwetter dazwischen, dass die ganze, von kindlich-froher Erwartung geladene Jugend in tiefstem Schreck heulend auseinanderfuhr. Die Folge dieser unerhörten, jugendlichen Frechheit der Küngschen Buben war, dass dem Vater vom Hausmeister ein Vortrag über seine Lausbuben gehalten und die Wohnung selbst gekündigt wurde. Ein gesunder Spieltrieb, eine etwas übernormale Phantasie und ein guter Schuss künstlerische Gestaltungskraft – nein, das war an Fabriklerkindern nicht zu ertragen; sie mussten es in ihrer Armut einfach hinnehmen, dass sie «War», «Pack» waren. Vor solchen Folgen jugendlichen Tatendrangs nahm Vater Schang seine Kinder nicht in Schutz, es gab vielmehr seinerseits zum Toben des Hausmeisters noch eine massive Zugabe.

Bei dem Tempo, in dem neue Fabriken aus dem wasserreichen Boden des Oberlandes schossen, war es grossen Fabriklermassen nicht leicht gemacht, in Privatwohnungen als Mieter unterzukommen. Freilich hatten ja die Fabrikanten ihre Kosthäuser hinstellen lassen; aber in ein Kosthaus zu ziehen, dagegen hatten sich Schang und Bäbeli gesträubt, solange es nur möglich war. Nun aber erfolgte er doch, der Abstieg ins Kosthausleben, der Abstieg hinunter von den sonnigen Hängen des Bachtels ins Tobel der Jona, in die Schlucht der «Wälewoog».

Bäbeli war jetzt Weberin in der grössten Weberei von Wald, der «Bleiche». Das brachte Recht oder Pflicht auf eine Kosthauswohnung mit. Die Wälewoog war jene erste, anfangs der vierziger Jahre gebaute Calicotweberei in Wald. In dem dunkeln, engen, hoch von waldigen Hängen eingeschlossenen Tal, in dem hier Strasse, Fabrik und Jonabachbett kaum Platz haben und das aufwärts durch eine hohe Betonstaumauer abgeschlossen ist, liess sich das Wasser wohl ausgezeichnet für den Betrieb dieser Weberei ausnützen. Aber als Johannes Honegger 1885 die «Wälewoog» und die Spinnerei Lindenhof vom Nachfolger ihres Erbauers, Johann Wild, Erbauer auch der Spinnerei Wettingen, kaufte, da fand Johannes Honegger, für eine Fabrik sei die «Wälewoog» zu lichtarm, für Arbeiterwohnungen aber genüge sie schon. Er baute

die grösste Weberei Walds und der Schweiz, die «Bleiche». Die «Wälewoog» wurde in Arbeiterwohnungen, in ein «Kosthaus» umgebaut. Dazu nun war sie also nicht zu lichtarm.

Die «Wälewoog» war zugleich Turbinenhaus. Vor der Staumauer unterhalb der Tobelstrasse liegt sie so tief - sie steht heute noch, dass von der Strasse her ein Eisenbrücklein in den zweiten Wohnstock führt. Der lange Hausgang war düster und vom Gestank des Gemeinschaftsabortes erfüllt. Sein aufdringlicher, beissender Ammoniakgestank sagte jeweils: Es gibt schlecht Wetter. Viel Sonne konnten die der Strasse zugekehrten Zimmer nicht erhaschen. Den ganzen Tag über zitterte das Haus von den Erschütterungen durch die Turbine. In dem stinkig-staubigen Hausgang, dessen schlechte Luft selten von einem Sonnenstrahl gereinigt wurde, spielten die vielen Kinder des Kosthauses bei schlechtem und gutem Wetter. Da hockten Kranke und Gesunde an einem Haufen in der dunklen Ecke neben der Haustüre.

Hier, oder auf der Hausschwelle, sass zu Küngens Zeiten ein halblahmer Idiot und verrichtete oft genug in dunklem Drange Dinge, die auf die Phantasie halbreifer Jugend wie Gift wirkten. Oder dann sass er teilnahmslos da; die schwachen Beine hochgezogen, den Körper auf einen Stock gestützt sang er unaufhörlich im selben eintönigen Gedudel vor sich hin: «Firma-Röhrä-Röh -; ä Firma-Röhrä-Röhrä-ä-Röh...» Das war sein Psalm: Firma und Turbinenröhre. Wenn die Kosthauskinder ihn ob des Geleiers verspotteten, hieb er wütend mit dem Stock nach ihnen.

Im feuchten, engen Graben zwischen Hausmauer und Strassenbord hausten Würmer, Blindschleichen, Ringelnattern, Molche, Mäuse, Ratten, wildernde Katzen und andere verschupfte Kinder des Tierreichs. Eine dieser Katzen war reudig und erregte nicht nur den Ekel der Kinder, sondern ebenso jene oft auch bei den Grossen und Grössten ins Spiel kommende Mordsucht «aus Reinlichkeitsgefühl». Man musste das Haus vor der Unreinheit dieses greulichen Tieres bewahren. Ernst, der «Chnolebei», nahm dieses Amt des heiligen Georg auf sich, lauerte der Katze unterm Brückli auf und, mit einem dicken buchenen Knebel bewaffnet, bieb er nun wie ein Drachentöter auf das bedauernswerte Geschöpf ein. Dieses aber wehrte sich auch wie ein Drache, fauchte, schneuzte, schrie, dass es allen durch Mark und Bein ging und sprang zur Abwehr den Ritter Georg an. Da der an Stelle der Beinschienen nur eine kurze, dünne Hose und statt des Panzers bloss ein noch dünneres Hemdlein trug, war seine Situation nicht gerade beneidenswert. Aber jedem Sprung der Katze wich er blitzschnell aus und zerhieb dann den Rücken des armen, bemitleidenswerten, von der Reude schon so ekligen Tieres derart, dass es blutüberströmt, mit zerschlagenem Rückgrat liegen blieb und verendete.

Die rohe Szene machte einen nachhaltigen Eindruck auf die Kinder, Chnolebei verzichtete auf Ruhm und Ehre und hatte fürderhin kein Bedürfnis mehr nach derlei

traurigen Heldentaten. Er hatte geglaubt, die belagerte Burg von diesem wilden, ekelhaften Untier beschützen zu müssen, empfand jetzt aber das Rohe seines Tuns. Man durfte ja wohl sagen: Ein ideales Milieu war es eben nicht, die «Wälewoog», viel Gutes gab's da nicht zu lernen <sup>[22]</sup>.

### **35 Von den Kindern Bäbelis.**

Bis das siebente und letzte Kind, der sechste Bub, zur Welt kam, gab es im Familienregister der Familie Küng einen langen Gedankenstrich, eine sechsjährige Unterbrechung. Das war die Zeit der grössten Leistung Bäbelis als Ehefrau, Mutter, Hausfrau und Arbeiterin. Und es war zugleich die Zeit des tiefsten äusseren Abstieges der Familie.

So jung noch waren Vater und Mutter Küng und sie hatten eine ganze enge Stube voll Kinder. «Sechs Buben und jeder hat eine Schwester», war die Antwort, wenn man die Buben frageweise auf den Sabel laden wollte. Dabei rieten die Frögler gar oft auf zwölf. Aber es war doch sicher auch an sieben genug.

Vater und Mutter Küng gaben ihr Äusserstes heraus, und immer war Bäbeli stolz auf seinen Grundsatz, arm sein brauche noch lange nicht heissen, dass die Buben schmutzig und mit zerrissenen Kleidern in die Schule gehen müssten. Der Reihe nach kamen vier Mägde ins Haus, alte Jungfern, die froh waren, nicht verstossen zu sein. Die eine ass wohl die Konfitüre fast alleine weg; eine andere wieder schwanzte lieber im Dorfe herum, als den Haushalt zu besorgen; eine dritte gar liess sich am hellichten Tag von den Kindern neben einem fremden Herrn im Ehebett der Eltern Küng überraschen und mit Schimpf und Schande davonjagen -- zwei aber waren sauber und treu wie Gold, und die gute, alte Seppe teilte mit der Familie Freud, Leid und Portemonnaie. Sie starb tiefbetrauert bei Küngs als wie bei Eigenen.

Die Buben bekamen vom Vater ihre «Hausaufgaben»: Alles nötige Brennholz wurde gesammelt und gefrevelt, dicke Eichen- und Buchenäste herunter gebregelt; der Berthold und der Ernst waren wahre Künstler im Klettern und im Abstemmen der dicksten Äste mit den Füßen. Doch auch andere Bauern als der Chueretli Chappi hatten kein Gefühl für diese Holzerbuben, stürzten oft mit Bengeln und Hunden aus dem Hinterhalt auf sie zu und schlugen sie gottserbärmlich ab, wenn sie die Frevler erwischten. Beeren zu suchen war strenge verboten, aber die Not einer Proletenfamilie kennt kein Gebot, und so kamen die Kinder abends doch immer wieder sieghaft singend mit vollen Geschirren und lautem Gesang heim, wie einst Mutter Bäbeli. Die Hunggläser füllten sich. Im Sommer standen alle Fenstersimse voll Flaschen mit gärendem Himbeersaft, und ab und zu schoss eine ihren roten Inhalt mit Knallen und Zischen an den Fenstersturz. Die Jüngeren zwei klopfen Sandsteine und verkauften

das Mäss zu zehn Rappen, zum Reinigen der Schüttsteine und zum Bestreuen der Stuben- und Gangböden.

Bäbelis Buben wurden unter solchen Umständen nicht gerade Riesen. Im Durchschnitt blieben sie körperlich mehr als um ein Jahr in der Entwicklung und gegenüber den Bessergenährten um Kopfeslänge zurück. Die Schulkameraden neckten die «Chüngli» gerne ob ihrer kleinen Statur; im Raufen, Holzen, Gellen (Schreien) standen sie aber den andern so wenig nach wie im Lernen. Dass sie alle, die ihrer Anmut wegen auch «Millionen-Chüngeli» Gefoppten, unterernährt blieben, war kein Wunder. Wenn man jedoch ihre Mutter an diese schmalen Zeiten und ihre körperlichen Folgen erinnerte, wurde Bäbeli zornig, weinte laut heraus und schluchzte schmerzlich betroffen: «Was, nicht genug ernährt? Und ihr habt doch immer genug Brot, Milchkaffee, Anken und Hung gehabt. Das war nicht zu bestreiten. Und das hätte die gute Mutter Bäbeli auch noch sagen dürfen: Türggenmus und Herdöpfelknöpfli, mit Butter geschmalzen, und jeden Dienstag für alle acht oder neun Mäuler zwei Sankt-Galler-Schüblinge, dass es für die Mutter und die nicht zur Fabrik gehenden Kinder auch ein Schnäfeli preichte, und einmal auch Kopffleisch – – ja das gab es. Sonntags gar kam Kuh- und Rindfleisch mit einer gar wunderbaren Fleischsuppe auf den Tisch. Wenn was ganz Gutes vorgesetzt wurde, war's mäuschenstill am Tisch, und sagte einer nur ein Wort, so herrschte ihn der strenge Vater an: «Halt's Mul zue und friss Herdöpfeltampf!»

So arm sie waren, konnte doch der Berthold kein fettes Fleisch essen, und wenn ihn der Vater totgeschlagen hätte. Ja, einmal bekam er sogar von der Zwetschgenwähe Rückenweh und vom Vater dazu eine Zulage von Hand. Auf diesen «Mägerlimucki» hatte er in Zeiten seiner Depressionen ohnehin eine Pigge. Dabei galt Bertel doch als der beste Holzfrevler und tifigste Beerensammler. Aber er war ein Rebell, und so einer passte nicht zu Vater Schangs Erziehungsansichten. Ueberhaupt war da Abstand zu nehmen vom Herrscher der Familie Küng. Den Vater mussten die Kinder mit Ihr ansprechen. Aber viel zu fragen: «Hend er, sind er, gend er, wend er», gab's nunmehr ohnehin nicht.

Mutter Bäbeli war in allem das Gegengewicht: Was eine Mutter ihren Kindern auf Weihnachten, Neujahr und Fastnacht aus eigenem geben konnte, das tat sie: Die köstlichsten Neujahrsbirnweggen mit weichem, mit Schnaps und Wein getränktem, mit Rosinen, Weinbeeren, Nusskernen durchspicktem Birnenträsch. Die Buben hatten die Teilersbirnen schon selber zusammengefunden, und die Mutter dörnte sie auf dem Ofen oder im Ofenloch, in dem sonst die Knaben auch etwa Versteckens machten und die Haut unter der Hosenbodenpartie anbraten liessen. Fastnacht gab es nun einmal nicht, ohne dass Bäbeli, unter der Assistenz aller Kinder, Fastnachtschüechli, die murbsten Eierröhrlü machte, die es nur gab. War das eine Freude, so unter den leuchtenden

Augen der Mutter den Teig verwallen, mit Fingern und Chnödli auseinanderreissen, dann in das feurigheisse Schmalz werfen zu dürfen, sie aufwallen und bräunen zu sehen! Wie da alle Zainen sich füllten! Den Zucker zu streuen war des Kleinsten Sache, denn ihm musste man es ja entschuldigen, wenn er zu viel zu gab.

Unter den Fabriklerinnen war eine wahre Konkurrenz, welche von ihnen die schönsten, schmackhaftesten Chüechli mache. Natürlich war auch die «Halleri» nebenan in der «Wälewoog» diejenige, welche es in die Nase stach, dass die Küngei bessere «Chnüblätz» haben sollte. So lud sie den Fritzli insgeheim zur Kostprobe. Schüchtern stand der Bub in ihrer Stube, deren seit langem nicht mehr getünchten, nackten Wänden man es ansah, dass da kein Bäbeli hauste. Dem Fritzli wurde bange wie dem Hänsel und der Gretel vor der Hexe. Doch unter ihrem freundlichen Zublinzeln wagte sich der Kleine an die Halleri heran und nahm das Geschenk mit zwei spitzen Fingern entgegen. Als die Hexe weg war, warf er einen misstrauischen Blick auf den etwas auffällig dick gestreuten, groben und grauen Zucker. Dann biss er mit vollem Maul ins Chüechli, verzog jäh sein Gesicht, würgte und gluckste, wälzte den Bissen im Maul herum, ballte ihn auf der Zunge zusammen, wollte ihn ausspeien – doch da war schon wieder die gute Nachbarin unter der Tür, fragte mit undefinierbarem Lächeln, ob's schmecke und machte das Loch wieder hinter sich zu. Fritzli sah sich in der Stube um: Wirklich, da stand ordnungsgemäss in der Ecke die Speuztrucke voll Sägemehl, in das die Raucher der Arbeiterfamilien ihren Auswurf zu vergraben pflegten - Fritzli darauf los, spuckt das ganze Maul voll aus, rennt zur Schwester hinüber und heult: «Diä chaibe Halleri hätt Salz statt Zucker uf d'Chüechli g'streut.» Ob die Halleri es aus Unachtsamkeit oder Bosheit gemacht hat, konnte Fritzli nie eruieren. Jedenfalls hat er von da an Mutter Bäbelis besondern Hass und ausgesprochene Abneigung gegen diese Nachbarin aus Überzeugung geteilt. Es war wohl ihre einzige Feindschaft.

Die Poesie des Alten Schwerts und des Neuhaus, mit ihrem bäuerlichen Aussehen und dem wundervollen Blick in die südlichen Berge, war hier in dieser Arche, der «Wälewoog», dahin. Nur der Alteisenhaufen und die alten Webstühle im Keller blieben für die Buben beachtenswert und eine Fundgrube für allerhand Entdeckungen, eine Requisitionskammer für mechanische Spielereien.

### **36 Ihr Zweitjüngster.**

Wenn nach sechs Kindern sechs Jahre lang kein neues kommt, so ist das jüngste, auch wenn es der fünfte Bub ist, im Vorteil. Fritzli durfte das erfahren. Er hatte noch im Neuhaus das Licht der Welt erblickt; dass es dort war und nicht in der «Wälewoog», mag auf sein Gemüt bestimmenden Einfluss gehabt haben: Er blieb von lichtfrohem Wesen. Die Sonne der ersten Jugendjahre ist keine künstliche Höhensonne und kein künstliches Hautbräunemittel. Wenn das Morgenlicht die Gipfel der Schwyzer

und Glarner Berge mit seinem Silberglanz begoss, weckte ihr Widerschein Fritzli; die Stiche der Blattstiele im Laubsack wurden ihm lästiger, ein Zeichen, dass die Schlafmüdigkeit vorüber war. Vater und Mutter waren schon in der Fabrik und die älteren Geschwister zur Schule geeilt. Fritzli zog sich die Spitzenhöschen an, zu deren besonderer Schönheit Schwester Lydia stolz beigetragen hatte; das Ärmelröcklein unterm Arm, trippelte der Kleine über die Ofentreppe in die Stube hinunter. Fröstelte es ihn, so hockte er unterwegs auf die warme Ofendecke, bis das Hinterteil genug hatte.

Um dem frischen Zugriff der Magd mit dem kalten Waschblätz zu entgehen, ging er selbst zum Brunnen; was er beim Waschen etwa vernachlässigt hatte, das holte die Magd mit hartem Reiben nach, bis das Hälschen und die Wangen des Kleinen wie das Abendrot glühten. Dann setzte er sich hinter den Tisch und schaute die längste Zeit in stiller Andacht durch die ununterbrochene Fensterreihe der niedern Stube hinüber zu den Bergen.

Auf diesem Hintergrund hoben sich im heissen Spätsommer die leuchtendroten Dolden der Vogelbeerbäume am Strassenrand fröhlich ab. Wenn im Winter hinter hohen Schneemauern leicht und heiter bei hellem Schellengeklingel Pferdeschlitten vorüberglitten und die bunten Federbüsche auf den stolzen Köpfen der Tiere nickten, riss Fritzli die Augen weit auf, und die Ohren konnten nicht genug von dieser heimeligen Musik hören. So sass er in stillem, andächtigem Staunen hinter den Fenstern der armseligen Stube und erlebte den ganzen Zauber der farbenfrohen Wintereinsamkeit. Die Augen wurden darob gross und lichtbegierig.

Eltern und Geschwister hatten an ihrem Jüngsten ihre helle Freude, am meisten aber Lydia, die selber kränklich und schwächlich blieb. Sie musste den Kleinen ihren Kameradinnen und ihrem Sekundarlehrer, dem verehrten Herrn Bär zeigen, wickelte an einem strahlend-heitern Wintertag den Liebling in einen grossen, warmen Shawl ein, setzte ihn vor sich auf den schweren Geisssschlitten und fuhr jäh und sicher talwärts, dem Dorfe Wald zu. Diese Geiss war der Stolz der armen Familie; der Schlossermeister Schang Küng hatte sie noch angefertigt. Den kunstvoll zur Schnecke gewundenen Kopf und die gewölbte, mit schönen Ornamenten des Kunstschlosserhandwerks verzierte Brust trug die Geiss sehr vornehm. Sie war stärker beschlagen, als Armeleuteschlitten, und war sie einmal im Schwung, rasselten die vielen Ringe an den Querstäben gar wichtig. Lydia musste in den Strassenbiegungen ihr leichtes Körperchen mit aller Kraft auf den Absatz des innern Fusses stemmen, dass darob dem Fritzli der Schnee ins Gesicht stob. Seine Fäustchen umklammerten krampfhaft den Leitstrick und er riss daran, als gälte es, ein wildgewordenes Pferd zu bändigen. Die Schussfahrten mit seiner Geiss wurden sein Bubenstolz: Gar so arm waren die Küngen also nicht, hatten andere Fabriklerkinder doch nur so leichte, schwache Geisslein, oder sogar bloss einen

schwerfälligen Kesslerschlitten, eine mindere «Füdlitrucke». Bescheidener allerdings war das Fuhrwerk, mit dem Fritzli im Sommer mit Noldi Sand verhausierte; aber wenn auch die zweirädrige Bänne nur aus einer Seifenkiste, auf zwei alte Kinderwagenräder montiert, bestand, so durfte Fritzli doch der Fuhrmann sein, keck am Zügel ziehen und über dem wiehernden Rösslein Noldi die selbstgezopfte Schlinge der Geissel mutwillig schwingen, so richtig klöpfen.

Das waren Fritzlis Bubenfreuden oben am sonnigen Hang des Bachtels gewesen. Dann aber ging's ins Tobel, ins grosse Kosthaus, die «Wälewoog». Da waren die kleinern Buben nur für die Launen der grössern da, hatten im Spiel nur die Nebenrollen und die der unfreiwillig Leidenden. Dort unten war der Himmel so viel kleiner und der Tag um so viel kürzer, die Strasse nasser und kälter. Und das wollte den nackten Füsschen gar nicht gefallen. In diesem Kosthaus gab es wohl dunkle Keller und alte Webstühle, da liess sich aus Unterlagsscheiben, Schrauben, Muttern, Federn und Stahlstäbchen allerhand zusammen setzen. Aber voller Tücken waren auch diese Keller. Im einen hing ein Schaukelseil; die grossen Buben machten sich ein Vergnügen daraus, die Kleinen draufzusetzen und sie anzutreiben, bis sie an der Decke anstiessen. Alles ängstliche Klagen nützte nichts. Dem Fritzli schnürte es die Brust zusammen, wenn er deckenwärts flog; der ganze Raum drehte sich wie ein Wirbel herum und Kopf voran flog er auf den Betonboden, wo er ohnmächtig liegen blieb. – Einer Magd konnte er jetzt nicht mehr klagen, Küngs vermochten keine mehr. Und so gar klein war er ja auch nimmer. Er durfte allein in die Gvätterlischule im Sagenrain gehen, quer durchs Dorf, an so vielen alten, interessanten Häusern und an dem hohen Kirchturm vorbei. Dieser hohe Spitzhelm bekam seine Schauergeschichte, und die kam ihm immer wieder vor, weil er sie selber mitangesehen. Zwei Handwerker hatten beim Umbau des Käsbissens in diesen Spitzhelm, am Vorabend des Herbstmarktes 1893, nach reichlichem Biergenuss die Wette abgeschlossen, um einige Glas Bier hinauf über die Leiter, zur goldenen Kugel zu klettern. Das wagten denn auch die beiden Verwegenen, prahlten oben, machten kühne Spargimenter; doch, o Schreck! Beim Rückgang löste sich unter dem Angstschrei der entsetzten Zuschauer die Leiter, schwebte immer weiter heraus, bis der vordere, es war der Schlosser Kindlimann, sich nicht mehr halten konnte, kopfüber herunterfiel, durch das Kirchendach klatschte und im Kirchenhimmel liegen blieb. Doktor Keller konnte nur noch den Tod feststellen. Dem Kameraden gelang es mühsam, sich zu retirieren. Daran musste Fritzli immer denken, wenn er, an der Kirche vorbeigehend, angstvoll zur Turmspitze aufschaute und wenn er das Sprichwort hörte: Übermut tut niemals gut.

In der engen Tal- und noch engeren Fabrikschlucht des Sagenrains blieb Fritzli auf dem Weg in die Kleinkinderschule stecken. Dort arbeitete nun Vater Küng in der Fabrikschlosserei der Weberei Oberholzer als Schmied und Schlosser. Der Meister

Grimm hatte es ihm möglich gemacht, hier einzutreten und wieder auf seinem eigentlichen Berufe zu arbeiten. Im Pilgersteg hatte Schang Küng Kurzschluss gemacht. Die Hingabe für schlechtbezahlte, verantwortungsvolle Magazinarbeit, die verlangte, dass er zu Hause nachts noch stundenlang den Zahltag seiner Leute ausrechnet, hatte ihm ein Meister schlecht gelohnt. Der verdächtigte ihn, ein Fabrikgeheimnis an einen Konkurrenten verraten zu haben; im Zorne über diese Verleumdung schlug Schang Küng dem Meister Neudorfer mit einem Stahl einen Zahn ein, und aus war's mit dieser Stelle. Vater Grimm verhinderte mit dem Vorschlag auf Schang Küng, dass ein Stündeler mehr in die Werkstatt kam.

Fabrikant Oberholzer gehörte zu diesen Pietisten. Für die Kinder ihrer Arbeiter und andern proletarischen Nachwuchs unterhielten Oberholzers einen Kindergarten und für die Erwachsenen ihrer Gesinnung die Freie Kirche, mit einem Vereinshaus neben der Fabrik. Den Kindergarten musste Fritzli besuchen, damit er tagsüber, während die Mutter in der Bleiche ihre elf Stunden lang wob, versorgt sei. Er hatte es auf dem Hinweg selten pressant; mehr als der Kindergarten interessierte ihn die Schlosserwerkstatt nebenan. Im Vorbeiweg suchte er immer wieder Blicke in das dunkle Erdgeschoss zu tun, seinen Vater an der Arbeit zu sehen, und in die geräuschvollen Geheimnisse dieses Wechsels von russiger Finsternis und Flammenglut einzudringen. Ab und zu hatte der Schlossermeister Grimm ein Einsehen, liess Fritzli unter irgendeinem entschuldigenden Vorwand in die Werkstatt eintreten und seinen Vater beim Feilen und Schmieden sehen. Vater Küng trug den Kopf höher, seitdem er wieder Schlosser war. Aber seine Krankheit hatte sein Gemüt derart verfinstert, dass seine Augen düster neben einer tiefen Hochfalte herausschauten und recht unheimlich zum Duster der Werkstatt passten. Wie oft presste da Fritzli seine Nase an die russigen Fenster, um in halb freudiger Erwartung, halb scheuer Angst, einen Blick seines Vaters zu erhaschen. Wie ging sein Herzchen auf, wenn sich das schmerzvoll-finstere Gesicht für einen kleinen Moment ihm zuwandte und sich aufheiterte! Zu Hause war ja der Vater so verschlossen und oft so böse. Blieb ein Liebeszeichen von ihm aus, so fehlte selten ein aufmunternder Blick aus Meister Grimms gütigen Augen, die ein vom Büblein wohlempfundener Gegensatz zu Vaters düsterer Miene waren. Der graubärtige, grosse, freundliche Mann war Gegenstand besonderer Verehrung des sehnsüchtigen Buben, denn überall Vater und Mutter fehlten, weil beide von morgens sechs bis abends sieben Uhr in der Treitmühle der Fabrikarbeit standen und zu Hause auch für die Kinder nur wenig Zeit übrig hatten. Die vier Augen der beiden Schlosser und die Erinnerung an die gütige Mutter, bald Angst und Schmerz um den Vater, bald die Sehnsucht nach einem Mutterwort, bald der Lichtblick aus Vater Grimms Augen, waren die Begleiter Fritzlis in die Häfelischule. Das war eine ihm in vielem fremde, bedrückende, in anderem aber auch wieder neue und kindlich-frohe Welt.



### 37 Lichtflecken und Schattenplätze aus dem Alltag von Mutter und Kindern.

Dem Vater Küng schien die Umgebung von Feuer und Dunkel, Russ und Lärm, die eine Schlosser Schmiedewerkstatt auszeichnen, als zu seinem Wesen am besten passend vorzukommen. Das Zuschlagen mochte sein gequältes Innere von schwerem Drucke etwas befreien; er taute in dieser Umgebung ab und zu auf, und das freundliche Zureden Meister Grimms half dabei nach. Zuhause freilich hätte sich Fritzli seinen Vater anders gewünscht; dort war er weit wortkarger und die Kinder verstanden nicht warum - auch düsterer. Wie wohl tat ihnen da die Art Mutter Bäbelis. Mochte sie noch so schwer in der Fabrik gearbeitet haben, mochte sie nach der Heimkehr aus der Bleiche noch so müde sein, sie hatte einen lieben, freundlichen Blick und ein gutes, wenn nötig auch verzeihendes Wort für die Kinder. Was Wunder, dass sie von ihnen wie der Sonnenaufgang erwartet wurde. Mit Ausnahme Lydias und Bertholds, die ihr inneres, nicht weniger sehnsüchtiges Wesen hinter ernsteren Gesichtszügen verbargen, waren die Küngschen Kinder von der heiteren Art Mutter Bäbelis.

Jedes Milieu, in dem es muckerisch zugging, war ihnen zuwider. Den Fritzli zog es denn auch oft aus der Häfelischule heraus und hin zur Mutter. Das Beten, Händefalten, Stillesitzen, die frommen Sprüche in der Kleinkinderschule waren nicht nach seinem Geschmack, so gerne er die Lieder, nicht des frommen Textes, aber des Gesanges und des Harmoniumspieles wegen, hatte. Beim Frommtun fühlte er sich stets beengt. Mutter Bäbeli hatte zu Hause eben keine Zeit, jedes für sich in den Strohsack zu legen, mit ihm zum Herrgott zu beten und seinen Schutz anzurufen, wie wohl sie auch nicht ungläubig war. Darum verstand Fritzli auch die frommen Geschichten der guten Tante Sigfrid im Kindergarten nicht. Und dieses Figurennähen auf Kartons, nein, das war für die Mädchen. Buben mussten doch holzhacken, auf die Bäume klettern und dürre Äste herunterbrechen, etwa noch der Lydia helfen Geschirr abwaschen, den Boden kehren, die paar Möbelstücke abstauben; aber nähen - nein, dazu fühlte sich Fritzli zu gut. Schön aber war's im Garten der Häfelischule, unter den Kastanienbäumen und auf den Bänken ringsum. Hier durften die Kinder im Sand spielen, Gräben und Tunnels schaufeln, Weiher und Seen bauen. Am schönsten von allem im Kindergarten aber war das Singen; das war etwas, was an das Leben daheim erinnerte. Wie heiter klang doch dieses Liedlein da:

*«s'Schwyzler Ländli isch nu chli;  
Aber schöner chönnt's nöd si!  
Gang i d'Wält so wyt du witt,  
Schönri Ländli git's gar nit!  
Trala la la la, trala la la la,  
Schönri Ländli git's gar nit!*

*Bärke, wie de Himmel hoch,*

*Mit de schöne Gletsch're nooch,  
Uf de Alpe Härdeglüt,  
Jodler, schöner nützi nüt!»*

Das von den Bergen verstand Fritzli: Die hatte es rings um Wald herum, den Bachtel, die Scheidegg, den Lauf: himmelhoch, höher gar als der Kirchturm. Für Buben eine Welt immer neuer Entdeckungen; die Töbel und Raine klafften tief ins Dorf hinein und Haus und Hof und Strasse verschmolzen mit dieser högrigen Heimatwelt.

Auch das Schwyzer Ländli kannte jetzt Fritzli: Das war jenes wunderschöne Fähnlein mit dem weissen Kreuz im roten Feld, welches so warm und froh dem Kinderzug voranleuchtete, wenn die ganze Gvätterlischule am Seile spazieren ging und die Kinder sich folgsam zu zweien an den Querstäben hielten. Durch den Talacker ging's höher und höher - und die Gletscher und die Schifflein auf dem See, von denen die Kinder in diesem lieben Liedchen sangen, leuchteten der Kinderphantasie voran, wenn sie den engen, dunklen Fabrikhöfen enthuschten, der Sonne entgegen -

Ja, die Sonnel Die schien den Küngschen immer spärlicher; der Vater wurde mit jedem Jahr finsterer und es gab Monate, da er den Seinen gegenüber kein Wort herausbrachte und sich völlig in Selbstqual verschloss. Es genügte, dass so ein kostbar Ding in einer armen Fabriklerfamilie, wie ein Apfelschälmaschinchen - das sich doch nicht ein jeder Schlosser leisten konnte – von dem starken Rütteln der Turbine vom Küchengestell rutschte und kaputt ging, dass Vater Schang in eine furchtbare Wut und hartnäckig anhaltende Täubi verfiel und auf Bäbeli eine gewaltige Last von Schuld wälzte. Während dieses das siebente Kind unterm wehen Herzen an die Webstühle in der Bleiche trug, hatte es vierfache Qual zu erleiden: Es musste sich abschinden, um den Ruf der besten Weberin aufrechtzuerhalten und auch herauszuschuffen, was Vater Schang Sonntags zu viel brauchte -- und waren es nur wenige Dreier ---; es hoffte auf ein gesundes Kind und musste zugleich darben; es wollte den Frohmut aufrechterhalten und sah doch stets diese dunkle, harte, senkrechte Falte zwischen den stechenden Augen Schangs und musste seelisch Mangel leiden; den Haushalt musste es nunmehr ohne Magd sauber führen, um Vater Schang keinen Anlass zum Zorn zu geben. Und bei alledem gab es immer wieder zwischen dem Vater und den lebhaften älteren Buben zu vermitteln, Wogen mit weicher Hand und schmerzvoll-liebem Blick zu glätten.

Vater Küng hielt ein streng Regiment in seinem Nachwuchs. Sein Heim war sein Schloss! Auf dem eisernen Brückli zur Haustür der «Wälewoog» – sozusagen der Zugbrücke zu seiner Burg - stand er mit Stecken oder Teppichklopfer bewaffnet, um auf die Galgenstricke zu warten, die nach dem Holz suchen im Jonatobel Groppen oder Krebse fangen gegangen waren und sich verspätet hatten. Dass sie einst ahnungslos

zwei Fuder dürre Knebel aus den geflochtenen Bachwuhren gerissen, wog weniger schwer, als solche Disziplinwidrigkeit. Durch den Engpass über das eiserne Brücklein mussten die Buben hindurch. Der Kleinste wählte bei diesem Eingang in die abendliche Häuslichkeit freilich nicht den Weg zwischen Vater und Geländer, sondern im Gedränge der durchrennenden Brüder die schmale Gasse zwischen den Beinen des drauflos hauenden Strafenden. Wenn Fritzli später das Produkt solchen Geschontwerdens mit dem Erfolg der strengern Erziehung seiner grössern Brüder verglich, wollte ihm fast scheinen, es hätte ihm nicht nur jene Lektion, sondern noch einige andere dazu gefehlt. Darüber hinaus aber auch dann und wann einige freundliche Worte, die ihm Aufmunterung hätten sein können.

Wenn als Spitzenleistung derart handfester Erziehung die Drohung mit dem Hagenschwanz kam, litt Bäbeli im voraus für ihre Kinder. Sie selber konnte einfach nicht strafen, und sie brachte es bei dem erregbaren und unberechenbaren Gemütszustand Vater Schangs auch nicht fertig, ihm die Kinder zu verzeigen, ihn als Richter anzurufen. Derart blieb denn manch strafwürdiger Bubenstreich ungesühnt; diejenigen aber, die zur Kenntnis des Vaters kamen, wurden um so schärfer geahndet. Diese differenzierte Behandlung strafbarer Tatbestände erschien den Kindern wie dem weichherzigen Bäbeli als etwas wie eine höhere, ausgleichende Gerechtigkeit, auf die der im allgemeinen doch gute Wille der Kinder Anspruch erheben durfte.

Mutter Bäbeli hatte es nicht leicht, immer für denjenigen ihrer Buben vermittelnd sich einzusetzen, der just den besondern Zorn des Vaters provoziert hatte - womit, das war oft schwer zu sagen. Sie waren ja Lausbuben, wie viele andere auch; aber daneben schafften sie wie die Grossen. Hansli, der ein Hans geworden war, ging nach der Schule weit an den Bachtel in den Dändler hinauf zu Sticker Schoch als junger, billiger Fädler. Bertel war beim Holz- und Beerensuchen von einem wahren Fanatismus besessen. Ernst, der «Chnolebei», so klein er noch war, hatte seinen Ehrgeiz, den ältern Brüdern in nichts nachzustehen. Auch nicht bei den grossen Bubenschlachten, in denen er bewies, dass er einen harten Schädel und eine sichere Hand hatte. Hans verfügte in diesen Kämpfen über die lauteste Stimme und über ein brüderliches Pflichtbewusstsein, das keinen der Seinen im Stiche liess, und wenn sie noch so bedrohlich tief in einem Haufen Beine, Arme und Leiber steckten. Der Bertel war bei diesen Raufereien von einer unheimlich ausdauernden Verbissenheit, die seinen ältern Brüdern oft Tränen der Verzweiflung herauspresste. Da aber der «Chnolebei» auch noch den dicksten Knebel als letztes Argument und eine sichere Strategie sein eigen nannte, hatte diese Kombination von Kampfführung der Chüngli auch ihre Erfolge. Zu Hause und in der Schule gab's dann Manöverkritik - nach Noten.

Bertel, der Repetierschüler, und Salomon Meier, sein Lehrer, vertrugen sich herzlich schlecht. Der Pedant Meier war nicht gewillt, so eckige Individualitäten wie Bertel, sich frei entwickeln zu lassen. Er musste ihn nach seiner Fassung modeln und

sprang, etwas mehr, als nötig und zuträglich erschien, auf Berthold los mit seinem üblichen Gemecker und dem langen Stecken: «Föifezwänzgi uf d'Finger, föifezwänzgi uf d'Finger, hät er denn es hüz...» Das letztere verstand niemand recht; man konnte es aber sinngemäss deuten als: Biegen oder brechen. Darum brach auch der Stecken etwas fleissig und, wenn er zu zäh war, so halt durch die Hand der ruchlosen Buben. Wenn Salomon Meier derart den Buben um die Bänke herum mit dem Hoheitszeichen seines Richter- und Lehramtes nachgerannt war, tönte es nachher draussen auf dem Schulplatz oder auf dem Heimweg zum Spott im Chor:

*«Dä Salomo Meier  
Hät weder Hüener no Eler,  
Hät weder Wy no Most,  
Wer wett au zum Salomo Meier a d'Kost.»*

Setzte das auch wieder bei Küngs zu Hause etwas ab, so stand Mutter Bäbeli mit ihrem gütig-angst vollen Mitleid zwischen den gleich harten Autoritätsbegriffen des Vaters und Lehrers und ihren schuldbeladenen Buben.

### **38 «Umezüg, Schwizergarde, Chrungelinacht, Sylväster und Buebeschlachte.»**

Wald und das Cheleland haben mit dem anstossenden katholischen St. Gallischen viel alte Sitten und Gebräuche gemein, aber auch manch schönen Brauch aus eigenem Zutun geschaffen und über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg aufrecht erhalten. In Erinnerung an die Freiheitskriege, an den fremden Kriegsdienst bei den Bourbonen und unter dem grossen Napoleon, als Auffrischung auch jenes bunten Bildes der vielen kantonalen Armeen, hat Wald seine «Umezüg» und seit der Bundesfeier von 1891 seine Schweizergarde; das ist seine grosse Fastnachtsoriginalität. Aus jeder der sechs alten Wachten, in welche die weitläufige Gemeinde einst eingeteilt war, zieht ein «Umezug von Gasse zu Gasse, von Weiler zu Weiler, Gehöft zu Gehöft. Ein wuchtiger Beilträger, ein Sappeur, der der ehrfürchtig-ängstlich staunenden Jugend wohl auch als der Henker vorkommt, in weisser Schürze voran. Hinter ihm schreitet der «Fähneri», das bündelgeschmückte Schweizerbanner emsig schwingend; dann stolziert der Pfeifer und schreitet der «Chübler», mit phantastischem Federputz auf den Sammetkappen, kunstgerecht pfeifend und trommelnd; mit gezücktem Säbel schreiten der Hauptmann und der Leutnant am Schwanz des Umzugs, den wunderschönen «Schnitthut», einen mit bunten Seidenbändern und grossem Federbusch geschmückten Zweispits auf dem steif erhobenen Haupt. Zwei Säckelmeister in roten Blusen rennen von Haus zu Haus, wo gespielt und geschossen wird von drei Pistolenschützen im alten Tschaggo und hohem «Bäusel» drauf, das Pulverhorn umgehängt, oder die Patronentasche umgegürtet.

Sobald das Geld in der Blechbüchse klingt, zwanzig Rappen der einfache, zwei Zwanziger der Doppelschuss, wird drauflos gepülvert. Es ist ein frohes Knabenspiel, das alt und jung Freude macht. Die farbigen Epauletten, die blanken Knöpfe, die bunten Litzen an der Hosennaht, die goldenen und silbernen Tressen und die blanken Waffen glitzern fröhlich beim militärischen Spiel zu den sechs alten, traditionellen Schweizer Märschen.

Das erlebten die Künschen Buben stets mit allen Fasern, zogen hinterher und trommelten und «tuderleten», sangen oder piffen den «Güntisberger» oder mit besonderer Betonung: «D'Mülleri hät, sie hät, d'Mülleri hät, sie hät, d'Mülleri hät i d'Jüppe ...» Und genau nach dem imponierenden Vorbild der gedrillten Umezügler marschierten sie gar schneidig, schwenkten sie, oder brachen in Gruppen aus. Und phantasierten dann im Traume davon, dass sie selber Hauptmann oder Pfeifer seien; erlitten auch im Schläfe jene aufregende Szene, da im Tobel vor dem Kosthaus zur «Wälewoog» ein Schütze seine Doppelpistole so hart mit Papierschübling und Pulver geladen hatte, dass der Lauf zersprang und der Bursche mit seiner Ladung im zerfetzten Finger vor Schmerz in den Weiher springen wollte.

Wenn an der Bauernfastnacht die Schweizergarde durchs belebte Dorf zog, war kein echter Walder Bub zu halten; da konnten sie nur staunen darob, was die grossen Burschen fertigbrachten. Die alten Schweizer stiegen auf den Dorfplatz und Schweizer Geschichte zog vorüber. So mochten an der Beresina Napoleons Schweizer Sappeure des Regiments Blattmann, die bäumigen Bielträger zur schweren Arbeit angerückt sein, um den Rückzug zu decken. Und so schlimm mochten am Morgarten die Morgenstern-Mannen dreingeschlagen, so bei Sempach die Hellebardenträger gewütet und so bei Murten die Spiessträger drein gestochen haben. Rässig, mit bitterem Ernst, als gälte es, heute wieder das Land zu retten, schlugen sie, bengelten sie, stachen sie in Gruppen, im Takt der Musik der Chübler und Pfeifer drauflos. Hinter der grossen, helleuchtenden Schweizer Fahne stand feierlich der Feldprediger und sprach am Schluss des grossen Kriegsfestaktes den Rütlichwur. Was jedoch den Buben am meisten imponierte, das war die kleine, messingene Kanone im Zug, die stramm der Knabenführer Robert Grimm als Kanonenhauptmann losfeuerte. Diese Kanone gab dem Ganzen die Schwere des Ernstes.

Wenn dann die Fastnacht vorbei war, verlangte die Schweizer Geschichte, dass sie fortgesetzt und fortgeübt werde. Mit Hellebarden, selbstgemachten Morgensternen und Spiessen bewaffnet, war auf dem Batzberg Truppenzusammenzug jener grössern Schulknaben, welche die legitimen Nachfolger der Walder Schweizer Garde werden sollten. Da wurde die Schlacht bei Sempach wiederholt. Mit allem kriegerischen Ernst: Vom Schiessstand her kamen die Eidgenossen heruntergerast, die Österreicher hatten beim Schützenhaus kriegsmässig Aufstellung genommen. Abmachungs- und pflichtgemäss hätten sie sich geschichtsgetreu verhalten lassen und fliehen sollen. Aber ohä:

Walder Buben, Schweizersöhne und fliehen! Das gab's nun einmal nicht, und so zwängten sich die Fronten ineinander, verbissen sich die Tapfersten in Kragenarbeit, denn schliesslich waren eben auch die Österreicher da keine Söldner und Knechte, sondern freie Schweizer Buben: «Ja, en Chaib, mir blybed, ihr strohls Galöri ihr!» Unter Anführung des Hüppy, der aber keine Lust zeigte, als Winkelried sich von «Flöhstrichern» durchstossen zu lassen, konnte es dann vorkommen, dass der Gang der Schweizer Geschichte wieder hergestellt wurde. Die geschichtskundigsten Eidgenossen unter den Streithähnen schrien dabei, wie nur Oberländer schreien können, so laut und überzeugend, dass endlich der Feind diesem letzten Argument sich fügte und abzog. Die Löcher und Beulen und Striemen wurden in Ehren getragen — — und heulen durften nur die Österreicher.

Von diesen Fastnachtsaufzügen zehrte die hungrige Kinderphantasie den ganzen Sommer hindurch.

### **39 Im Dienste der reichgewordenen Schwester abgezehrt.**

Drüben in Bäretswil waren nun die meisten der acht Geschwister Bäbelis den Kinderschuhen entwachsen. Grossmutter Anebäbeli erlebte noch schwere Jahre, als Hansheiri in den besten Jahren von einer Lungenentzündung überfallen wurde. Das war bei dieser überlangen Arbeitszeit in Dampf und Durchzug und Kälte kein Wunder. Dass der einst so zähe, kräftige Körper dem Angriff des Fiebers so wenig standhalten würde, ahnte aber doch keines. Rasch zerfielen die letzten Lebenskräfte, die die allzustrenge Arbeit und das ewige Darben noch gelassen hatten, in der galoppierenden Schwindsucht.

Auf dem Sterbebett machte Hansheiri die Bilanz seines Lebens. Sie war höchst einfach: Sein halbes Leben lang hatte er seiner ältern Schwester, selbst nach der Enterbung noch, in sklavenhafter Ergebenheit gedient und bis dahin trotz allen Enttäuschungen doch immer wieder die Hoffnung verstohlen in sich herumgetragen, all der Mühe und Hingabe würden Ehr und auch ein kleiner Preis. Auf dem Krankenbett erfasste ihn dann der Zorn über die Untreue seiner Schwester. Obschon er wusste, dass es mit ihm aus war, duldete er sie nicht mehr an seiner Seite; ihre Teilnahme dünkte ihn unaufrichtig. «Das Luder soll sich nicht unterstehen, mir nochmals unter die Augen zu kommen.» Jetzt schmerzte es ihn unsäglich, aus seinem blinden Vertrauen in die Schwester den Seinen nichts hinterlassen zu können als Schulden. Sein einziger, kleiner Trost durfte sein, dass seine Frau, deren Rat er vor den Spekulationen seiner Schwester zurückgestellt hatte, sich weiter wacker durchs Leben schlagen würde, und dass Kinder und Mutter ihm versprochen, fest zusammenzuhalten.

So füllten überlange, schwere Arbeit, Not und Krankheit den starken Mann, der

seinen dicken Nacken so willig unter das Joch seiner berechneten Schwester gebeugt hatte. Trotz all seiner Selbstaufgabe rechnete diese denn auch ihrer verwitweten Schwägerin bald genug rücksichtslos vor, dass sie, Anemarei, und Hans Herzog, der aus den Räßplein der Armen und aus dem Mark seines Schwagers Hansheiri reichgewordene kleine, runde Verlegerkapitalist und Feinschnäpseler, selber noch einiges heraus zu gut hätten. Sie rechnete und trieb und trieb, bis die Rechnung auf dem Papier glatt aufging. Ob sie sich auch vor dem ewigen Richter so genau Null von Null auflöste? Und ob so gewonnener Reichtum Segen bringt? «Unrecht Gut tut niemals gut.» So ganz ohne Erfahrung spricht der Volksmund auch hier nicht.

«Jakob hilf!» ging der Hilferuf der doppelt geplagten Witwe Anebäbeli von Bäretilwil hinaus nach Duisburg, ins Rheinland, wo Bäbelis ältester Bruder, Jakob, in einer Spinnerei und Weberei Arbeit angenommen hatte. Was nach elfstündiger Arbeitszeit in dreckiger Bude mit Überzeit- und Sonntagsarbeit extra verdient wurde, wanderte in Erhörung des Notschreis nach Bäretilwil.

#### **40 Oberländer Zugvögel.**

Bald rückten in Duisburg auch die drei Brüder Jakobs an: Oberländer Zugvögel, die freilich später den Weg zum alten Standort zurück nicht mehr fanden, sondern in andern Textilplätzen der Schweiz sich niederliessen. In Preussen und unter Preussen hat ten sie gelernt, sich Geltung zu verschaffen, und als sie genug fremdes Brot gegessen und Heimweh gelitten, als auch sie vieles gelernt hatten, wie man es besser macht und auch besser nicht macht, wurden sie Meister in schweizerischen Seidenfabriken.

Das war damals der Weg vieler Oberländer aus armem Haus. Was einst Anebäbeli der Familie als Ganzes zu Hansheiris Lebzeiten vorenthalten hatte, indem es sich weigerte, dem Rate Gotthardbahn- und Kantonsingenieur Kellers zu folgen und in die Innerschweiz zu ziehen, das hat dann der Zweitälteste nach seiner Rückkehr aus dem Rheinland verwirklicht, als er sich am Zugersee niederliess. Einige Jahre nach dem Bau der Gotthardbahn entstand eine kleine Völkerwanderung aus protestantischen Industriekantonen nach verschiedenen Orten der Gotthardbahnlinie in der Urschweiz. Dort blieben dann auch die Reste von «Bohli-Beck-Hansjokebe-Hansheiris» Familie, Anebäbeli und drei ihrer ledigen Töchter, für die Periode der Blüte der Seidenindustrie bis zu ihrem Niedergang stecken. Jakob aber hielt es, in gute Stellung gekommen, draussen im Reich länger aus. Er hat als Kassier des Schweizer Unterstützungsvereins manchem abgebrannten Landsmann geholfen, seine Heimat wieder zu finden.

Die Schweizer Textilarbeiter und die Schweizer Werkmeister waren draussen gesucht und beliebt; auch dort unten im Rheinland und in Westfalen haben sie ihre Eigenart

nicht aufgegeben, und - was zu Hause schon mehr ein Wunder wäre – dort haben sich Arbeiter, Angestellte und Direktoren im selben Schweizerverein gefunden, die Klassenunterschiede abgelegt und gemeinsam der lieben Heimat gedacht. Die sechshundertste Wiederkehr der Gründung der Eidgenossenschaft wurde am 1. August 1891 mit besonderer Hingabe gefeiert. Die Luft war auch in Deutschland seit einem Jahr freier; der junge Kaiser Wilhelm. II. hatte den Eisernen Kanzler, Bismarck, am 20. März 1890 entlassen; das Sozialistengesetz, welches Bismarck 1878 erlassen hatte und das die Sozialdemokratische Partei und die sozialistische Agitation verboten, viele Führer ins Zuchthaus gebracht oder ins Exil getrieben hatte, wurde aufgehoben; mit einer eigenen Sozialpolitik wollte Kaiser Wilhelm der Arbeiterbewegung Herr und Meister werden. Auch die Demokraten atmeten auf; was Wunder, dass die Schweizer ganz besonders sich in dieser Atmosphäre wohler fühlten, nachdem im Jahrdutzend vorher mancher aus verhältnismässig guten Arbeitsverhältnissen wieder zurück in die Heimat getrieben worden war.

Unter den Schweizern in Duisburg fiel ein Typograph auf, den die ältern Berner unserer Zeit noch gut in Erinnerung haben werden: Jakob Schlumpf. Der junge, grossgewachsene Mann mit dem mächtigen Demokraten-Schlapphut mochte die preussische Polizei nicht und sie ihn auch nicht. Das Embleme seiner Gesinnung, den Kalabreser auf dem Kopf, machte ihn verdächtig. Auf der Rückkehr von einer Versammlung des Schweizervereins in etwas vorgerückter Stunde zog er - noch unter dem Sozialistengesetz – ein rotes Fahmentuch aus der Tasche und wollte es durchaus auf dem Kriegerdenkmal mitten auf dem grössten Platz Duisburgs aufpflanzen. Mit grösster Mühe konnte ihn der kleine Jakob, der ihm zwischen die Beine sprang, und die grösseren Kollegen, die ihm in die Arme fielen, an dieser staatsverbrecherischen Handlung hindern. Es hätte schlimm ausgehen müssen. – Jakob Schlumpf ist die rote Fahne ans Herz gewachsen. Nach seiner Gesellenfahrt durch Deutschland und Österreich landete dieser originelle Zürcher Oberländer in Bern, und bis zu seinem Tode — noch als Verwalter der Unionsbäckerei - hat er an jedem ersten Mai flammenden Auges, mit fester Hand überm breitrandigen Hut die riesige rote Fahne geschwungen. Wie er ist mancher Zürcher Oberländer Arbeiter da und dort im Schweizerland als Sozialist zu führender Stellung in der Arbeiterbewegung emporgestiegen.

Sie kündeten den Frühling einer freien, befriedeten Menschheit, der allen Menschen Arbeit, Gerechtigkeit und ein Leben in Schönheit bringen soll. Aus dem Zürcher Oberland mit seiner Lieblichkeit der Seen, Bäche, Hügel haben sie die Freude am Schönen und Guten, und aus dem Erleben so viel proletarischen Mangels den Drang zu helfen gezogen <sup>[23]</sup>.

Aus dem Aufblick aus der Enge der Fabriktäler hinauf zum Licht der ewigen Sonne haben sie den Glauben in das Wirken und werden der Gerechtigkeit geschöpft,



so wie der Fritzli das Licht der andern, bessern, schönern Welt mit sich in die «Wälewoog» hinuntertrug und im Dunkel des Kosthauses nicht erlöschen liess. Einem Jakob Schlumpf gleich haben sie über alle widrigen Umstände, über Hemmnisse und Gefahren hinweg mit ihrer Fahne die frohe Botschaft der Menschwerdung des armen Volkes in die Dörfer und Städte ihrer Heimat getragen und den leidenden, verzagenden Brüdern und Schwestern den Glauben gebracht: Es muss doch Frühling werden.

#### **41 Fabriklerkinder in der «guten alten Zeit».**

Die lange Krankheit Vater Schangs und das Wachstum der Familie hatten die ohnehin schon armen Küngs finanziell stark zurückgeworfen. Es fehlte nicht nur am Nötigsten für die Nahrung, wie sie neun hungrige Mäuler, sieben im Wachstum stehende Kinder verlangten, sondern auch an warmen Kleidern, an Schuhen und Strümpfen. Die baumwollenen, bei jedem Nasswerden sich in harte Krumen verwandelnden Strümpfe schützten die Füsse nicht genügend. Mit Frostbeulen an den Zehen hülpten die Kinder daher. An harten Winterabenden war in der warmen Stube grosse Fussbehandlung mit Hirschunschlitt; aber auch der schützte nicht vor wunden Zehenbeeren. Die Haut der Handrücken, die Kniekehlen waren rot und aufgerissen vom Frost, die Lippen geschwollen, Hals und Kinn hochentzündet vom Reiben der rotgefärbten baumwollenen Strumpfkappen. Wenn's nicht gar zu kalt war, gingen die Buben ohne Strümpfo aus, und sobald nur die Sonne im Frühjahr den Boden etwas zu wärmen vermochte, war barfuss Kleiderordnung.

Als im Mai des Jahres, in dem Fritzli in die Alltagsschule eintrat, warmer Regen fiel und darauf ein harter Frost einsetzte, gefroren die Strassen. Das hinderte Fritzli nicht, barfuss zur Schule zu gehen. Da suchte er an seinem Platz und in der Pause jeden Sonnenfleck auf, um die Füsslein dran zu wärmen, oder er schlich sich zum Ofen und hob die frostbeuligen Extremitäten an den heissen Blechmantel des grossen Zylinderofens. Dem guten Lehrer Kindlimann ging das nahe, und er nahm sich des Kleinen besonders an. Das hiess für damals: Er gab ihm ein paar besonders freundliche Worte, denn von einer Schülerfürsorge wusste man noch nichts. Die armen Kinder mussten sich selber so gut als möglich in ihrer Not helfen; bloss, wenn einmal bei all diesem Leid der Mut sank und die Selbstbeherrschung aufhörte, ein fassungsloses Weinen andere störte oder vielleicht ein gutes Herz wie das Kindlimanns, rührte, gab's mitleidige Worte. Der Armut selber aber und all dem, was sie zarten Kinderherzen zufügte, stand man damals als einer Fügung, einem Unabwendbaren gegenüber. «Schäm di, eso z'brüele; nimm di echli zäme; bis en Grosse!» Das war noch das humanste Mittel gegen das Elend eines schlotternden Armeleutekindes.

Not macht erfinderisch. Die Buben schlugen in weiches Holz Schuhnägel – nicht bloss zum Vergnügen und Experimentieren, nein: Wenn sie auf dem Sandsteinboden

die Nägel recht hart rieben, wurden diese warm, und damit liessen sich Hand und Fuss wärmen. Die Sonne auch wurde mit gewölbtem Glas eingefangen und die Strahlen für zusätzliche Heizung verwendet.

Was Wunder, wenn es ein so zartes Büblein wie den Fritzli nach jenem Maifrost mit hohen Fiebern ins Bett warf und der Doktor Kuhn eine schwere Lungenentzündung feststellte. Höher und höher stieg die Kurve: neununddreissig, vierzig, jetzt gegen einundvierzig. In der kahlen, frostigen Kammer der «Wäles woog» war Sterbestimmung. Die Falte in Vater Schangs Stirne grub sich noch tiefer ein; den kleinen Harlegingg hätte er ungern verloren. Nachdem er, Vater Schang, selber dem Tod entrissen worden war, dünkte ihn, auch den Kleinen müsste man über die Fieberkrise hinwegbringen. Er schaute drein, als ob er dem Schicksal dieses zarte Leben abtrotzen wollte. Die Geschwister standen solch Neuem in der Familie fassungslos gegenüber und weinten bitterlich. Nur Mutter Bäbeli bewahrte ihre Haltung. Dieser zarte Hauch, das Leben des lieben Kleinen, durfte nicht verweht werden: Ruhe, Ruhe, Fassung - und Hoffnung!

Der Kleine mit den fiebrigen Augen, die jetzt noch mehr zündeten als sonst, war dem Bäbeli besonders ans Herz gewachsen. Jetzt wurde er ruhiger – zum Leben oder zum Tod? Bäbeli setzte sich nah zu ihm hin und gab den Fieberbäcklein kühlenden Hauch. Das Büblein streckte die heissen Händchen seiner Mutter entgegen - als ob da die Rettung läge. Dann wurde es ruhig im Zimmer. Mutter Bäbelis Gedanken eilten zurück, und auch über das Gesichtlein des Kleinen huschte heitere Erinnerung.

Wie oft hatte sich das Büblein aus dem Kleinkindergarten zu seiner Mutter weggestohlen, war die fast unendlich lange Front der «Bleiche» entlang gerannt, hatte sich heimlich durch den Websaal im ersten Stock, durch die engen Webstuhlgassen geschlichen - immer Deckung suchend vor den Augen des Obermeisters und der strengsten Webmeister. So kam er oft unbemerkt zum Arbeitsplatz seiner Mutter, wo sie stumm und emsig die Webstühle meisterte. Achtete sie ihn nicht, so zupfte er sie schüchtern am Rocksäum, dass er wieder da sei, und seine Augen sagten alles weitere: Nirgends war Fritzli so gerne, wie an der Seite seiner Mutter. Wenn sie hier bei der Arbeit noch so wenig Zeit für ihn hatte, wenn es noch so ratterte von diesen Tausenden von Rädern und noch so klatschte von den Hunderten von Webstuhlpeitschen, und wenn es noch so stank von Öl und feuchter Luft und schweissigen Kleidern: der Fabrikduft der Kleider seiner Mutter war dem Buben Zeichen ihrer Nähe. Ihre Nähe hiess Geborgensein. Für Bäbeli war es Mutterglück, ein Mutterglück, das ja sonst fast nur Entsagung, Pflichterfüllung, Leid und Ertragen war. Aber das Büblein, das am Boden oder auf den Drähtlikistlein sass, brachte mit seinem Gesichtlein, seinem Wesen, seinen Liedlein ihre eigene Jugend mit an den Webstuhl. Alle Männer und Frauen ringsum hatten ein liebes Wort und einen freundlichen Blick für den kleinen

Mutterhock und halfen gerne, ihn verborgen zu halten. Selbst der Meister tat, als ob er den fabrikordnungswidrigen Vorgang nicht bemerke. Wenn die benachbarten Weberinnen Bäbeli zublinzelten, wusste sie, der Fritzli huscht im nächsten Augenblick in die Webgasse. Dann glätteten sich die allzufrüh eingegrabenen Sorgenfalten, die Mundwinkel zogen sich hoch, und zum ewig selben Geratter der Webstühle sang Mutter Bäbeli in ihrem Glück dem Fritzli ins sehnsüchtige Kinderherz hinein Lied um Lied. Der Bub hing an ihren Lippen und Augen und kehrte so ungern ohne Mutter heim.

Dahin gingen nun die Gedanken Bäbelis zurück und derart mochten die Bilder sein, die von innen heraus jetzt auf einmal die Gesichtszüge des Kleinen erhellten. Heisser Schmerz quoll Bäbeli zum Herzen: Wenn es das letzte Lachen ihres Kindes wäre? Mutter Bäbeli schluchzte laut auf. – Da öffnete der Bub seine Fieberäuglein, drückte mit schwachen Fingerlein seiner Mutter Hand und sagte leise, aber für alle, die da atemlos bangten, doch vernehmbar: «Muetter - ich - stirbe - doch - nöd – ich – wott - jo – no - by - der – bliebe.» — Es tönte ein eigenartig Schluchzen und Atmen durch den kahlen Raum. -- Die Krise wurde überwunden, das Bublein blieb am Leben, blieb seiner Mutter Sorgenkind, blieb aber auch dasjenige von den sieben Kindern, an das sie unendlich viel, ja fast zu viel Liebe verschwendete.

## **42    Zwischen Lachen und Weinen - zwischen Himmel und Erde.**

Wenn Bäbeli nicht Verwandtenbesuch erhalten hätte, so würde sich jetzt sein Leben kaum anderswo als zwischen Kosthaus und Fabrik bewegt haben. Ab und zu kam eine ihrer Schwestern oder einer ihrer Brüder auf kurzen Besuch, etwa zur Helseten auf Neujahr; die Gotte Sophie, die älteste der Tanten, vergass den Fritzli nie. Und das war auch die einzige Spenderin von Spielsachen. Einmal brachte sie gar einen kleinen Ankersteinbaukasten. Weil die Kinder auch keine grossen Ansprüche ans Leben stellen konnten, verband man das Nützliche mit dem Angenehmen. Das Nützliche war dabei für Küngs – neben den hübschen Geschenken der Götti und Gotten – die Gewinnung eines Paten und einer Patin für jedes der sieben Kinder; das Angenehme war für alle das frohe Fest, zu dem die Taufe wurde. Da trat dann Vater Schang wieder einmal aus sich heraus, wie in den Zeiten, da er Bäbeli genommen. So lustig aber, wie es bei der Taufe des Kleinsten, des Dölfeli, zugging, hatte man es bei Küngs nie gehabt. Onkel Adolf hatte sich in Frack und Zylinder gestürzt, um zu zeigen, dass Anebabs und Hansheiris Jüngster denn doch in der Fremde wer geworden war. Im Rheinland unten war ihm der Knopf und ebenso der Mund aufgegangen. Was das betont an einem Bäretswiler von damals bedeutete, bedarf keines Kommentars. Da der Taufschmaus nicht allzulange dauern konnte, wurde der gemütliche Teil gestreckt. Nun kam die ganz zünftige Nummer im Programm: Die «grosse Lachete», von Onkel Adolf. Den Zylinder auf den weit in die Stirne hineingezogenen Locken - damals grosse

Haarmode bei rassigen Herren, ein Gemisch von kühner Unternehmungslust und haaröltriefender Salonschönheit -, die beiden Daumen keck in die Westenlöcher gesteckt, die Finger gespreizt, den starken Mund unter dem geringelten Schnauz weit aufgerissen, das junge Meisterbäuchlein zum Bauch gekrümmt, ging's jetzt an ein Lachen und Lachen, ein Hihhi und Hahaha, dass die ganze Gesellschaft angesteckt wurde und alle so laut und lange fassungslos lachten, bis die Hebamme und Lydia am Boden sich wälzten und ums Himmelsherrgotteswillen baten, der Onkel möchte doch aufhören, sie halten es nicht mehr aus.

Es tönte heute seltsam laut und lustig aus der Kosthauswohnung Schang Küngs. Auch der war ob all dem erwacht, nahm die Geige zur Hand und fiedelte einen der «Alten» nach dem andern aus dem Repertoire seiner einfach schönen Tänze herunter. In frohem, gutem Sang klang die bewegte eigentliche Seele der Küngschen aus. Mutter Bäbeli gab den Ton jetzt an, und dieser Ton war weder überlaut noch neu, noch sensationell: er war innig und natürlich; er war sauber, ohne frömmlicherisch zu sein; er war heiter, ohne übermutig oder gar spöttisch zu werden. Wenn Bäbeli sang, war es wie ein Loblied auf das Opfer einer Mutter an das Leben. Woher hatte sie nur die Kraft, trotz alledem so aus der Tiefe herauf, so schön und rein zu singen? Manchmal empfanden die Kinder diesen Gesang wie einen stillen Aufschrei nach Ausgleich des harten, mühevollen Lebens einer geplagten Mutter und gehetzten Feinweberin. Weinen und Lachen zugleich drängte sich verhalten aus ihrer Brust.

Dreimal durfte Bäbeli seine nur durch den Schlaf unterbrochenen schweren Pflichten hinter sich stellen: An der Bundesfeier 1891, die zur sechshundertsten Wiederkehr der Gründung der Eidgenossenschaft allüberall im Lande herum hochfeierlich begangen wurde. Das war ein herzerquickendes Fest an der Halde, bei der Aktienbrauerei Felsenkeller, und ein farbenfroher Umzug durchs Dorf. Dieser lebensbejahende Festakkord erinnerte sie an ihre Jugend, und keine Vergleiche mit der Gegenwart trübten die heitern Bilder. – Dann wollte sie, bevor Mutter und Tanten ihre Heimat verliessen, ihr Bäretswil wieder sehen. Da durfte der Fritzli auf der Tösstalbahn mitfahren und mitfühlen, wie mächtig, innig die Freude dieser genügsamen Frau war, ihre Heimat wiedersehen zu dürfen. Im Postgütschli von Bauma weg das Neutal durchfahren zu können - aus dem einst Guyer-Zeller sie als künftige grosse Sängerin hinausführen wollte -- ja, das Leben hatte sich von da an bescheidener angelassen. Fritzli kostete die Seligkeit der Erinnerungen, in die seine Mutter versank. So warm und so mollig, so heimwehhaft-schön war es, an Mutters Brust liegend, durch den Shawl vor den gwundrigen Blicken der Mitfahrenden verborgen bleibend, einmal so ganz allein von der lieben Mutter behütet zu sein - nein, so schön hatte es Fritzli nie gehabt und so glücklich war er auch kaum je mehr.

Der dritte schöne Feiertag von Bäbelis Mutterleben war ein Besuch auf dem Bachtel mit der jungen Frau ihres Lieblingsbruders Jakob, einer lieben, guten

Rheinländerin. Auf dem Gipfel des Berges stand der Eisenturm fertig.

Da staunte nun die Fremde aus dem Flachland mit ihren grossen, dunklen Augen die Berge an, und noch grösser wurde das Wunder, als mit jeder erstiegenen

Treppe des Turms die Sicht sich weitete und (es war am 23. August 1893, dem Tag der Einweihung des Bachtelturmes) der ganze weite Kranz der Berge vom Säntis bis zu den Berner Alpen und weit in die Glarner Berge hinein vor ihnen lag. «Schön bist du, mein Heimatland», rief der Festredner, der zurücktretende Nationalrat Keller, aus. Und mit dem Liede «Alles Leben strömt aus dir», schloss die Feier ab. Die Menge sang, «so gut es ging», mit; Bäbeli und Schang aber liedeten aus voller Kehle. Für sie war der Tag eines der grossen Erlebnisse eines Lebens karger Freuden <sup>[24]</sup>.

Wie viele Herzen hat der Aufstieg auf des Bachtelturmes höchste Zinne und wie viele erst dann die herrliche Rundschau entzückt! Die Arbeiter aber, die mussten erst in jahrzehntelanger Arbeit durch die Arbeiterorganisationen für diesen Naturgenuss erzogen und aus den Wirtshäusern herausgerissen werden, wohin es sie nach überhetzter, allzulanger Wochenarbeit zog. Ist es darum abwegig gewesen, dass Robert Grimm schon als Bub mit seinen Schulkameraden, deren Anführer er zu guten und schlechten Streichen war, einen Knaben Alpenklub gegründet hat?

Gegen das Bergsteigen und gar gegen so kühne Unternehmungen wie der Bau eines Eisenturmes es war, regte sich freilich der stündlerische Konservatismus der Gegend. Als zähe Zugtiere das Eisen für den Turm den letzten, jähren Stich zum Gipfel hinaufzogen, kam den Redakteur des liberalen «Allmann» das Gruseln an, und in seinem Blatte schrieb er vom Turmbau als von einem sehr gewagten Unternehmen. Sein demokratischer Kollege Hess vom «Volksblatt», der spätere Nationalrat, föppelte ihn darob mächtig. So ein Turm gab Ausblick in die Weite – und davor bangt es nicht nur alten Tanten. Zwischen Himmel und Erde fühlt man sich auf sich selbst angewiesen, zur Wahl zwischen Altem und Neuem aufgefordert.

### **43 Die Kinder und die Sorgen wachsen.**

Es könnte zwei halbwegs vernünftige Gründe dafür geben, dass Proletarierkinder nicht so rasch wachsen, wie die Kinder der Gutsituirten: Würden sie so rasch aufschliessen wie die andern, so müssten viele um so eher an der Auszehrung sterben; also hat die Natur ein Einsehen. Wenn die Buben nicht so rasch den Hosenstössen, Rockärmeln und Schuhen entwachsen, können die Jüngern vorweg die Kleider der Älteren tragen, und das ist für einen Fabriklerhaushalt ein wichtiges ökonomisches Prinzip, für das die kleinen Proletarierbuben wohl den Spott der aufgeschossenen Herrenbuben zu ertragen vermögen. Bei Lydia, als der einzigen Tochter Künigs, hätte die Natur diese Rücksicht auf das Austragen der Kleider nicht zu tragen brauchen;

dennoch blieb sie nicht nur viel kleiner, als die andern Proletarierkinder, sondern auch körperlich schwach. Dank der besondern Geistesgaben, die ihr zum Ausgleich dafür geschenkt wurden, konnte sie die Sekundarschule besuchen, wurde sie die Gespielin einer gleichaltrigen Fabrikantentochter und als solche ihre Hausgenossin.

Unter solchen Umständen hoffte sie, am Ende der Schulzeit als Telegraphistin in die Lehre gehen und einen Beruf ergreifen zu können, der ihren Gaben entsprach. Es war ein schöner Traum – für ein Fabriklerkind zu schön. Lydia war also doch zu arm. Man sagte ihr zwar zu klein – doch dazu war sie nun wieder gross genug: trotz ihres guten Schulsacks wie die Repetierschülerinnen an den Webstuhl gehen zu müssen, wiewohl Kopf und Arme kaum über die Weblatte reichten. Ein Schemel erhöhte die Achseln, doch nicht das gekränkte Selbstbewusstsein. Das war besonders schwer für ein schwächliches Kind. Damals mehr noch als heute hat die Unerbittlichkeit unzulänglicher sozialer Zustände gerade die körperlich Benachteiligten an die harteste, vielfach auch an die schmutzigste, auf jeden Fall schlechtest entlohnte Arbeit gestellt. – Vater Schang grollte nicht nur dem Schicksal, sondern auch dessen Opfer, seiner einzigen Tochter, darüber, dass sie so verständnislos nur mit Gaben des Geistes ausgestattet war. Mit denen hätte ja freilich das Kind reicher Leute schon allerhand anfangen können. Ein bitteres Los für Kind und Mutter blieb es, diesem Vorwurf des Vaters an das Geschick nicht ausweichen zu können. – Es gab Bäbeli stets einen Stich ins Herz, wenn es zusah, wie Lydia körperlich so schwer hatte, den Webstuhl zu regieren, der in Gang und Ausmassen keine Rücksicht auf das Kind nahm. Zu den besondern Leiden dieser ungeeigneten Arbeit kamen noch die bitteren Enttäuschungen darüber, dass sie ihre gute Schulbildung und den regen Intellekt nicht verwenden konnte. Auch dieser Kummer Lydias blieb der mitfühlenden Mutter Bäbeli nicht verborgen.

Hans, der älteste, und Bertel, der zweitälteste der sechs Buben, waren mittlerweile auch der Repetierschule entwachsen, noch nicht aber den Bubenhosen. Wiewohl auch sie Knirpse waren, hatten sie weniger Not, die Webstühle zu meistern; viel schwerer schon war es für den Hans, mit dem Eintritt in den gewaltig grossen Websaal neben den magern Znüni sein jugendfrohes Gemüt ins Trückli zur Verwahrung zu legen. Wohl war Hans ans Arbeiten an der Maschine gewohnt; er hatte nach der Schule auf dem Dändler als Fädler gearbeitet und Fr. 2.30 als ersten vierzehn tägigen Zahltag wichtig heimgetragen; er hatte auch im Tobel in Peters Fabriklein Muttern, Schrauben und Holzspulen gedreht und zu allem noch um einige Batzen die Fabrikglocke im Pilgersteg geläutet - - das alles hatte noch einigen Spielraum für das Bubsein und für kleine Lockerungen der Disziplin offen gelassen. Hier in der Bleiche aber, wo im Meer der Webstühle Mensch und Maschine zu einem Einzigen verschmolzen, waren alle an der Halfter einer harten Fabrikordnung, die von den

Meistern — selber wie der an diesen Zwang gefesselt – fest in der Hand gehalten wurde. Hansens köstliches Gemüt musste aber betätigt sein, und darob gab es kleine Zusammenstösse, die Bäbeli vermehrte Sorgen bereiteten. Das bisschen Lohn der Buben war zu Hause nötig; Bäbeli hätte ihnen aber so gerne ein anderes Los gegönnt als ihr eigenes. Wenn es dem Hans ansah, wie er mit frohen Äuglein einen Scherz oder eine kleine Lumperei aussann, hing es zwischen Bangen und stiller Freude. Freude hatte es an der unverwüstlichen Lebenslust seines Ältesten. Ob diese auch durchhielt, über all die Demütigungen eines Gemütes, das sich nicht in die Dämme der Fabrikordnung einschliessen und nicht auf den ewig gleichen Ton dieses Akkordschuffens stimmen liess? Angst empfand Bäbeli um das laute, launige Ungestüm Hansens. Er konnte plötzlich mit vollem, heiterem Herzen losbrechen und diesen ganzen, auf Duckmäuserei, Demut und Sich dreinschicken eingestellten Lebensstil des Fabrikervolkes durchstossen, um die düsterste Situation in eine begeisterte Kundgebung des Frohmuten zu wandeln. Harte und muckerische Menschen mochten ihn wohl missverstehen. Wie rasch konnte dieser Jugendfrohmüt ein schlimmes Ende nehmen! Gleich jenem Abend zu Hause, da Hans nach heiterem Sing und Sang und Dideldum im Alten Schwert mit dem Öllämpchen die Ofentreppe hinauftänzelte und dann über all die Stufen hinunterfiel, ohnmächtig liegen bleibend, im Schädel eine harte Glasscherbe. Daran musste Bäbeli jetzt denken. Wie arm sie doch waren: Nicht einmal zu einem Arzt hatte es gelangt; Bäbeli hatte dem Buben das Glas selber aus dem durchlochten Schädel gezogen, mit kaltem Wasser und Essigumschlägen den Ohnmächtigen zur Besinnung zurückgeholt und das Blut mit Spinnhuppeln gestillt. Die Wunde heilte nie mehr recht zu - wenn er sich in seinem Übermut mal aufs neue verletzte?

Eine Henne, ein Rebhuhn darf die Kücken, die in Gefahr sind, warnen, darf helfend ihnen entgegen springen, sie unter ihre Fittiche nehmen oder an einen schützenden Ort treiben; eine Fabriklerin, die ihre Kinder den Tücken und Gefahren eines jungen Weberlebens ausgesetzt sieht, muss schweigen, Disziplin halten, Gefahr und Strafe über ihre Kinder ergehen lassen.

Jetzt musste Bäbeli auch an die Kleineren zu Hause denken. Konnte nicht Ernst bei seinen waghalsigen Turnübungen beim Herunterbrechen dürrer Äste an dicken, glatten, hohen Buchen ausgleiten? War wieder ein Bauer hinter ihm her und sprang er, wie Bertel kürzlich, in seiner Angst vor dem Bengel des Bauern über einen «Rousen»? Was war doch das diesen Winter für ein Schreck gewesen, als Fritzlis Götti den Kleinen und Noldeli mit angefrorenen Kleidern nach Hause brachte. Beim Schlitteln vom Schützenhaus herunter am Hang bei der «Wälewoog» hatten sie die schwere, eigensinnige Geiss im Einrenken in die Rampe nicht mehr meistern können und waren über den Abgrund hinunter in den Bach gestürzt, ins Eis eingebrochen und hätten ertrinken können, wenn nicht zufällig Vetter Hansjakob Küng die Schreckensschreie

gehört und die Buben dem kalten Nass entrissen hätte. Den Hansjakob, Vetter «us der letzte Suppe-n-es Tünkli», trieb religiöse Unruhe im Land herum, und ein gütig Geschick hatte seine Schritte dies eine und letzte Mal in die Nähe seines Göttibuben gelenkt, um ihn zu retten. Hatte den Kleinen den Eltern gebracht, und war stumm verschwunden, kam nie wieder, und Fritzli konnte ihm nie mehr danken.

Der Familienschutz von Anno dazumal war der Zufall oder der berühmte Glückselig.

Wenn es Bäbeli überlegte, wie aufsichtslos die Buben aufwuchsen und wie gefährlich die Unternehmungen oft waren, zu denen die Armut sie in Haus und Feld und Wald trieb, so war seinen Kindern der Glückselig eigentlich doch recht wohl gesinnt.

Weniger ermutigend waren die Zeitumstände und die Lohnverhältnisse in der «Bleiche». Anfangs der neunziger Jahre ging eine grosse Absatzstockung durch die Textilindustrie und viele Fabrikanten arbeiteten auf Lager. Der Zollkrieg mit Frankreich brachte eine schwere Krise in der Mousselinweberei. Die Löhne wurden gedrückt; gute Arbeiter mussten das als demütigend empfinden. Bäbeli hielt dafür, seine Arbeit werde nicht genügend gewertet, denn es war stolz darauf, sie selber einschätzen zu können; es fügte sich nicht ohne weiteres dem Lohndruck. So erwachte auch bei ihm die Sehnsucht in die Weite, von der seine Brüder erzählten und für die sich die verwitwete Mutter mit den ledig gebliebenen Töchtern entschieden hatte.

In diesem Wald, der Heimat Schangs, hatten sie es bislang recht schwer gehabt, und ihre Lage drohte völlig unerträglich zu werden. Es schien dem Bäbeli wie dem Schang, dass der Fluch der Abhängigkeit von der Fabrik als Kosthändler, als «Wälewögler» auf ihnen lastete und dass es auch kein Entrinnen mehr aus dieser kosthändlerischen Kriegshütte gebe, wenn sie in Wald blieben. Wie ein giftiger Drache drohte die «Bleiche» sie alle zu verschlucken. Sie wähten, irgendwo müsste es doch einen Fabrikanten geben, der einen gelernten Schlosser, eine erste Feinweberin und drei fabriktaugliche Buben als Ganzes höher zu schätzen wüsste, als diese Walder Fabrikanten, die aus dem weiten Einzugsgebiet des Jonatales und dem nahen St. Gallischen schier unerschöpfliche Lohndrückerreserven zu Gebote zu haben schienen. Es genügte, dass wegen einer Disziplinlosigkeit des Ältesten es zu neuen Differenzen kam und Bäbeli machte Kurzschluss. Schang im Sagenrain gleichfalls. Denn an einem andern Ende des Oberlandes hatte sich der Fabrikant gefunden, auf den Künigs setzten, und der die selben Überlegungen machte wie Künigs: Die Krise wird vorbeigehen und eine erste Feinweberin, ein tüchtiger, gelernter Fabrikschlosser, drei fabrikreife, lebhaft, gesunde Buben, drei weitere in Reserve – und eine sinngemäss benützte Kosthauswohnung in einer Zeit wachsenden Textilarbeitermangels sind



gewichtige Faktoren. So ward der Auszug beschlossen.

#### **44 Schmerzlicher Abschied von der Heimat.**

Wenn eine Heimat noch so sehr sich den Sorgen und der Schwere des Lebenskampfes armer Leute verschliesst: Die Scheidenden lassen doch ein gut Herzstück am Ort ihrer Leiden zurück. Künigs zürnten wohl den Menschen, auf deren Einsicht es angekommen wäre, um einer werchigen und ehrbaren Arbeiterfamilie das Bleiben an ihrem Heimatort zu ermöglichen; aber der Abschied von diesem waldumsäumten Talkessel, dem arbeitsamen, einfachen Arbeitervolk und den ortseigenen Sitten und Bräuchen

kam ihnen allen doch sehr schwer. Wie viele Seufzer des Schmerzes, Tränen des bitteren Leides, aber auch wie viele Jauchzer unverwüstlichen Frohmutes und freudig auf sich genommener Arbeit schloss dieses Wort Wald für die Künigen ein! Wieviel Angst um Gesundheit und Leben, wieviel Kummer und Sorge um die primitivste Existenz, aber auch wieviel zäh und gutgelaunt überstandene Schwierigkeiten waren mit diesem «Wald» verbunden!

Dieser dunkelgrüne Kranz voralpiger Berge behütet ein überaus arbeitsames Volk, dessen junge Generation nicht nur die Fabriken am Orte füllt, sondern als lebendiger Strom schaffiger, tüchtiger, selbstbewusster Jungmänner und junger Frauen hinaus ins arbeiterhungerige Land sich ergiesst. Was zurückbleibt, sind mit einem Ärmlichen Heimetli und der Fabrik eng verbundene Menschen, vielfach von ganz besonderer Anspruchslosigkeit.

Wald, dieses «Manchester des Zürcher Oberlandes, umfasst aber auch unsäglich viel Leiden, Entbehungen, Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit von Textilproleten und ganz besonders auch viel christliche Ergebenheit einer mystisch veranlagten Arbeiterschaft. Weder den Eltern, noch den Buben Künig lag diese Sklavengeduld und religiös begründete Lammhaftigkeit. Darum wohl auch musste es sein: Fort von hier, und war es die Heimat selbst!

Die Heimat -, hier, wo die Künigen seit Jahrhunderten Bürger, wo angesehene Vorfahren und Verwandte heimisch waren, hier, wo der Familie der Heimatschein mit dem Zeugnis untadeligen Leumunds ausgestellt ward, Zeugnis, dass man nicht irgendwer und ab dem Karren gefallen war, Schirmbrief, der in Not und Gefahr die Familie unter den Schutz des Gesetzes und einer für den Ruf ihrer Bürger wachsamem Behörde stellt! Es war ein zwiespältig Denken: Weg von hier — wollen – müssen?!

Nein, geldliche Unterstützung wollten sie und nähmen sie von der Behörde nicht, dazu waren Bäbeli und Schang in ihrem Innern viel zu unproletarisch. Aber es müsste

doch irgendwer in ihrer Heimat sein, der das besonders Schwere ihrer Lage menschlich fühlend mitempfinden konnte und ihnen durch ein bisschen Teilnahme, ein aufmunterndes Wort, durch irgendwelche moralische Unterstützung, im rechten Moment angeboten, vor dem eigenen verletzten Stolz das Dableiben möglich machte. Irgendwer müsste doch sein, der ihnen ein Zeichen der Wertschätzung und der Erkenntnis der guten Kräfte in der Familie geben konnte. Man kam sich so abgeschrieben, so abgeräumt vor, wie ein Esstisch, über den noch die «Wäschludere» gehen musste, um allerhand Ordnungssünden unerzogener Kinder auszulöschen.

So nützig, so erbärmlich elend fühlen sich ohnehin arme Fabrikler, die beim Zügeln mit dem Minimum häuslicher Habe vor die neugierigen Augen der alten und künftigen Kosthausgenossen zur Kontrolle antreten, Spiessruten laufen müssen vor den schadenfrohen Blicken hinter verwaschenen Vorhängen. Vor dieser öffentlichen Inventur graute dem Elternpaar. Stück um Stück des zusätzlichen, ärmlichen Hausrates war im Gelegenheitskauf erstanden worden, ein jedes Exemplar sein eigener Stil, seine eigene Dürftigkeit - bis auf ein Prachtsstück, einen ovalen Nussbaumtisch. – Nein, seine äussere Armut und sein inneres Elend stellt niemand gerne aus, der ehrbar arbeitet.

Vater Schang verdeckte das Weh über diesen Auszug mit einem wütenden Eifer beim Einpacken und Aufladen; er fürchtete sich davor, in seinem harten, sonst so unbeweglichen Gesicht könnte irgendein Zug sein weherfülltes Innere verraten. Bäbeli legte ihm die Sachen so sorgsam zurecht, als gälte es, mit ihnen all die Erinnerungen an den Ort ihrer lieben Sorge bruch sicher in die unbekannte Zukunft hinüberzuretten. Jetzt war das Fuder mit Kisten voll Hung-Gläser, mit Säcken voll Tann- und Föhrenzapfen und mit buchenen Wellen hoch beladen. Das Wärli konnte doch noch etwas Eindruck machen - auf die noch ärmeren Neugierigen wenigstens. Schang ertrug keine sentimentale Abschiedszone: Stumm und hart ging er fort und zu Fuss den stundenlangen Weg mit dem Fuhrwerk.

Bäbeli hatte es mit seiner empfindsamen Seele schon schwerer. Wie sehr es auch in dieser Stunde sein Gewissen erforschte, es konnte keine eigene Schuld an diesem harten Muss erkennen, noch anerkennen, und es vermochte gerade jetzt seinen Frohmut nicht in Herz und Kopf zurückzurufen. Was ihm bei gar so viel Schwerem das Aushalten oft noch ermöglicht hatte, das war der Blick auf eiligem Fabrikweg auf die einsam-ruhigen Heimetli, auf die saftgrünen und bunt getupften Matten über den Bucken, auf die dunkelbewaldeten Täler, das aufgerissene Innere der braunen «Rousen, auf die tosenden Bäche, die ruhigen Wassergumpen und Weiher; das waren Bilder, die vor dem inneren Auge Bäbelis am Webstuhl aufleuchteten, waren heitere Melodien, die in das harte laute, monotone Einerlei des Fabriksaales klangen. Wie mochte das am neuen Orte sein; war auch dort ein erlösender Blick vom Webstuhl in die Freiheit möglich?

Die trostlose Leere der geräumten Wohnung trieb Mutter Bäbeli hinaus. Sie scharte ihre Kinder um sich und nahm Abschied von Haus und Leuten. «Gottlob der War' ab!» war sonst gar zu gern der nachgerufene Abschiedsgruss so oft verfeindeter Kosthäsler, die ewig an «Herrn» und Haus gebunden sind und aus ihrer Not eine billige Tugend machen; Schwache, die auch ewig Kosthäsler bleiben und nur schwer zu menschlichem, solidarischem Empfinden erwachen. Vor dem Abschiedsweh der Mutter Bäbeli und ihrer Leistung verstummte der Spott – und für einen Moment selbst der Hass der Halleri.

Es war ein tieftrauriger Zug, der sich jetzt zum Bahnhof bewegte. Die Kleinern scharten sich um Bäbeli wie die Kücken um die Gluggere, nur dass sie nicht einmal piepsen konnten vor lauter Würgen und Schlucken. Das Zügli setzte sich in Bewegung. Tränen schwemmen den Groll weg. Ein Abschied von der Heimat ist schmerzhaftes Losreißen von dem, was trotz aller Armut doch einem eigen ist und niemand einem rauben kann. Dieses Losreißen von den realen Dingen heimatlichen Besitzes, dieses Übergehen der räumlichen heimischen Dinge in die Erinnerung hat etwas Versöhnendes, Verklärendes an sich. Ruhiger schaute Bäbeli zur Bleiche hin, ein paar Nastücher winkten herüber - - Jetzt konnten sie es dort ohne die Feinweberin Bäbeli Küng machen. Ein herbes Weh drängte zum Herzen - Nur der Trotz konnte es verdrängen. Der Bleiche allein noch grollte sie. Und doch: Wird es am neuen Ort anders sein als hier? Hier galt die beste Weberin vor dem ehernen Lohngesetz nicht mehr, als die Kraft, die sie zur Ausbeutung hergibt, bezahlt wird. Die Verkäuferin dieser Ware Arbeitskraft weiss, dass diese mehr wert ist; aber sie erhält dafür nur so viel, dass eine Arbeiterin daraus kümmerlich leben kann, auch wenn sie das Letzte aus sich herausgibt. Es ist zum Leben zu wenig, aber doch zu viel, um stolz darauf verzichten zu können. Auch die beste Weberin darf nicht erwarten, mehr wie als blosser Lohnnummer beachtet zu werden.

Dort drüben der aufdringlich lange, weissgetünchte Menschenmassenkasten, die Bleiche, diese Haut- und Knochenbleiche! — So grollte jetzt Bäbeli in sich hinein. Dorf und Fabrik entschwanden den rotgeweinten Augen der Auszügler; tief unten in Schatten und feuchter Luft lag die «Wälewoog», diese Arche der von der Sintflut Fabriklernot Heimgesuchten.

Und hoch überm Tobel wäre das Alte Schwert, das sonnverbrannte Pilgerhaus – und die Küngs jetzt selber auf der Busfahrt, zu büssen für die Armut der kinderreichen Fabriklerfamilie, zu büssen für die schweren Folgen der Krankheit Vater Schangs.

## DRITTER TEIL / AM MILLIONENBACH

### 45 Auf der Fahrt in die neue Heimat.

Lebhafte Buben können dem Neuen nicht widerstehen, und ihr Interesse am Unbekannten verscheucht rasch den Schmerz um Verlorenes; für sie gilt doch stets: Was kostet die Welt, sie muss unser sein! – Aus dem engen Tal der wilden Jona heraustreten, das ist stets eine Fahrt in die Weite; man muss sich ihr nur nicht eigensinnig verschliessen. Da fuhren die Künge nun selber mit der Bahn in die Ferne, von der sie im Lied gesungen, in der Bubenphantasie und im Schlafe geträumt. Der Zug donnerte über die eiserne Gitterbrücke, die auf zwei himmelhohen Steinfeilern das Tal überspannt. Wie oft hatten die Künge an dem Wunder hinaufgestaunt und im Schatten der Eisengitterbrücke das Gruseln eines dröhnenden Bahnzuges über den Rücken zipperln lassen: jetzt sassen sie zur Abwechslung mal selber stolz im Bahnwagen und breiteten wichtig die Arme über die Fensterrahmen, rannten hin und her, um nichts von diesen immer gruseliger werdenden Blicken in die Tiefe der Jonaschlucht, in das mächtige Erosionsbecken unterhalb des Pilgerstegs zu verlieren. Das unerbittliche Schaffen der wilden, uralten Natur mit dem ewigen Ausreiben des Kessels durch die reissenden Wasser klang hier mit dem ohrenbetäubenden Lärm der menschenzermürbenden neuen Maschinen ineinander - ineinander Zeit und Ewigkeit.

In weitem Bogen fuhr der Zug in ein langsam abfallendes Gelände; der Bachtel mit seinem eisernen Fingerzeig zum Himmel trat zurück, und die Pfannenstielkette kam näher. Wo sich der lange, breite Hügelzug gegen Süden rücksichtsvoll hinsetzt, dass man über ihn hinweg die Pracht der Schwyzer und Glarner Alpen zu schauen vermag, treten die glitzernden Berge aus dem weiter werdenden Rahmen dieses herz-erquickenden Panoramas heraus; den Kindern alte Bekannte vom sonnigen Neuhaus. Dann ging es im Eiltempo in die alte Jugendsehnsucht der Buben hinein: In die geräumige, gute, heimelige Stube des Zürcher Oberlandes im Parterre des ehrwürdigen Heimathauses. Von kurzen Aufenthalten bei Grossmutter Anebäbeli, von Spaziergängen über den Hasenstrick, oder von Beerengängen hoch am Bachtel trugen sie alle seit langem diese Sehnsucht in die offene Weite in sich herum. Bäbeli erlebte die Wonne froher Jugenderinnerungen wieder. Hier durch war sie mit Schang auf der unvergesslich frohen Hochzeitsfahrt zur grossen Lebenswende ins Gaster gefahren.

Die offene Weitsicht tat den Herzen der Auszügler wohl, der ruhige Anblick welligen Bodens liess ihre Seele leicht mitschwingen; aus der schmerzvollen Zerrissenheit der Abschiedsstunden wurde ein harmonischer Zusammenklang der Gefühle dieser stimmungsbetonten Kinder, die nicht nur zu Tode betrübt den Trennungsschmerz empfinden konnten, sondern jetzt im Blick auf das erwachende

Glück in den Augen ihrer Mutter aufjauchzend an deren Seite rückten. Bäbeli erklärte seinen Buben die Inneneinrichtung dieser wohnlichen Visitenstube und zeigte ihnen im Vorbeifahren manch sehenswerte Einzelheit. Erzählte auch von seiner Jugend, von Schönem und Schwerem, aber das Trübe ward - wie immer, wenn Mütter zu ihren Kindern von der eigenen Kindheit reden, doch durch den hellen Sonnenschein froher Jugenderinnerungen verklärt. Die Väter, die starken, spielen sich hingegen vor ihren Kindern gerne als die Leidenden ihrer Jugendzeit auf.

Das konnte ja Bäbeli mit gutem Gewissen sagen: Es war in Bäretswil manch Schweres zu ertragen gewesen, doch vor dem Leid seines zwanzigjährigen Mutterseins trat alles zurück, was es als Kind und was seine eigenen Kinder zu erdulden hatten. Darum war seine Jugenderinnerung zwar keine Flucht aus der Gegenwart, aber doch stets wieder eine neue Kraftquelle zu neuem Schaffen. Das empfanden die Kinder wohl, und darum waren sie stets alle so heiter, wenn ihre Mutter mit den Liedern ihrer Jugend jenes Glück zurückrufen konnte.

Dazu hatte sie sonst kaum mehr Zeit; die Fahrt ins Neue aber fand sie alle beisammen, ohne dass erst das Düstere in den Augen des Vaters verscheucht und die oft unheimliche Ruhe um ihn herum durchbrochen zu werden brauchte. Welcher Segen müsste es für sie alle geworden sein, wenn diese Mutter nicht an den Webstuhl gebunden gewesen wäre. Vielleicht blühte ihnen dieses Glück in der neuen Heimat - -? Es gibt aber widernatürliche Gesetze im sozialen Leben, an denen arme Leute nicht zu rühren wagen. Immerhin, stille hoffen, das war nicht verboten.

Die Dörfer waren hier lockerer gebaut, als das platzarme Wald; die Bäche flossen gemächlicher dahin, hoch geschwellte Kanäle führten den kostbaren Triebstoff von Stauweiher zu Stauweiher, von Turbine zu Turbine, von Fabrik zu Fabrik. Dorf folgte auf Dorf und sie tuschten sich im Vorbeiflug des Zuges mit den Fingerspitzen. Das Surren der Spulmaschinen, das spitzig-scharfe, qualvolle Giexen der ein- und ausfahrenden Selfakter, das Rattern und Täschen von Webstühlen drang dichter und dichter ans Ohr.

Diese Gegend war ein altes und weltbekanntes Web- und Spinnzentrum. Daher holten selbst Fürstenhöfe ihre Stoffe. Das holländische Königshaus kaufte hier ein. Als die junge Königin, so erzählte nun Bäbeli den staunenden Kindern, sich vermählte, musste ihre Wäscheaussteuer wieder aus dem Zürcher Oberland sein. Das verschnupfte zwar holländische Fabrikanten, ehrte aber die Schweizer Textilindustriellen in einer Art, die sie selber zu schätzen wussten. Als deren Geschenk an die Königin nun stellte ein Fabrikant hierorts einen allerfeinsten Stoff für ein königliches Brauthemd her, einen Stoff, der so fein gewoben war, dass er in einer goldenen Nusschale Platz hatte, in der das fürstliche Nachthemd überreicht wurde. Das zweihundertfünfziger Garn wurde auf einem Kunstwerk von Maschine gewoben,

die an der Pariser Weltausstellung die Bewunderung von Laien und Fachleuten erregte. — Stolz lauschten die Kinder der Erzählung der Feinweberin Barbara. Sie war ja auch eine von diesen Tüchtigen.

Da langten sie schon am Ziel der Bahnfahrt, in einem dunkeln, aufgerissenen Moränetal an. Von hier war ein weiter Weg zu Fuss an den Eingang des nächsten Fabrikdorfes zu machen. Fabriken, Kosthäuser, Strasse, Bahntrasse, Kanal und Weiher füllten den schmalen Korridor. Nein, hier hätten sie doch nicht wohnen mögen - die Enge bedrückte. — Den einjährigen Dölfeli in den schmalen Korbkasten des armseligen Dreiräderwägelis gebettet, zog die Kolonne talwärts. Neugierige Fabrikler standen an der Strasse Spalier. «Was chunnt da für ä Karawane!» war ihr spöttischer Gruss.

Die Sonne rückte allzurasch dem Horizont zu, Abendstille umfing sie mehr und mehr, und damit kehrte wieder die Wehmut zurück, die vordem von der Weite des Ausblicks verbannt worden war. Die Müdigkeit tat ihr übriges; es fehlte wenig und der ganze Trennungsjammer wäre neuerdings losgebrochen. Doch jetzt bewährten sich wieder Bäbeli und die ältern Buben: Hans nahm den Fritzli auf die Schultern, Bertel Lydia an den Arm, Noldi durfte sich an das Dreiräderwägelis hängen, und nun liess der unverwüstliche Chnolebei los, trommelte mit lauter Stimme den Güntisberger Marsch, Hans und Bertel flöteten in hellen Tönen die Melodie dazu, und wach und frisch und froh marschierte die Kolonne. Dann setzte Mutter Bäbeli wieder ein mit einem klangvollen «Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht...» Und so Lied um Lied; laut und munter klang es durch das enge Tal:

*Sollst uns nicht lange klagen,  
Was alles dir wehe tut;  
Nur frisch, nur frisch gesungen,  
Und alles, alles wird wieder gut!*

Dort, wo die Sonne golden unterging, öffnete sich der Blick. Von dorther klang volles, reines, Herz und Seele kräftigendes Glockengeläute als lieber Willkomm. Ein Herrenhaus im Stile guter alter Bürgerhäuser ward sichtbar, eine grosse Fabrikanlage mit Spinnerei, Weberei, Sägerei und vielem anderem baulichem Zubehör lag links überm Bach; rechts aber, im Schutze eines Felsens, vom Abendsonnenglanz beschienen, stand das Kosthaus. Küngs waren am Ziel. Ein milder Abend legte sanft sich, wie tröstende Mutterhände, über die aufhellenden Gemüter der Schar. Lebhaftige Augen sagten zu diesem Neuen freudig ja. Schang wurde es leichter ums Herz; er hatte doch um diesen Anfang gebangt. Unter Bäbelis heiter zusprechendem Vorbild und Schangs rassigem Ansporn zu hartem Zugriff beim Einräumen verflog die Wehleidigkeit.

In einer neunköpfigen Arbeiterfamilie, an der eins am andern sich erwärmt und

aufrichtet, in einer Oberländer Familie, die sich nicht aufgeben und unverzagt wieder von vorne anfangen will, flammen die Lebensgeister rasch wieder auf, wenn neue Lebensmöglichkeiten Funken legen. Es war vor Pfingsten. Ein neuer Geist kam über sie alle. Die Verzagtheit wich. - Noch waren die Eltern auf dem Höhepunkt ihres Lebens, noch nicht zermürt.

#### **46 Die Fabrik an der Schwarzaa.**

Aus dem grossen, alten Strassendorf längs der Schwarzaa, aus diesem stattlichen, aufblühenden Langendorf pulste den Küngen der lebensfrohe Rhythmus der Fabriken dieses Spinnerzentrums entgegen. Freudiger Lebenswille einer tüchtigen Bevölkerung guter Mischung von Einheimischen und Zugezogenen zeichnete die neue Heimat aus. Was die Betzeitglocke des herrlichreinen, klangvollen Geläutes am Kranze eingegossen trägt, ward Leitmotiv für die neu herangezogene Familie:

*Die Hand ans Werk, die Herzen himmelan!  
So wird allein ein grosses Werk getan!*

Gibt es ein grösser, schöner Werk, als aus Not und Demütigung sich durch eigene Anstrengung zu erheben zu innerer und äusserer Freiheit? Wer aus eigener Kraft es kann, soll dafür dankbar sein; aber er soll nicht vergessen, dass es dann vielleicht doch sein Glück, möglicherweise gar unverdientes, ist.

Als über Pfingsten Küngs Zeit hatten, sich am neuen Ort umzusehen, fanden sie, Vater Schang habe gut gewählt. Da sie alle sich vornahmen, gute Walder zu bleiben, hatte dieses Urteil nichts mit Selbsttäuschung zu tun, wozu wohl das Weh um die Trennung vom Bürgerort sie hätte verleiten können. Zunächst empfanden sie Genugtuung darob, dass alle Fabriktauglichen der Familie in den Betrieben der Firma Bieder & Söhne, Spinnerei und Weberei in Langendorf, unterkamen. Vater Schang konnte wieder in seinem ureigenen Berufe arbeiten; er war nicht nur Fabrikschlosser in dem grossen Industriebetrieb, sondern auch Bauschlosser, denn der ausgedehnte Liegenschaftsbesitz der neuen Herren machte einen solchen nötig.

Mutter Bäbeli, Hans und Berthold zogen als frische, willkommene Kräfte in die Weberei ein und bald hüpfte auch nach zurückgelegtem vierzehntem Altersjahr Ernst nach, den man aber in der Spinnerei als Aufstecker unterbrachte. Sein lebhaftes Temperament mochte sich hierfür besser eignen, als dazu, immerdar auf dem engen Raum von kaum zwei Quadratmetern Standfläche Rumpf- und Sprungübungen zwischen den Webstühlen zu machen. Da konnte er nun hinter und vor den furchtbar langen Selfaktern mit Kisten und Körben beladen, oder auf den Armen hochaufgetürmte Spulenberge tragend, barfuss, in leichter Leinenhose und schmuckem, quergestreiftem, weissblauem Trikotleibchen seine Wettläufe von Maschine zu Maschine absolvieren, konnte auch pfeifen und singen und jauchzen und dem Ansetzer oder dem Kollegen

Aufstecker zujohlen. Wenn nicht gerade die Selfakter stillstanden, so vermochte kein Singen und Gellen ihr Rollen und scharfes Giexen zu übertönen. Bald würde er dann auch Ansetzer werden und dem Spinner zur Seite stehen, dann zum Spinner promoviert und - wer weiss, auch gar Aufseher werden.

Von einem Druck, der schwer auf Bäbeli gelastet hatte, wurde es nun befreit: Die neuen Verhältnisse liessen es zu, dass Lydia vorläufig nicht mehr in die Fabrik gehen musste, sondern die Führung der Hausgeschäfte übernehmen konnte. Bäbeli ging leichteren Herzens an die Fabrikarbeit.

Lydia führte zu Hause mit den zwei schulpflichtigen Buben und ihrem Liebling Dölfeli ein klug differenziertes Regiment, war streng mit den grössern und mütterlich-gut mit dem Nesthockli. Ihre tiefe Stimme, ihre Haltung und ihre unverrückbaren Erziehungsgrundsätze, zu denen ein kurzer, etwas rauher Befehlston und der Teppichklopfer gehörten, standen in fast erheiterndem Gegensatz zur Schwächlichkeit und Kleinheit ihrer Konstitution. Vom Vater hatte sie die schroffe Unerbittlichkeit; unter dieser, seiner Art, litt aber gerade sie am meisten. - Mutter Bäbeli konnte den Kleinsten nun wohl der Gewissenhaftigkeit und dem Verantwortungsbewusstsein Lydias überlassen.

Der Schwarzaa sieht man den Fabrikbach wohl an. Öl, Schmutz und Staub verunreinigen sie, und jeder Fabrikauslauf erhöht den Grad der Verschmutzung. Im Schatten der Erlen, Hasel, Ahorn- und Holderbüsche trippelt das seichte Wasser über moos- und algenbedeckte dunkle Steine: die Wassergüsse überstürzen sich in romantischem Fall über mächtige Blöcke. In kiesigen Becken ruht das Wasser sich aus; Forellen, «Ruchet und auch etwa raubende Hechte schweben in den Wassergumpen, schiessen blitzartig unter Steine und Büsche oder klug gewählte Höhlen in den Grasböschungen. Enten schnabeln nach ihnen und verraten deren Zufluchtsorte. Die Fabrikler und ihre Buben verfolgen die Fische mit begehrliehen Blicken, die verstohlen beim Vorübergehen oder aus den Fabrikfenstern heraus auf die werdende Beute einer lauen Nacht geworfen werden.

Das Bett des Millionenbachs war damals Freifeld der Krebse und Groppen fangenden Jugend; die meist fischreicheren, weil schlammigeren, tieferen und im Wasserstand ausgeglicheneren Kanäle aber waren streng gehütetes Privateigentum der Fabrikherren. Trotz der mächtigen Versuchung, die der oft grosse Fischreichtum der Fabrikweiher, Turbinenausläufe und Fabrikkanäle bedeutete, wurde damals noch wenig gefrevelt, denn – was der Fabrikwächter nicht beachtet haben würde, hätte der Nachbarin aus den Bratdüften in die Nase gestochen und keinen Geboten proletarischer Solidarität unterstanden. Die Italiener, die mehr und mehr die fehlenden Schweizer in den Spinnereien an der Schwarzaa ersetzten, hatten von diesen Dingen aufgeschlosseneren Ansichten und waren auch verschwiegener. Aber reich ist davon auch kein Italiener geworden. Tausende dieser einheimischen und fremden Textiler am



Millionenbach waren ihr Leben lang die Ärmsten im Tal, und Hunderte von Familien blieben über Generationen hinweg darben Proleten. Nein, die Schwarzaa konnte den Namen Millionenbach davon nicht haben.

Die zwanzig Textilfabriken, die am Ober- und Unterlauf der Schwarzaa auf einer Bachlänge von kaum anderthalb Stunden stehen, sind seit über hundert Jahren eine Goldgrube für ihre Besitzer gewesen. Millionen sind da in der einzelnen Fabrik, gewaltige Vermögen in all diesen zwanzig Spinnereien und Webereien von ihren Besitzern zusammengerafft worden; Fabrikdynastien sind gekommen und manche davon abgetreten oder ausgestorben. Krisen oder Unfähigkeit in der Fabrikführung haben auch Firmen ruiniert, andere, trotz aller Reserven, zeitweise stark erschüttert; einige davon haben sich auf neue Produktionszweige umgestellt. Die weitaus grösste Zahl dieser langen, fünf bis sechsstöckigen Spinnereien und der ein- bis dreistöckigen Webereien aber ist als solche um die hundert Jahre herum geblieben. So auch die Spinnerei und Weberei Bieder & Söhne im Felsengrund.

Die Wasseranlage der Spinnerei und Weberei im Felsengrund war und ist ein Musterbeispiel einer ausgesuchten Ausnützung der Wasserkraft des Millionenbaches. Der Vorzug der Schwarzaa für den Fabrikbau von damals war und ist geblieben: Der ausgeglichene und verhältnismässig reiche Wasserzufluss. Im Prinzip sind alle diese Wasseranlagen gleich gebaut: Am Ende der einen treibt eine Bretterfalle das benötigte Wasser in einem Kanal bei geringem Gefälle dem Stauweiher der nächsten Fabrik zu; hier nimmt das Turbinenrohr das Wasser hinter einem Rechen am Stauwehr auf; das überschüssige Wasser fällt über den Oberlauf in die Schwarzaa, in einen Weiher oder in einen zweiten Kanal. So oft als das Gefälle des Tales es zulässt, steht wieder ein neuer Stauweiher, eine neue Turbine und darüber wieder eine der weissgetünchten hohen Spinnereien, Zwirnereien oder Webereien. Mächtige, einförmige Steinkasten sind es; breit und hoch, wuchtig und wichtig stehen sie gleich alten Kastellen als moderne Talsperren da.

Die Anlage der Biederschen Spinnerei und Weberei ist in dieser Kette von ineinandergreifenden Wasserkraftanlagen der Edelstein. Zwanzig Minuten talaufwärts werden vom Auslaufkanal jenes Dorfes zwei Wasserstränge abgezogen. Dort, wo die spalierbildenden Fabrikler die Künsche Karawane verspottet hatten, ist viel kantonsfremdes, zum Teil katholisches Volk; von den Langendorfern wird der Ort mit leicht verächtlichem Einschlag «Klein-Aargau» genannt. Fabrik steht dort an Fabrik. Vom letzten Hauptkanal fliesst das Wasser durch Tunnels und herrliche Wälder bis zum Fallenhaus über der Spinnerei Felsengrund in Oberlangendorf, um aus Fabrikfirsthöhe sich mit mächtigem Druck auf die Turbine zu stürzen. Einige Minuten oberhalb des Rechens stürzt das überschüssige Wasser in pitoreskem Fall über den Nagelfluhfelsen in einen Weiher, dessen Buchten mit den Inseln, Steglein, Weglein ringsum, mit den Badhäuschen, Felsen und Wäldern und dem zweiten Wasserstrang eine wunderliebliche Parkanlage bilden. Die stand zwar nicht offen, war aber nicht so geschlossen,

dass sie nicht von der Höhe des Kanals bestaunt oder im heimlichen Durchgehen als Heimat hätte lieb gewonnen werden können.

Stand schon das Herrenhaus den Buben in der Beerenzeit zum Verkauf der Waldbeeren offen - nette, freundliche Mägde, oder eine der liebenswürdigen Frauen der jungen Herren öffneten auf das Schellen der Hausglocke mit aufmunternden Worten auch für den ärmsten Buben – so wohnte ja auch im selben Haus der Pächter, ein kräftiger, lauter, eckiger, überaus arbeitsamer Innerschweizer. Wenn er mit seinen zwei schweren Stieren fuhrwerkte, riss er an ihren Hörnern, als wäre er der dritte. Das Herrenhaus lag auf der Strassenseite weltoffen. Und das erschien den Küngschen Buben als Anzeichen dafür, Vater und Mutter und sie selber könnten im Notfalle auch eher gehört werden, die Herren stünden denen, die ihnen die Reichtümer heraus-schufteten, menschlich näher, als es in Wald der Fall gewesen war.

Dieses Gefühl, ging schon dem ersten Beginnen der Küngschen drüben in der Biederschen Fabrik voraus. Bäbeli band sich ein weiches Mousselinetüchlein um den Hals und eine saubere, bedruckte Schürze um die Hüften, steckte in den Püntel ein Stück Brot und ein Fläschchen Milchkafee, in den Bumbel (Rocksack) aber ein paar dürre Apfelstückli und Birnen. Nun zog es wieder in das enge Reich ihres nächsten Wirkens ein, die beiden Buben selbstbewusst voraus.

Der alte, gelbgestrichene, zweistöckige Riegelbau der Weberei, auf zwei Seiten fast nur aus Fenstern bestehend, lastete nicht wie der Riesenleib der «Bleiche» auf dem Gemüte Bäbelis.

#### **47 Im Kosthaus zum Felsengrund.**

Am Millionenbach gleicht eine Spinnerei der andern und auch ein Kosthaus dem andern. Ein Kosthaus bleibt ein Armeleute-Miethaus, und der Bau eines solchen ist immer dasselbe Problem: Für die unterste Fabrikarbeiterschicht Behausungen zu bauen nach dem Prinzip, auf möglichst kleinem Raum, mit dem geringsten Komfort die grösstmögliche Zahl von Menschen und Familien unterzubringen. Innen- und Aussenarchitektur dieser Kosthäuser am Millionenbach und anderen Goldbächen des Zürcher Oberlandes scheinen denn auch alle auf demselben Reissbrett entstanden zu sein. Auf die Umgebung wird kaum geachtet; ist sie trotzdem nett und sonnig, so ist das ein Zufall, nicht eine bewusst gegebene Zugabe. Die Textilfabrikanten konnten damals noch eher auf diese Gratisbeigabe verzichten, als etwa die Zuckerkügelifabrikanten, die jeder der langen, schmalen, bunten Tüten mit schlechten Süssigkeiten ein blinkendes Ringlein aus billigem Metall als Lockartikel für arme Kinder beigaben.

Für Küngs und jede andere grosse Familie blieb die unlösbare Frage, wie in zwei Kammern die Betten aufzustellen seien, ohne dass Buben oder Mädchen zu zweien oder gar zu dreien auf demselben Strohsack liegen, Söhne und Töchter mit den Eltern

und in derselben Kammer dicht nebeneinander schlafen mussten.

Das Kosthaus zum Felsengrund hatte immerhin einiges der «Wälewoog» voraus: Die Hauptfront war südwärts orientiert und Wohnstube und Elternkammer liessen sich gut durchsonnen; die Hinterkammer lag mit der Treppenfront nordwärts und stand im Schutz einer hohen Nagelfluhfelswand; Nordwind und Sonnenstrahlen wurden leider gleichermassen von dieser Kammer abgehalten, und im Winter waren die kahlen Wände fingernageltief von Rauhreif bedeckt. Um sich vor Frost zu schützen, krochen die Buben auf den Laubsäcken zu zweit und zu dritt dicht ineinander, näher als gesundheitlich und moralisch gerade zuträglich war.

In den getünchten, kahlen Stuben mit den tannenen Flohböden kam eine Wohnlichkeit erst im Winter als Gegensatz des Petrollampenlichts zum kalten Duster auf. Wo die Küche zum Essen zu klein war, blieb man in diesen kurzen. Viertelstunden in der Stube nicht lange. Viel mehr als ein Refugium, ein Zufluchtsort, war damals eine Kosthauswohnung kaum. Aber auch damals schon ward die Wohnung schliesslich das, was die Eltern aus ihr machten oder machen liessen. Das war freilich wieder nur in dem Masse möglich, als sie selber zu Hause sein konnten und nicht etwa noch Kostgänger in Stube, Küche und Kammer in Gemeinschaft mit Eltern und Kindern daraus Gutes oder Schlechtes werden liessen.

Ein stinkiger Schnittstein, ein offenes Geschirrgestell, eine eigene Schaffreitei (Kasten) in der Küche, das Wasser ab dem Gemeinschaftsbrunnen im Hof - das war die übrige Situation in den Wohnungen im Felsengrund, wie in andern Kosthäusern auch. Es wohnte immerhin ein Haarschneider und Zahnzieher im Haus; sein apparatlicher Aufwand und seine beruflichen Fähigkeit entsprachen ganz der Improvisation und dem Preis seiner Kunst. Mit einer oder zwei Zangen, einem gefährlich hohen Drehstuhl, einem Wasserglas und einem Spucktopf kam er bei den lauten und qualvollen Zahnoperationen aus. Wenn das Haarschneiden und die Qual des Haarausreissens vorbei waren, sah die Fassade des Kunden aus wie ein mittelalterlicher Treppengiebel: voller Stiegen.

Der Hofraum zwischen Hinterhaus und Felswand war auf der einen Schmalseite nahezu abgeschlossen vom nahen Wald und dem mächtigen, überhängenden Nagelfluhfelsen. Seine Hohlräume dienten einer primitiven Nützlichkeit und Wohnlichkeit. Da stapelten die Kosthauspartien das Leseholz, das von Tannen, Föhren, Buchen und Eichen heruntergefrevelte und aus dichtem Staudengebüsch im Wald oder am Bachufer herausgebrochene Brechholz auf und breitete man die Tannen- und Föhrenzapfen und die harzreichen, langbrennenden «Bäckspö» aus. Da konnten sich einige der einfachsten und besten Tugenden der Proletarier und ihrer Kinder entwickeln: Über das eigene Gut ohne Besessenheit zu wachen und das Eigentum anderer peinlich zu achten. Da konnte sich auch jene Solidarität der Jugend entwickeln, der die Not und ein kleinlicher Zug der Alten zum Egoismus entgegenstand. Waren

Holz, Tannen und Föhrenzapfen dürr und trocken, die Bengel in Wellen gebunden und das G'schmüder in Säcke gefüllt, so kam der grosse Tag des Holzaufzugs. Droben auf dem Estrichboden, der über die Mauern vor steht, empfing der Schwindelfreieste mit dem freien Arm die Wellen und Säcke oder Kisten, die am langen Seil emporstiegen. Der oben hatte dafür Sorge zu tragen, dass die schwankende Last am Seil nicht beim Baumeln die Fenster einschlug. Unten aber hatten die Kleinern ihr Gaudi, mit dem Zugseil losrennend, die Ladung im Schuss hinaufschnellen zu lassen. Das war der Kindersport von damals und kam einem Fest, einem Glockenaufzug gleich. Man half sich dabei, freute oder ärgerte sich am Holzhaufen der Nachbarn. Wer Holz hätte zukaufen müssen, wäre als minderwertig abgetan worden.

So ganz ohne Gefahr war eine Winde mit ihrem vorstehenden Boden nicht, das wussten die Eltern und warnten stets vor dem «überuse luege». Nachbars Berteli aber hörte darauf nicht, lehnte neugierig hinaus, fiel kopfüber vier Stockwerke tief – zum Glück in den Garten auf eine Kartoffelstaude. Dem Kopf tat's nichts, das Kind erwachte bald aus einer Ohnmacht; die Rosenkartoffeln im Boden aber trugen Schäden von diesem jungen Oberländer Schädel davon. Von einem andern Kosthäusler fiel freilich später ein Bub aus der Winde zutode.

Vom Estrich aus liess sich so schön ein Blick in die weite Welt tun: von hier aus konnten die Elemente des Bahn- und Strassenverkehrs studiert werden. Gerade diese Strassen wollten sich die Künschen Buben erobern.

Zunächst geschah das mit einer neuen Mistbänne, aus einer soliden Makkaronikiste und den Resten des letzten Kinderwagens der Familie zusammengekrautert. Hier im Kosthaus zum Felsengrund hatte jede Wohnung ihren Garten, das war bei Gott anders als in der «Wälewoog: dieser Garten verpflichtete zu eifrigem Düngen. Da die Künsche Familie die bubenreichste im Kosthaus war und andere Buben sich nicht getrauten, mit dieser Übermacht anzubändeln, so beanspruchten der Noldi und der Fritzli für sich und ihre Mistbänne die Alleinausbeutung des Strassenmistes bis zum Bahnübergang an der Westgrenze und bis zum letzten Rank vor «Klein-Aargau», an der Ostgrenze ihres Reiches. Und damit alle Rossbollen, die sie den Spatzen abjagten, alle frischen Kuhblätter und alle dünnen Kuhfladen. Der eigene Misthaufen, der Rhabarber, der Kohl und die Buben selber wuchsen dabei so wacker, dass selbst Vater Schang seine Freude an ihnen allen hatte und ab und zu sogar ein Wort der Anerkennung für seine Kinder.

Er hatte mit seinem Fünften und Sechsten freilich noch höhergehende Pläne. Eines Tages durften sie mit ihm in die Sägerei am Ostende der grossen Fabrikanlage auf der Insel der Spinnerei zum Felsengrund gehen, wo er beiden ein Schindemesser in die Hand gab. Das Tannenschälen in der grossen, fabrikeigenen Sägerei, in der aus den riesigen Waldungen der Firma und von Kunden Holz gesägt wurde, war die nächste zusätzliche Freizeitbeschäftigung der beiden Buben. Das hatten sie bald los:

Das vom Vater aus Sägeblättern gefertigte und von ihm unter ihren Augen an dem riesigen Schleifstein in der Schlosserei geschliffene Schälmesser mit der ganzen Wucht des Oberkörpers in die Rinde, durch deren Fleisch hindurch auf das saftige Holz zu stossen und Stück um Stück abzuschälen, die brüchige Weisstannenrinde alle bürdelilang, die biegsame Rottannenrinde endlos wie Treibriemen, die schwere Eichenrinde dick, kurz und breit. Mit den Kehrhaken aber die schwersten Langhölzer und dicksten Rügel zu kehren, mit den Sparren die Bäume auf die Lager zu heben und zu tröhlen, barfuss auf den harzsaftigen Stämmen zu balancieren, das wurde ihr Bubenstolz; dabei fühlten sie sich stark und sie fluchten mit widerspenstigen, schweren Trämmeln wichtig wie Holzerknechte. Nach Fabrikschluss halfen Hans, Bertel und der Chnolebei mit, in wenigen Tagen war dann ein grosses Fuder dieses kostbaren Brenn- und Heizmaterials beisammen und mit den Handwagen aus der Fabrik nach Hause geführt. Auch auf dem Sägeplatz waren die Küngschen Buben daran, sich eine Monopolstellung zu erringen, die sie hartnäckig gegen Meistersbuben verteidigten.

Für den Sommer und Herbst wusste Mutter Bäbeli eine altbekannte und hier im Langendorfer Wald auch ungefährliche Arbeit: Erst Erdbeeren, dann Heidelbeeren, hierauf Himbeeren und roten Holunder, im Herbst noch Brombeeren sammeln. Das wurde Fritzlis Leidenschaft: Am Römer Bränneli die ersten und grössten Erdbeeren zu suchen, sie im Herrenhaus um gutes Geld zu verkaufen und dann aus den Fünf Wegen die schönsten Heidelbeeren zu holen. Mutter Bäbeli achtete darauf, dass die köstlichen Früchte sauber und reif gepflückt wurden, und derart eroberte sich der Kleine so etwas wie ein Erstverkaufsrecht im Herrenhaus,

Wenn nach Fabrikschluss Noldi und Fritzli ihrer Mutter über das Fabrikinselbrückli entgegengesprungen kamen, durfte sie füglich annehmen, dass die Buben eben wieder einen ihnen wesentlich erscheinenden Beitrag zur Hebung des Wohlstandes der Familie geleistet hatten. Glückstrahlend zogen sie am Arm der geliebten Mutter heimwärts, und immer wieder drehten sie den Kopf in ihrem Arm rückwärts, um sich zu vergewissern, ob auch ja die andern Fabrikler das Glück der Küngschen zur Kenntnis nahmen. Es ging doch sichtlich aufwärts.

#### **48 Armselige und doch beglückende Häuslichkeit.**

Die kleine, zarte Lydia hatte Grundsätze; der schlechteste davon war nicht, die Buben mit der Strenge des Vaters zu erziehen. Lydia stritt vor ihm um das Recht der Brüderchen, besser gekleidet zu sein, als andere Kosthauskinder; sie trug die Stirne hoch, wenn sie mit «ihren» Buben ausging; mit diesen wurde in den Augen der Langendorfer Welt gut gemacht, was die Natur an ihr selber versäumt hatte. Den Schmerz der von der Schöpfung Vernachlässigten trug sie in stummem Stolz um die ihr anvertrauten Brüder herum.

Aus dem Fabrikantenhaus von Lydias Gespielin hatte Vater Küng noch vor dem Wegzug von Wald einen ovalen Nussbaumtisch mit fein geschweiften Füßen gekauft; der wurde nun wie ein zartes Lebewesen gepflegt. Jeden Samstag kroch Fritzli unter den kostbaren Ausziehtisch, bewunderte seinen schönen Bau, forschte nach Geheimnissen, die der Vater dem hölzernen Bauche anvertraut, betastete und streichelte die Wulste, Schnecken und Kerben der Füße, das mächtige Kugelbein und wischte dann den Staub so sorgfältig ab, als hätte der Tisch eine jugendlich zarte Haut und seine eigene, feine Seele. Fritzli war fest davon überzeugt, dass niemand ein so schönes Stubenmöbel habe.

Auch an den getünchten Wänden waren Kostbarkeiten. Da hing eine Wanduhr mit gusseisernen Tannzapfen als Gewichte, farbige Figuren waren auf den Rahmen gemalt; sie schienen dem versonnenen Büblein zu leben. Und oben schloss das Gehäuse ein Säulenkranz ab, ähnlich der Treppengalerie an der Walder Kirche. Wenn erst die Uhr die Stunden in zitternd-schwingendem Klang schlug, musste Fritzli halt lauschen und lauschen und sorgfältig immer wieder am Ringlein ziehen, dass der Stundenschlag nicht ausging. Schade, dass es ihm bei der unerbittlichen Strenge von Vaters Geboten nicht erlaubt war, in die Geheimnisse dieses Wunders einzudringen; mehr als das Türlein an der Seitenwand zu öffnen getraute er sich nicht; aber da hindurch schaute Fritzli unverwandt dem Gang der Räderlein und dem Schlag des Hämmerleins zu. Wenn Vater Schang ihn auf einem Reparaturgang durchs Kosthaus dabei überrascht hätte, wäre er mitsamt dem Tabouretchen auf dem Stuhl vor Schreck heruntergepurzelt. Darum lauschte er mit beiden Ohren. Mit dem einen nach der Seele des Uhrwunders, mit dem andern nach verräterischen Schritten auf der Treppe.

Eine Photoaufnahme vom Bachtelturm mit Mutter Bäbeli neben dem seltenen Besuch aus dem Rheinland, und eine Aufnahme der Arbeiterschaft des Sagenrains waren der spärliche, aber wohl behütete und oft betrachtete Rest des Zimmerschmucks. Zu jedem dieser Dinge hatte Fritzli seine innere Beziehung, und all die Ärmlichkeit kam ihm gar nicht als solche, sondern als seltener Reichtum vor. Dass sein Vater von allen Arbeitern im Sagenrain auf der Photo am finstersten dreinschaute, war der Grund, warum er diese mit ängstlicher Scheu betrachtete.

Noldi und der kleine Stumpen Dölfeli wieder hat ten ganz andere Neigungen. Noldi übte sich unaufhörlich im Mulgigelspiel und brachte es zu einer wahren Virtuosität, einem Zungenschlag seltener Präzision und Gewandtheit. Später musste für Lydia noch eine Akkordzither her, die aber Noldi bald aus eigenem Probieren so sehr beherrschte, dass niemand sie ihm streitig machen konnte. Derweil sass Nesthock Dölfeli auf dem Wattenblätz und übte sich als kleinster Knirps beim Spiel im Pfeifen; er konnte sein Schnäugglein so eigenartig fein formen, dass ein Fremder nie entdecken konnte, wer denn da so sonderlich pfiiff.

Mit solchen und ähnlichen kleinen und kleinsten Freuden kamen die Buben innerlich durch, bis die Eltern und älteren Geschwister heimkamen. Dann konnte das Wetter ändern. Das Barometer, auf das alle verstohlen blickten, war der Gesichtsausdruck Vater Schangs. Wenn er so dreinblickte wie auf der Photo an der Wand, verzog man sich schleunigst, wich ihm aus; war dies nicht mehr möglich, so bemühten sich alle voller Angst, seinen Willen zu tun. Aber auch so hingen dann genug schwere Gewitterwolken über dem Heim, und die eben noch so liebe Häuslichkeit wurde zu vulkanischem Boden, der jeden Augenblick erzittern konnte. Die Kinder verstanden, dass ihr Vater glaubte, nicht anders als hart und unerbittlich erscheinen zu dürfen.

Dann war es Noldi, der dem zum Erbarmen gequälten Vater den Weg aus seiner Selbstqual öffnete und ihn bat, die Geige hervorzunehmen, ihn zum Mundharmonikaspiel zu begleiten, ihm zum Zitherspiel vorzugeigen. Krampfen, aufräumen, schweigend und rasch essen, oder aber spielen und singen – das waren die einzigen Möglichkeiten, mit Vater Schang den Gleichklang zu finden. Es trieb ihn eine innere Unruhe, irgendein Unbefriedigtsein. Er litt am Kosthaus.

#### **49 Flucht aus dem Kosthaus ins eigene Heim.**

Die psychischen Störungen Vater Schangs waren nur die eine, die tragische und die problematische Seite seines Wesens und Seins. Schang Küng hatte aber auch eine Reihe eindeutiger, wertvoller Eigenschaften. Diese und das Gefühl, als Anonymer im Kosthaus untergeben zu müssen, trieben und zogen ihn aus dieser Umgebung heraus. Er wollte so wenig eine blosse Wohnnummer als eine Arbeits- und Menschennummer sein.

Schang Küng war bekannt als unermüdlicher Schaffer, der erste am Morgen in Haus und Fabrik und der letzte am Abend. Seine Arbeitslust war durch die elfstündige Arbeitszeit nicht erschöpft. Er drängte auch deshalb nach einem eigenen Haus, um daran und darin und darum herum arbeiten zu können. Zwischen den Herren Bieder & Söhne und der Familie Küng wirkte sich allmählich das patriarchalische Verhältnis mit den Arbeitern, auf das Grossvater Bieder und die fabrikleitenden Söhne Karl und James Gewicht legten, aktiv aus. Zum Kauf eines alten Zweifamilienhauses boten die «Herren», so werden im Oberland die Fabrikanten von ihren Arbeitern respektvoll und kurz genannt, die notwendige finanzielle Hilfe an. Sie waren ohnehin daran, den Liegenschaftsbesitz am Ausgang des Oberdorfes zu arrondieren und diesen Dorfteil ihrer Arbeiterschaft zu reservieren.

Die Herren Bieder & Söhne freuten sich des Entschlusses ihres Schlossers, und die nötigen summa summarum 6200 Franken stellten sie zu mässigem Zins zur Verfügung. Ein Zweifamilienhaus zu diesem Kaufpreis, du wirst lachen, lieber Leser von heute. 6200 Franken bedeuteten damals wohl mehr als heute; aber es war wirklich ein

sehr billiges Zweifamilienhaus. Und trotzdem nicht geschenkt.

Der Einzug ins eigene Heim wurde ein Wendepunkt im Leben der Proletarierfamilie Küng. Ein eigen Heim bedeutete: Nicht mehr Kosthäsler, nicht mehr Prolet, nicht mehr irgendein Fabrikler sein!

Das Wort Fabrikler war Schang verhasst; er wollte in Unterschrift, Adresse, Stempel und Gehaben ein Schlosser bleiben, der Schlosser Küng und nicht der Fabrikarbeiter so und so; er wollte nicht versinken in der Masse der Armen, Namenlosen, Hoffnungslosen, Willenlosen, Geknechteten. Und er wollte als Schlosser, nicht als Fabrikler behandelt sein.

Jetzt, da Schang ein eigen Haus hatte, schwoll sein Selbstbewusstsein mächtig an. Wenn er nun in die vielen kleinern und grössern, ältern und neuern Kosthäuser seiner Herren kam, erschien er nicht mehr als irgend ein Reparatteur, sondern als Bauschlosser und Hausbesitzer, der ganz genau wusste, was das Bauen kostete, was es mangelte, was man besser, solider, wohnlicher machen konnte. Er kam als Vertrauensmann der Herren, der helfen durfte, der Wohnprimitivität einen Zuschuss von Komfort und Schönheit zu geben. Schangs Leben bekam Inhalt.

Am nächsten lag ihm dabei sein eigen Heim. Das hatte eine sorgende Hand bitter nötig. Schang Küng war der Mann, der es wieder herstellen wollte. Eine Umbaute in einem Anhieb wäre zu teuer gekommen. Neben der bloss mehr elfstündigen Arbeitszeit im Sommer würde er im Verein mit seinen Buben Zug um Zug die alte Kräze flicken.

Dem Haus sah man deutlich das hohe Alter und die flickweise Entstehung an. Stube und Nebenkammer waren nicht unterkellert; das Haus stand drei Schuh tiefer als die Talstrasse dicht nebenan. Der grosse, tiefe Keller musste wohl später gebaut, darüber zwei zügige Kammern gelegt und dem Ganzen ein Holzschopf angehängt worden sein. Die Küche war ein langes, finsternes Loch zwischen Keller, Stuben und Treppenaufgang zur kleinen, sonnigen Zweizimmerwohnung im ersten Stock. Und diese – der einzige gesunde Teil des Hauses - wurde einem tuberkulösen Spinner vermietet.

Steil fiel zur Strasse das vordere Dach, lang und sachte das Hinterdach ab - ein besonderes Bedachungsproblem für Winter und Platzregen.

Der Giebel war ein primitiver Bretterschlag, der Estrich mächtig gross und allen Lüften offen - darum eine richtige Winde. Die Grundmauern waren aus Kugelsteinen erstellt, die Lichtmauern eine kaum definierbare Komposition von Riegelwerk und anderem. Zwei Aborte wurden der Hütte leicht und luftig und duftig angehängt. Zur Erhöhung des Feuchtigkeitsgehalts der Hinterkammer war an die Kellermauer, die dieses Zimmer stützte, ein laufender Brunnen an gebaut.

So viel billige Improvisation und Notdürftigkeit fand man selten in einem Bau



zusammengelegt. Einem andern als Schang Küng hätte es Angst machen müssen, diese bresthafte Hütte wieder aufzurichten. Schang aber packte rasch entschlossen zu.

Als Mutter Bäbeli, erst nach vollzogenem Kauf natürlich, das Haus inspizieren konnte, erschrak sie vor so viel Schmutz, Zerfall und Dürftigkeit. Zum ersten Mal liess sie die Flügel hangen. Der Küchenboden war von Lehm und kaum mehr erkennbaren Plättchen, die Fenster blind vor Schmutz, die Wände grausten einen, moderiger Geruch in der Stube von der Feuchtigkeit in den Mauern und im Boden; die Böden waren spiessig, wurmstichig und höckerig wie ein Dünenrelief. In den Ecken - wohin eine Frau zu schauen nicht vergisst - lag Kehricht, das offene Küchengestell war eine Sammelstelle bleibender Eindrücke von fettigen Tellern. Beim Aufräumen in Keller, Winde und beim Untersuchen des niedrigen Luftraumes unter der Stube fanden sich zahlreiche halbgegerbte oder ungegerbte Felle einer benachbarten Gerberei; sie verbreiteten bestialischen Geruch.

Und trotzdem henkte nun Bäbeli nach der ersten Bestürzung ein: Wenn Schang das alles mit in Kauf nahm, wusste er warum. Darum also der billige Preis; mit einer Gratiszugabe hatte man rechnen können. An diesem Schutt- und Dreckhaufen konnten sich beider Fäuste bewähren. Eklig-dick floss der Schmutz unter dem harten Fegen Küngscher Fäuste von den Getäfern; jetzt konnte man entdecken, dass sie ausgewaschen waren, also hatten in dem Haus auch einmal saubere Menschen gewohnt. Als der Feuchtigkeit hinter den Stubenwänden endlich freier Ausgang verschafft werden und die Mauern dahinter trocknen konnten, verschwand auch der nüchtelige Geruch. Allmählich sahen Schang und Bäbeli, auf welcher Grundlage sich ausbessern, verschönern liess. Ein Hoffnungsschimmer stieg auf: Die eigene Häuslichkeit. Das gab Schang, dem Schmächtigen, aber Zähnen, fast unglaubliche Kräfte, Abend für Abend, Nacht für Nacht, frühmorgens auch, vor Fabrikbeginn, an seinem Haus zu schaffen. Und Bäbeli übernahm zu den alten Mutter- und Weberinnenpflichten noch die eine, wie damals im alten Schulhaus in Ettenhausen: Neben ihrem Schang stehend eine schönere Zukunft aufzubauen im eigenen Heim.

Es bedurfte der verbissenen Zähigkeit des Schlossers Küng, des kaum versiegenden Frohmuten Mutter Bäbelis und des festen Zusammenhaltes der Kinder, um nicht vor den sich auftürmenden Schwierigkeiten bei der Herrichtung des verlotterten Hauses klein zu werden. Doch eines erleichterte immer wieder das Neubeginnen. Eine unendliche Freude am eigenen Erschafften, am kleinsten Erfolg.

Der *eigene Herd*, der mittags und abends mit dem würzigen Harzduft der brennenden Rinde das trauliche Licht in die Tischecke warf, war wie seit Urzeiten das erste, gute Band. Der saubere, kirschbäumene Esstisch hatte knapp Platz an der Wand mit dem einzigen, kleinen Fenster im langen, dunklen Schlauch der Küche. Die Familie der Neun rückte näher zusammen. Stolz trugen die Buben das grosse, volle Milchbecken mit dem dicken Rahm aus dem Keller zum Herd, und wenn der Zeigefinger den

Rahmring im Milchbecken sorgfältig aufrieb und glüstige Lippen den Nidel ableckten, so hiess das: Es darf uns nichts verloren gehen, wir müssen alles zusammenhalten. Was die Kleinen aus dem Ofen, dem Herdloch und der Aschendole herausschöpften und grübelten, wanderte wieder in die eigene Erde zurück zu neuem Bau.

*Der eigene Boden*, die acht Aren fetten Gartens, die dreiseitig die Hütte umschlossen, waren der Urgrund, den Küings mit den Klauen festhalten wollten, über alle Erschwernisse hinweg. Die eigene Erde, in der sie nun nach persönlichen Gestaltungswillen graben konnten, darauf ein jeder auch nach seinen besonderen Liebhabereien und Plänen Holderbüsche, Beerenstauden, Ziersträucher pflanzen, hübsche Stein gruppen mit seltener Flora setzen durfte. Auf dem eigenem Boden *der eigene Herd*, daran sich das Familienleben erwärmen konnte.

Darüber *das eigene Dach*. Da würde sich die Wesensart aller in Küings Sippe freier entfalten, als in dem engen, nicht eigenen Wohnanteil eines Kosthauses. Mit seinen unverstandenen oder verkannten Eigenheiten und Schwächen war jedes geschützt vor neugierigen Augen und Ohren. All die vielen Mängel der alten Kräze von Wohnhaus zählten nicht so sehr, wie dieses «unser eigen Herd und Boden und Dach».

Da war ja auch endlich wieder die gemütliche Ofenbank. Man konnte seine kalten, steifen Füsse drauf wärmen, wenn man sie eng ans Gesäss zog; man konnte den steifen Rücken gemütlich am lauen Kachelofen ausruhen; im Ofenloch war immer irgendeine Spezialität zum Kauen und Saugen; nach rauher Winternacht musste man nicht mehr in kalte, feuchte Schuhe und Kleider schlüpfen; aus dem Ofenröhrli zog man die warmen, trockenen Strümpfe und unter der Ofenbank die trockenen Schuhe hervor, um sie frisch und fett und weich zu salben. Wenn man sich auch um ein Plätzchen auf dem Ofenchäustli stritt – es brachte doch alle näher zusammen. Keine kahlen, grauen, kalten Wände langweilten mehr, als wäre man nur strafweise da.

Sobald die Getäfer sauber und trocken waren, gab ihnen Vater Schang einen freundlichen Farbanstrich, darauf sich die Photoporträts und besonders eine grosse Glastafel vornehm abhob. Die trug den viel gelesenen Spruch

*Rein wie der hellste Edelstein  
Ist Mutterliebe ganz allein.*

Unter uns Kunstverständigen sei's gesagt: Das war ja eigentlich arger kunstgewerblicher Kitsch. Die Rahmen waren mit Siegelack ausgebessert; man hatte also auch noch unbewusst Ausschuss gekauft, auf Abzahlung natürlich, zwei Franken monatliche Rate. Was verstanden sie alle aber schliesslich von Kunst, wo hätten sie bisher Kunstbetrachtung üben können? Die Kinder hatten eine Verpflichtung empfunden, ihrer sorgenden, liebenden Mutter schon zu Lebzeiten ein kleines Denkmal zu setzen; und das war nun diese kostbare Glastafel.

Vater Schang kaufte aus einem Kleinbürgerhaus - da in der Stube Jalousien

fehlten — Storen; wunderbare holländische Landschaften waren darauf gedruckt, und die Phantasie der Buben wanderte, wenn die goldene Sonne durch das dünne Gewebe schien, weit hin zum Meer und den absonderlichen Windmühlen. Die Storen waren zwar zu breit und zu lang und mussten stilwidrig gestutzt werden; sie hatten Risse und Flecken – aber welcher Arbeiter hatte schliesslich überhaupt Storen! Wie hübsch gab sich die Reblauben rund um die Fensterreihe der Strassenseite; hinter ihrem Blättersaum hervor konnte man das Leben auf der Strasse studieren und blieb allen neugierigen Augen verdeckt. Eigene Trauben, eigenen Wein hatten sie nun, die Künigschen – und jede Traube, ja fast jede Beere, wurde im Wachstum betrachtet und behütet.

Dann kam das Leuchtgas nach Langendorf, der Schlosser Künig richtete das Auerlicht ein. In den niedrigen Stuben hatte man die Öllampen kurz hängen müssen und die Decken wurden schwarz, wenn die Dochten stiegen und dicke, stinkige Russzölgen flackerten; jetzt aber hatte man ein sauberes, helles, wenn auch etwas warmes Licht. — Das laufende Wasser musste ins Haus. Im Keller bauten die Buben Hürden und Kisten, und Vater Schang belegte die Fasslager mit guter, reichlicher Fassung. Und damit man es wusste, dass der Schlosser Künig da wohnte, der ein eigen Heim hatte, umzäunte er seine Liegenschaft mit Eisenröhren und Drahtgittern.

## **50 Der Kampf mit den Gebresten und Tücken des «Alten Rössli».**

Da meldeten sich die Gebresten des alten, halbverfallenen Hauses Schlag auf Schlag; mit unheimlicher Folgerichtigkeit hing eine Reparatur an der andern wie im Kleewasen die Wurzeln. Der Brunnen an der Hausmauer zermürbte mit seiner Feuchtigkeit die Mauer, ein Gemeinschaftsbrunnen mit dem Nachbarn musste her; im Keller standen die Kugelsteine oft tief im Wasser, ein Zementboden wurde für Keller und Küche gleichermassen als geeignet befunden und beide zeigten fortan kommendes Regenwetter an. Im Ofen buk Bäbeli so fleissig, dass er neu aufgebaut werden musste. Auf den Hafner folgte der Zimmermann, der die morschen Stubenböden ersetzten und auf die dünnen Kammerböden über dem kalten Keller einen weiten Boden legen musste: eine Reihe von gewitterreichen Sommern machte nach so und so viel zerschlagenen Scheiben auch Fensterläden nötig; der Schüttstein stank wie eine Pest, das konnte man nicht anstehen lassen, die Wendeltreppe war dem stürmischen Tempo der auf und abspringenden Buben nicht mehr gewachsen; die Dachrinnen drohten unter der Schneelast zu brechen, und das flache Hinterdach rann wie eine Zeine. Das war eine ganz besonders teure Sache, und Schang ging bedrückt umher, als trüge er die Schneelast für das Flurdach. Im Kamin entdeckte man ein Rauchkammerlein, aber zugleich auch hinter der dicken Pechschicht ausgebrannte Steine, und als man daran ging, die Bretter und Balken am Giebel der Wetterseite zu erneuern, zeigte sich, dass da nur noch ein Maueraufbau die Lage retten konnte.

Kurz: vom Blitzableiter bis zum Güllentrog blieb kaum etwas, ausser den Grundmauern, von diesem Flickern und Erneuern verschont. Vater Küng und seine Buben übten sich in allen ehrbaren Handwerken, und trotzdem häuften sich die bezahlten und unbezahlten Rechnungen. Es gehörte nun aber zum Puntenöri Schangs, dass er den Handwerkern, seinen Jasskollegen vom wohlverdienten Sonntag, nicht als lästiger Schuldner gegenübertraten, sondern ihnen frisch und frei und unbefangen ins Auge schauen, mit ihnen auch den Hannistag ungeniert feiern wollte.

Darum mussten die Buben hart ins Geschirr und neben Schule und Fabrik verdienen, was es nur zu verdienen und dem Haushalt an Auslagen zu ersparen gab. So läpperte sich aus dem Werklohn und Nebenverdienst aller Künge doch noch ein Erkleckliches zusammen, dass Schang es zu prestieren vermochte; im äussersten Falle halfen vorübergehend auch die Herren Bieder. Das Vertrauensverhältnis zwischen diesen und der Arbeiterfamilie Küng entwickelte sich an allerhand beidseitigen Beweisen guten Willens. Den Hans hatten die Herren aufs Büro genommen und er bildete sich mit zähem Fleiss, trotz mangelhafter Schulbildung, zum zuverlässigen Commis aus; Bertel wurde ein gar tüchtiger, selbstbewusster Weber, und Ernst hatte nun schon den erträumten Weg vom Aufstecker zum Ansetzer und von da zum jungen, selbständigen Spinner gemacht. Es ging also langsam, aber sicher, wie auf der Tösstalbahn, aufwärts und vorwärts.

Da kam eine Reihe harter Schläge, Tücken dieses tief unter der Strasse und dem Gelände liegenden Objektes. Einige gewitterreiche Sömmer liessen den «Sickstern», den mit Kugelsteinen ausgefüllten Wassersammler, verschlammen, eine Kanalisation aber gab es noch nicht. Bei Hagelschlag und Wolkenbrüchen strömten die Fluten, die Hagelschlossen, Nachbars Güllenüberlauf, die Brühe von seinem Miststock und selbst der Mist dem Jauchetrog des Küngechen Hauses zu, und wenn der überlief, von da abwärts in Küche, Stube und Keller. Mal konnte man die zweite Station retten, indem man dicke Mist lagen vor die Haustürschwelle legte; aber immer half das nicht, und den Fluten musste man freien Lauf durch die Küche in den Keller gewähren. Nach einem besonders heftigen Gewitter mit furchtbaren Blitz- und Donnerschlägen stand das Wasser einmal gar meterhoch im Keller; mit Nachbars Jauchepumpe wurde er abends noch notdürftig geleert, doch morgens stand das Wasser wieder schulterhoch. Woher nur, da doch das Unwetter aufgehört hatte?

Die jüngeren Buben hatten an der absonderlichen Situation ihr apartes Vergnügen, setzten sich in die grossen Gelten und spielten venezianische Gondolieri; dann erst ging's ans Entleeren. Dabei entdeckten sie die Ursache des Wasserzuwachses nach dem Wolkenbruch: Aus der bergwärtigen Mauer floss dicker als der Brunnenstrahl des grössten Genossenschaftsbrunnens ein neuer Quell; eine Wasserader des Reservoirs auf dem Berg hatte sich hierdurch keck einen Ausweg

verschafft. Vater Küng focht einen harten und erfolgreichen Kampf mit der Genossenschaft um die Abdichtung dieser unwillkommenen Quelle aus und erreichte zugleich noch ein zweites: dass er im Hof einen Wasserschacht mit Einlauf in die Entleerungsgräben des Wasserreservoirs errichten konnte.

Endlich, das Haus vor der Verschwemmung bewahrt, hofften alle. Da - es war ein heisser Sommer nachmittag, der so recht zum Flotschen und Götschen einlud; von Küngs waren alle weg - da ertönte im Wasserschacht ein Brausen und Donnern, der Deckel hob sich und heraus quoll mit der elementaren Wucht der zwanzig Atmosphären des Wasserdrucks das Reservoirwasser, riss den Boden auf, schwemmte die Jauchebretter mit, wälzte sich zum Haus, über die Schwelle und wieder in Küche und Keller. Man hatte halt oben zur Reinigung des Reservoirs das Wasser ungehemmt auslaufen lassen und Küngs von der Absicht nicht in Kenntnis gesetzt. Donner und Hagel: War das eine Verwüstung!

Nun riegelte Vater Schang den Schachteinlauf mit einem gusseisernen Zapfen ab und verkeilte ihn; im Falle eines Gewitters müsste man ihn eben schnell entfernen. Das klappte nun so lange, als kein Gewitter nachts die Familie im Schlaf, oder bei Abwesenheit aller Küngen, das Haus überraschte. Steckte der Zapfen noch im Schacht und brach ein Platzregen los, so rannten Vater und Buben in Hosen und Hemd, einen Sack überm Kopf, aus dem Bett in die dunkle Nacht, um im schwemmenden Wasser nach dem Deckelgriffloch zu tasten. Oder die Buben rasten bei Donner und Hagel aus der Schule, der Vater aus der Fabrik, Mutter Bäbeli, den Rock über den Kopf gezogen, aus dem Wald heim, um dem Wasser Abzug zu verschaffen.

Bei jedem Gewitter waren alle, die nicht gerade zu Hause waren, in heller Angst, das Haus könnte überschwemmt und schliesslich zugrunde gerichtet werden. Wenn die Fluten hochgingen, das Wasser schwer auf den Gussdeckel und den Guszapfen drückte, die Deckbretter des Güllentrogs daneben umherschwammen, war das keine gefahrlose Arbeit – ganz abgesehen von den Beulen durch die niederprasselnden Hagelschlossen. Da endlich - nach Jahren oft abenteuerliche Zwischenfälle - fand die Brunnengenossenschaft, das sei ein nicht nur technisch ungenügender, sondern auch hygienisch unzulässiger Zustand; die Bazillen und Bakterien, die Würmer, Schnecken und Kröten könnten nämlich auf den Einfall kommen, statt abwärts, aufwärts zu steigen und das Wasser im Reservoir verpesten. Und da derlei niedrige Tiere kein Empfinden für Schangs finanzielle Nöte haben mochten, musste der Logik dieser Begründung die Reverenz erwiesen und ein neuer Abzug in die nun vorhandene Kanalisation erstellt werden.

Jetzt endlich war das Haus saniert; das Haus mit dem grossen, gelben Brettergiebel morgenwärts war nun wenigstens standfest gemacht und trockengelegt. All das, was zur Verschönerung noch mangelte, ward nun wenigstens nicht umsonst gewagt. Es

war doch ein recht zäher Kampf um die Aufrichtung dieses bresthaften Häusleins gewesen, aber er hatte sich gelohnt und der Erfolg erfüllte alle, Eltern und Kinder, mit wackerem Stolz.

## 51 **Abschied vom Webstuhl.**

Bäbeli hatte nun, bei einem zweijährigen Unterbruch in Ettenhausen, 33 Jahre in der Fabrik gearbeitet, zwei, dann drei und vier Webstühle gemeistert. Die Not zu Hause hatte sie als Mutter zu schnellstem Arbeiten gezwungen, dass die Schläfen oft hämmerten und der Heimgang ein müdes Schlarpen war. Aber sie galt doch alleweil und trotz alledem als die heiterste, verträglichste Arbeiterin, der die Güte und der Optimismus aus den Augen sahen. Das Gesicht jedoch war frühzeitig gefurcht von Leid und mitfühlendem Sorgen. Die neue Last, die das eigene Haus zunächst brachte, trug sie mit und trieb sich selber im Akkord zu höchster Leistung an. Die Herren Bieder, so zurückhaltend sie waren, hatten immer ihre besondere Freude, der tifigen Feinweberin zuzuschauen zu können.

Nun waren die Küngs so weit, dass es knapp ohne den Mutterverdienst reichte. Es musste gehen, sagte sich auch Vater Schang. Jetzt hatte sein Bäbeli, auf das er im stillen in seinen guten Stunden ungemein stolz war, seine eigene Aufgabe im eigenen Haus. Er wusste, dass sie diese mit derselben Entschlossenheit und Ausdauer anfassen würde, wie das Weben.

Solange die Arbeiter dreizehn Stunden schufteten mussten, konnten sie ein trauliches Heim entbehren und waren froh, eine primitive Lagerstatt, einen Esstisch und einen versteckten Ort für ihre Heimlichkeiten zu haben. Schon mit dem Elfstundentag aber warf sich die Frage nach dem innern Menschen auf, nach der Entwicklung von Kräften, die der Arbeiter nicht zu verkaufen brauchte, über die er frei verfügen konnte und in deren Pflege er auch einigermassen frei war. Ein Dauernest, ein eigenes Nest, ein bequemes, trauliches und zudem verborgenes Nest; das blieb die Sehnsucht der Aufgeweckteren.

Das ist aber zugleich die Frage der Entwicklung des Familienlebens, der Menschwerdung. Im Überschwang der Gefühle, wenn diese Sehnsucht die Kippe machte, mochten Proleten den so viel verkitschten Satz: «Trautes Heim, Glück allein» mit einem weinenden und einem lachenden Auge her sagen. Der Kitsch aber wendet sich ja an vorhandene, an unterdrückte, an im primitiv-guten Menschen schwellende Empfindungen.

Ihrem Glücksgefühl, nun daheim und nicht bloss eingemietet, nicht bloss geduldet zu sein, gaben die Küngs oft sonderbaren Ausdruck: Die Buben alle mussten ihre von der Mutter geschenkte innere Freiheit herausschreien, jubeln, jodeln. Und nun tat es Allen gut, dass sie bei dem stillen Wesen Barbaras in die Lehre gehen konnten,

nun, da sie ihre Mutter zu Hause behalten durften.

Nach all dem Weh und all den beglückenden Stunden auch, welche die voll erfüllte, harte Pflicht brachte, nach all den düstern und all den schönen Erinnerungen an die dreiunddreissig Jahre Fabrikarbeit als Feinweberin, schied Bäbeli mit gemischten Gefühlen vom Webstuhl. Sie konnte nicht aufjubeln, sie wurde ganz still; es war ihr nicht leicht, das Geschirr abzugeben. Hier in der engen Gasse, im Geschätter der Webstühle, war ihr Platz gewesen, dass sie in allerschwerster Zeit die Familie notdürftig über Wasser halte. Die Webstühle waren ihre vertrauten Kollegen gewesen, mit denen sie umging, als hätten sie eine Seele, um ihre Not zu verstehen, dass sie ihr ja keinen Streich spielen.

Hier hatte sie manch Gutes tun können, wenn sie bei glattem Wupp und flottem Gang der Webstühle einer hilflosen Nebenarbeiterin helfen durfte. Sie hatte sich die Achtung, die Liebe der Vorgesetzten und Nebenarbeiterinnen verdient. Das ist ja leider oft das einzige, was man einem Lohnarbeiter nachrühmt; aber es kann doch viel sein in diesem Kampf um den besten Akkordverdienst. Es braucht gute Charakteranlagen dazu, von denen man ein grosses Aufhebens macht, wenn Grosse sie haben, Eigenschaften, die man aber am Arbeiter so selbstverständlich nimmt, als ergäben sie sich pflichtschuldig oder geburts- und klassenmässig.

Auf ihren ehrlich und grad verdienten, hohen Zahltag, einen Verdienst, den sie nicht erschlich, war Bäbeli immer so stolz gewesen. Was waren die neun Franken vierzehntägiger Zahltag der Mädchenzeit, die zwanzig Franken der werdenden Mutter, dann die dreissig und nun gar die vierzig! Es war mitunter so viel, als ihr Schang verdiente! Ihren ganzen Zahltag hatte sie mit Fünfer und Rappen zu dem Schangs gelegt, ohne für sich jahrzehntelang mehr als das allernötigste und billigste an Kleidung, darüber hinaus aber keinen Rappen mehr zu beanspruchen. Diese Anspruchslosigkeit war für sie so selbstverständlich, dass sie ihrer gar nicht achtete. Ihr Schang zeigte auch nicht die geringste Neigung, sie anzuerkennen. Und doch half sie nahezu in demselben geldlichen Masse an der Erhaltung der Familie und am Aufbau des eigenen Hauses wie ihr Mann.

Bäbeli empfand ihren Abschied von der Fabrik als den grossen Erfolg ihres Schang, als die nachträgliche, billige Korrektur eines ihm vom Schicksal in den jungen Meisterjahren angetanen Unrechts. Sie achtete wohl, worum es jetzt nach Zeit und Umständen für sie ging: Dass der Geist der Familie Küng eine Heimstätte erhalte und dass vor allem ihr Schang darin seine innere Unruhe ablege, sich wieder zu sich selbst zurückfinde. All das Äusserliche, worum Vater Schang in wahnsinnigem Eifer sich kümmerte, konnte nur der Rohbau sein: nun musste ihm das Heim lieb und wert und traut werden: seine arme, gehetzte Seele musste doch endlich eine Bleibe haben.

Wenn die wachsenden Zinsen- und Amortisationslasten, der Druck der Rechnungen würdig ertragen und überwunden werden, wenn das ganze Unternehmen

nicht an dem fortschreitenden Gequältsein des Vaters scheitern sollte, brauchte dieser eigene Kirchturm ein Gotteshaus daneben; mit dem stolzen Herausragen und dem starken Läuten war es nicht getan. Es bedurfte eines stillen Raumes, das gute Wort, das Bäbeli alleweil im Herzen trug, zu künden und das Wohlgeratene weihen. Muttergüte sollte den Raum erleuchten, Mutterliebe ihn erwärmen.

## **52 Mutter Barbara und ihre Kinder.**

Eines tat Mutter Bäbeli doch recht weh an diesem für die Familie entscheidenden Neuen: Dass die kleine Lydia nun doch den Weg der grossen Masse der Fabriklerkinder gehen musste, für sie den Weg in die Fabrik. Würde es der lange, für ein körperlich schwaches Wesen so dornenvolle Weg der Hoffnungslosen, und würde das der Preis für das zurückgewonnene Muttertum ihrer selbst werden? Konnte sie zu Hause ruhig ihren Hausfrauenpflichten obliegen, wenn sie annehmen musste, dass droben in der Fabrik die kleine Lydia mit den grossen schweren Maschinen und dem immer rascher werdenden Tempo der Webstühle nicht zurecht käme? Die Seelennot ihrer eigenen, freilich anders gearteten Leiden hatte Bäbeli für das Weh anderer Menschen doppelt empfindlich gemacht, vielleicht allzu empfindlich. Sie übersah, wie sie selbst im Kampf mit des Lebens vielgestaltigen An- und Überfällen innerlich doch mächtig gewachsen war und manch Schwerstes nicht nur geduldig ertragen, sondern sieghaft überwunden hatte. Aus dem heiteren, lieben, guten, sorglosen Bäbeli war Mutter Barbara geworden.

Mutter Küng war allen Fabriklerfrauen im Oberdorf bekannt als das Vorbild einer Weberin, Mutter, Hausfrau und Gattin. Mutter Barbara war für so viele unter den Arbeiterfrauen der Begriff des endlich erreichten, bescheidenen, und doch so hohen Zieles ihrer Armeleutesehnsucht.

Dieses Ziel leuchtete auch Lydia voran. Wenn Mutter und Vater dermassen hart hatten durch müssen und daran nicht zugrundegegangen waren, wollte auch sie sich durchsetzen. War sie der wilden Buben Herr geworden, warum nicht der Webstühle und ihrer mechanischen Launen, warum nicht der Zettel und Eintragfäden, all der «Chnäuel», «Hoorlof», Nester und Fadenbrüche! Wenn andere Töchter sich neben dem Kostgeld zu Hause noch etwas für sich selbst und eine bescheidene Aussteuer verdienen konnten, warum denn nicht auch sie? Ob auch klein und unscheinbar sie hatte doch vom Vater einen zähen Willen ererbt, der jetzt all die Befürchtungen Mutter Barbaras zuschanden machte.

Lydia hielt es am Webstuhl aus wie eine Grosse kaum besser, Gesellschaftlich fand und behauptete sie auch ihren Platz. Beginnt aber der Aufstieg der kleinen Leute nicht etwa damit, dass sie nicht mehr ständig in den hintersten Reihen der Masse auf dem Trottoir des Lebens zu stehen haben, sondern irgendwann und irgendwo auch



einmal mit den Selbstbewussten die breiten Strassen vor den Augen der Eigenen gehen dürfen, wo man ihrer gewahr wird? Nur gewahr wird, und zunächst nicht mehr.

Lydias volle, runde, sichere Altstimme hielt ein paar andere an Kraft und alle an Zuverlässigkeit aus. Lehrer Jakob, der die beiden Vereine leitete, war vernünftig genug, diese Stimme dem Töchterchor und Gemischten Chor zu sichern. Er war auch Mensch genug, um zu empfinden, dass es ein gutes Werk ist, das Selbstbewusstsein einer körperlich Benachteiligten zu heben und dieser Seele eine innere Stütze zu geben: gesellschaftliche Geltung. Wenn der Töchterchor Ober-Langendorf sein Jahreskonzert oder seine Abendunterhaltung hatte, kamen da nicht nur die Fabrikler zusammen, die doch gar oft einem Schwachen das letzte münzige Bisschen Selbstvertrauen durch fahlen Neid oder billige Schadenfreude rauben. Da sassen neben Fabriklern auch Berufsarbeiter, Web- und Spinnmeister, behäbige Bauern, joviale Handwerker. Lydia durfte sich hören lassen. Ja. wenn die Herren Schul- und Kirchenpfleger, Gemeinderäte, ein richtiggehender Kantonsrat und sogar die auf das Vereinsleben des Ortes so achtsame Frau Nationalrat anwesend waren, und die Lehrer und anderen Musiksachverständigen des grossen Dorfes kritisch lauschten, so konnte die kleine Lydia vor aller Ohren wohl bestehen und sich ein ganz klein Bisschen einbilden auf ihre von der Mutter geerbte Stimme.

Sie hatte also auch etwas mitzuteilen, musste nicht ewig stumm bleiben in diesem Zusammensein der Menschen. War sie schon als Arbeiterin trotz allen Erschwernissen gleichwertig, so wurde sie es nun auch hier vor einem unparteiischen Richterkollegium. Konnte sie hier bestehen, so wollte sie auch all dort sich behaupten, wo Mädchen im Wettbewerb auf diesem grossen Jahrmarkt Leben das grosse Los der Liebeslotterie suchen. Mutter Barbara fühlte dieses Wachsen des Selbstvertrauens ihrer Tochter mit, als würde sie selber nochmals antreten. Lydia sprach wenig von diesem Erfolg und gab wenigen zu verstehen, wie sie sich selbst an dieser Hoffnung festhielt.

Um die Buben brauchte Mutter Barbara Kummer solcher Art nicht zu haben; die würden sich schon durch den Dornenblätz Lebensraum hindurch einen Weg pfeifen. Die Grossen machten ihre Karriere in der Fabrik, und die drei jüngsten Buben konnten schliesslich nichts Besseres tun, als die besten Eigenschaften ihrer grossen Brüder zu übernehmen. Und damit auch die vielen Pflichten. Vater Schang gönnte sich ja auch keine Ruhe und teilte seinen Buben ein übervolles Mass von Nachschularbeit zu. Da bangte nun Mutter Barbara fortwährend um die Folgen des väterlichen Zornes, dem keines entging, wenn die abendliche Kontrolle Lässigkeit ergab. Vom Keller bis zum Windenboden visitierte er jeden Winkel und eine Kleinigkeit konnte den Zorn zum Ausbruch bringen, der sich ob irgendwelcher Kleinigkeit im Düster seiner Seele angesammelt hatte. blieb er aber stumm und selbst nachsichtig dort, wo eine Rüge am Platze war, so war sein finsternes Gesicht und die Selbstqual ihres Vaters allein schon harte Strafe für die Kinder

Das aber war Mutter Barbaras erster Erziehungsgrundsatz: von den Kindern den väterlichen Blitz fernzuhalten und, wenn anders es nicht zu machen war, ihn lieber auf sich selbst ableiten, so er aus den dunklen Wolken des gedrückten Gemütes loszuzacken drohte.

Eine zweite pädagogische Richtlinie Mutter Barbaras war, jede ehrlich und brav getane Arbeit den Buben anzuerkennen und ihnen durch Blick und Wort Freude zu machen. Sie war eine jener Mütter, deren Anwesenheit schon die Kinder als Segen empfinden. Mit ihr arbeiten zu dürfen, beglückte. Die Buben rannten, den leichten, dünnen Schulsack über dem Kopfe schwingend, singend und johlend nach Hause, um der Mutter beim Mittagessen helfen zu können oder mit ihr nach dem Vieruhrschluss noch zum Beerensuchen oder Holz sammeln in den Wald gehen zu dürfen.

Im weiten, grünen Wald sang ihnen dann Barbara die schönsten Lieder vor, erzählte von der Jugend, von der Fabrik, vom Vater, von den Brüdern und Schwestern, ihrem lieben Bäretswil und — dann wurde sie tieftraurig — von Wald, der Heimat der Familie. Wenn sie davon sprach, war es, wie wenn ein Kind von der Mutter spricht, die ihm weh tut und es hat sie doch lieb. Sie ist halt doch deine Mutter, die Heimat. Zu dieser Heimat hatte Mutter Barbara ein gar eigenartiges Verhältnis: Nun, da die Ihren nicht mehr in Bäretswil waren und sie selber sich Tag für Tag, Stunde um Stunde ans eigene Haus und die eigene Familie gebunden fühlte, nahm die Erinnerung an ihre Kinderheimat die Form eines heitern Liedes an; Bäretswil lebte in einer kindlichen Seele weiter. Wald aber blieb ihr stiller Schmerz. Wohl zog es sie mit allen Kräften dorthin; aber ihr Stolz liess es nicht zu, dass sie den Ort, wo sie so viel Bitteres ertragen und so viel Enttäuschungen erlebt, je wieder betrat. Sie liebte die Heimat ihres Mannes von ganzem Herzen; aber dass diese sich ihrer grössten Not verschlossen hatte, sass zu tief. Sie glühte in Liebe zu diesem Heimwehland, aber versagte sich ihm nun selber auch, da es ihr besser ging. Nicht im Zorn, nein, in schmerzdem, freiwilligem Verzicht einer nicht beantworteten Liebe. Hatte man sie in Wald nicht doch bloss als «Barbara»: «Die Fremde», gehalten?

Derart waren nun auch die Gefühle, welche die Künigschen Buben um das Wort Heimat immer wieder empfanden.

### **53 Wie Mutter Barbara die Welt betrachtet.**

Wenn eine Fabriklerin vom Webstuhl losgebunden werde, hocke sie zu Hause wie eine faule Kröte herum, und sie werde lässig wie eine Pfnott - das war damals die Meinung der grossen Masse, war auch die Meinung der Arbeiterwelt selbst. Es war darum nicht schwer, sich Arbeitern gegenüber als Wohltäter aufzuspielen und sie zugleich sehr kurz zu halten, so kurz, dass anders es nicht ging, als dass Mütter ihr Leben lang in die Fabrik gehen mussten. Die Erinnerung an seine Not wird ein Volk so

rasch nicht los. Das grauenhafte Elend der Handspinnerei im Hungerjahr 1817 war in Bäretswil so gross gewesen, das ganze Familien tagelang mit Wasser und gerösteten Brennesseln sich nähren mussten und über Kartoffeln froh gewesen wären. Der Hunger trieb ganze Bettlerhorden, Schatten gleich, durchs Oberland <sup>[25]</sup>.

Die düsteren Erinnerungen an dieses Elend sassen auch noch lebhaft in den Köpfen der alten Leute, so dass sie initiativen Unternehmern, die Fabriken bauten, aufrichtig dankbar waren. Die alten Oberländer Weber und Spinner hielten dieses Gesetz darum auch für unabänderlich: Mann und Frau sollen ihr Leben lang in die Fabriken gehen und fast bis zum letzten Atemzug am Webstuhl, am Spinnstuhl, an der Peigneuse oder Spulmaschine stehen.

Die junge Arbeiterbewegung der Schweiz der letzten Jahrzehnte des vorigen und zu Anfang dieses eigengesichtigen zwanzigsten Jahrhunderts hatte die oberländischen Weberei- und Spinnereiarbeiter noch nicht erreicht. Die Bewegung war noch die vertrauliche Angelegenheit besserer Berufsarbeiter und unter ihnen besonders der hergewanderten Ausländer. Die in ihren Kosthäusern als in geschlossenen Kolonien lebenden Textilfabrikler standen den gelegentlich erhaschten Aufrufen der Sozialisten misstrauisch, ja feindselig gegenüber. Die demokratische Presse riss die Arbeiterführer nicht weniger boshaft herunter als die liberale. Die Demokraten hatten unter Oberst Meisters und Bundesrat Forrers geistiger Führung mit den Liberalen ihren Frieden geschlossen und sich zur Freisinnig - Demokratischen Partei zusammengefunden. Noch 1892 lehnte der Grütliverein jede Gemeinschaft mit der Sozialdemokratischen Partei ab; überaus misstrauisch standen die Handwerker und Berufsarbeiter des Oberlandes der Linksentwicklung des Grütlivereins gegenüber. Die Sprache der sozialistischen Aufrufe verstanden die Oberländer Arbeiter nicht, und sie nahmen sie auch meist nur in der leidenschaftlich gehässig entstellten Form der demokratischen und liberalen Blätter zur Kenntnis. Nicht, dass es den Arbeitern an politischem Interesse fehlte: Sie hörten in den Kosthäusern mit höchstem Interesse den Erzählungen landesfremder Kostgänger zu, die von den Freiheitskämpfen russischer, polnischer, tschechischer und italienischer Arbeiter berichteten. Doch all das Gehörte übertrugen sie nicht auf ihre eigene Lage.

Wohl erzählten sie sich von mancher Not, aber bestimmte Erkenntnisse zogen sie kaum daraus. Ihr erster Gegner blieb der arme Nebenarbeiter. Dann hatten sie es etwa mit einem raubbautzigen oder parteiischen Meister zu tun, der sie als «falscher Hund» dem Obermeister verklagte. Selten wagte man sich mit seinen Aussetzungen an den eigenen «Herrn». Nur im Kreise gelernter, besser bezahlter Arbeiter wurden die Textilfabrikanten durchgehächelt. In jedem Ort gab es einen, dem man besondere Rückständigkeit in der Entlohnung seiner Arbeiterschaft nachredete. In Spottversen nahm man sie her und Anekdoten aus dem Elendsleben gingen von Mund zu Mund und Ort zu Ort. So hatte jeder oberländische Fabrikort, von Uster bis Wald und von Gibswil bis Sennhof seinen Textilbaron, von dem man sich folgendes erzählte:

Eim armer, kinderreicher Spinner ging zu seinem «Herrn» aufs Büro, um mehr Lohn zu bitten:

«Lueged si, Herr X., ich cha's gwüss sicher uf Ehr und Eid nime mache mit dem Loh.»

Der Fabrikant: «Jä, was essed er denn, das es nüme langet?»

Der Arbeiter: «Ja, tänk Kafimöcke und zügets Türggemues z'Mittag und brötlete Türgge z'Nacht.»

Der Fabrikant: «Ja so, Türggemues, denn glaub is wohl! Git's denn nüt billigeres als Türggemues?»

Der Arbeiter, darauf losbrechend: «Moll, Sagspöh, Herr X.»

Diese Anekdote gilt als verbürgt – und jedem der frühern grössern Spinnereibesitzer im Oberland wird sie nachgeredet. Und niemand hält sie und an keinem Ort für unmöglich. So war's einmal. Und die Arbeiter trugen es ohne lautes Murren.

Noch war die Masse der Textilproleten irgendwie mit den alten, bürgerlichen Parteien verwachsen: In der liberalen Bewegung hatten sich ihre Väter gegen die konfessionelle Reaktion und gegen den Katholizismus als Ganzes ereifern können; von dorthin wurde ihnen der Mut zu einer zweifelhaften Intoleranz gegen Andersgläubige gelassen. An der demokratischen Bewegung hatten die Ältern unter ihnen sich selber noch erwärmt, weil diese den eigenen politischen und sozialen Idealen einst entgegen kam und ihre Sprache sprach. Schang und Barbaras beste Jahre aber fielen in eine Zeit, da die Oberländer Arbeiterschaft politisch völlig abhängig war von den bürgerlichen Parteien und deren Kampf gegen die «vaterlandslose Sozialdemokratie». Die Arbeiterschaft war noch weit davon entfernt, in eigenen Berufsverbänden, Kulturvereinen, einer geschlossenen Partei und durch eine eigene, auch nur einigermaßen gut verbreitete Presse sich Geltung zu verschaffen.

Erst 1897 erfocht die junge Sozialdemokratische Partei mit dem Grütliverein und den linksstehenden Winterthurer Demokraten einen ersten Wahlsieg, als sie gegen den liberalen Wädenswiler Gemeindepräsidenten Dr. Robert Haab (dem spätern Bundesrat), den Grütlianer Heinrich Ernst, Winterthurer Sekundarlehrer, im zweiten Wahlgang als ersten Sozialdemokraten in die Regierung brachten. Von 1899 ab erst ging die Sozialdemokratie, losgelöst von den Demokraten, ihre eigenen Wege.

Mutter Barbaras Jugenderlebnisse in Bäretswil blieben von nachhaltiger Wirkung auf ihre Einstellung zur Umwelt. Sie hatte ein ausgesprochen demokratisches Gleichheitsempfinden gegenüber all denen, die gleicher Not entsprossen. Sie empfand

Achtung, Liebe und Mitleid für all die, so den Fabriklernamen in Ehren trugen.

«Fabrikler» - dies Wort, von vielen Berufsarbeitern gar so hochmögig, ja verächtlich ausgesprochen, hiess für Mutter Barbara: Gleiches blasses Blut, hartes Brot, Verzicht auf die Erfüllung der Jugendträume. Und da wallte das Herz auf in Liebe und Erbarmen. Der Zorn, den sie einst ob diesen Härten empfand, hatte sich im Mitleid aufgelöst wie die dräuende Wolke im Sonnenlicht. Barbara trug den Fabriklernamen mit Stolz, weil sie ihn in Ehren hielt, und sie achtete darauf, dass auch andere ihm Ehre machten.

Wer selber als Nichtfabrikler dieser Arbeit und diesen Arbeitern die Reverenz erwies, der hatte ihre besondere Achtung. So die Herren Bieder. Barbaras Meinung von ihren «Herren» hatte nichts zu tun mit knechtischer Unterwürfigkeit, die manche und manchen aus ihrem Stande entehrten: Es war Achtung vor dem höheren Können der «Herren», Anerkennung der grösseren Verantwortung, Dankbarkeit dafür, dass sie, wo immer sie unter den Arbeitern erschienen, eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens durch ihre korrekte Haltung schufen und ihr Interesse am persönlichen Wohlergehen ihrer Arbeiter bekundeten.

Barbara mass die Welt des Sozialen am Abstand, den sie zwischen dem eigenen Schicksal in Wald und ihrem Leben in der Weberei Felsengrund sah, am Abstand, den sie im Verhalten verschiedener Fabrikanten in den bestimmten Fällen persönlicher Nöte ihrer Arbeiter feststellte. Das war noch kein objektiver Massstab, aber er wurde mindestens ihren «Herren» voll gerecht. Sie fand, dass Güte, Liebe und Gerechtigkeit ihren Arbeitgebern als Werte erschienen, die sie vor den Arbeitern klug betonten. Die Arbeitsleistung und der Lohn waren nicht, und werden es nie sein, das einzige Bindemittel zwischen Arbeiter und Unternehmer. Diese Gefühle verbanden Barbara selber ihr Leben lang mit den ärmsten unter den Fabriklern, und so beachtete sie das Gebaren der beiden jungen Herren Bieder voll Wohlgefallen. Wenn Herr Karl mit wohlgesetztem, weitgreifendem Hauptmannsschritt durchs Oberdorf ging und froh gelaunt seinen Stockschild schwang, lag in dem blondbärtigen Gesicht und in der ganzen Haltung mehr als das blosser Interesse am Geld; man spürte, dass die heitere Geschäftigkeit auch den Arbeitern galt.

Schritt Herr Karl am «alten Rössli» vorbei, freute er sich sichtlich der Veränderungen, die da vorgegangen unter der Hand der Weberin Barbara. Ehrerbietig schaute Barbara von ihrer Pflanzarbeit auf, richtete ihr gebräuntes Gesicht mit heiterem Blick dem «Herrn» entgegen und der zog den Hut und neigte sich wie ein König vor einer Lordschaft. Nicht nur vor Barbara: vor all den Frauen, die ehrbar werkten. Die Kleinen aus den Fabriklerfamilien eilten halb schüchtern, halb freudig herbei, um dem Herrn Karl die Hand zu strecken, und er hatte Zeit für ein freundlich Wort.

Der Herr James nun erschien den Kindern in seinem buschigen Bart etwas unnahbar, aber er war ein nicht minder besorgter Arbeitgeber. Die Künschen Buben

drückten ihre Nasen an die Fensterscheiben, wenn er an der Reihe war, in Zürich den Zahntag im wohlbekanntem Köfferchen zu holen. Herr James hatte in seinen Jungmannsjahren in Paris die Malerei studiert; dem greisen Vater an der Seite des Bruders nun die Bürde des grossen Unternehmens abzunehmen, bedeutete Entsagung aus Pflichtgefühl.

Das alles war kaum blosser Berechnung; aber es wirkte besser als die beste psychologisch-taktische Finesse. Das Gehaben ihrer «Herren» gab ihnen in den Augen Barbaras mehr als anderen das Recht auf das Patriarchat, das sie als Fabrikherren denn auch mit allen Rechten und Pflichten ausübten. Sie betrachteten es als Patrimonial, mit dem verdienten Privileg, innerhalb ihres Reiches zum Rechten zu schauen und mit der nicht verleugneten Pflicht, auch zu einem, wenn auch bescheidenen, Wohlergehen ihrer Arbeiter beizutragen.

Die verbindliche Art, die Grüsse der Grossen und Kleinen ihres Reiches zu erwidern oder als erste den Hut vor dem Alter und vor der Frau zu ziehen, schuf den «Herren» grosses Vertrauen, das ihnen gestattete, dort von Mensch und Dingen dann Abstand zu nehmen, wo sie es für klug oder nötig fanden.

Distanz in allem zu halten, sei für Unternehmer wie Arbeiter nötig, meinte Barbara. Darum war ihr Lob auf ihre «Herren» ein echtes. Sie fand es auch für gegeben, dass diese um Dinge wie Zahntag und eigene Gewinne, um ihr Privatleben und ihr Privatvermögen Schleier zogen. Wie unvorsichtig, meinte sie, sei es von andern, die für schöne Frauen und Gelage, für öffentliche Sammlungen und Gegenstände der Wohltätigkeit weithin sichtbar und hörbar Geld ausschütteten und dabei ihre Arbeiter kurz hielten. Das müsse ja die Arbeiter unzufrieden und begehrlig machen. So dachte und sprach Mutter Barbara aus einer Weltanschauung von ehemals heraus.

#### **54 Schangs und Barbaras Sonntag.**

Im Verhältnis zur Umwelt mied Mutter Barbara möglichst jegliche Komplikationen, wie selbst sie auch von sehr einfachem, klarem Wesen war, ganz im Unterschied zu ihrem Schang, dessen Innenleben Frau und Kindern immer neue Rätsel aufgab, die bei allem Grübeln ungelöst blieben. Sich auf einige einfache Lebensgrundsätze stützend, schenkte Barbara all ihre körperliche, geistige und moralische Kraft der Familie; Vater Schang aber war in manchem an das Leben ausserhalb seiner Eigenen verhaftet; durch welche innere Interessen, konnten die Seinen nicht ergründen. Sah sich nun Barbara am Ende einer grossen Aufgabe, so zog sie sich erst in die Stille ihrer Häuslichkeit zurück; Vater Schang aber riss es mit tausend Stricken fort. Barbara trug in sich die Stille eines tiefen Sees; um Vater Schangs Seele witterte es beständig, so lange er zu Hause war.

Mutter Barbara hatte sich von jeher zum Grundsatz gemacht, mit ihren Freuden

und Leiden möglichst nicht über ihre eigene Schwelle zu gehen, auch nicht zur eigenen Mutter, nicht zu Schwestern und Verwandten. Sie lebte Sonntags in steter Besorgnis, ihr Schang könnte im Guten oder Übeln zu viel unberufene Ohren von den Seinen hören lassen. Zwei Menschen mit auseinanderklaffender Entwicklung des Gemüts - zwei Sonntage, grundverschieden gelebt und erlebt. Vater Schang trieb es immer öfter in den sonntäglichen Gottesdienst - und dann kam er zerrissener heim, als er hingegangen war. Mutter Barbara übte ihre christlichen Pflichten an den Ihren, an ihrem unruhvollen Mann, ihren muttersüchtigen Kindern, an armen, kranken Frauen der Nachbarschaft. Wenn am frühen Morgen oder abends beim Einnachten Mutter Barbara, die Hände unter der gehobenen Schürze, in ein fremdes Haus ging, wussten ihre Buben, dass dort zu so und so vielen Kindern wieder ein Kleines gekommen war. Eine gute Fleischbrühe, etwas saubere Wäsche oder auch ihre Hilfe bei der Pflege, schienen ihr nötig zu sein. Wie und wem sie geholfen, darüber verlor Barbara kein einzig Wort; aber ihr weh- und liebevolles Gesicht sagte alles.

Warum die Menschen von ihrem guten Weg gerne so viel Aufhebens machten, konnte sie nicht verstehen. War es, weil sie ihn so unsicher gingen und zu leicht vom Pfad der Tugend wichen? Barbara fand, es sei sehr einfach, den rechten Weg zu finden; die innere Stimme sei ein zuverlässiger Kompass. Barbara ging sonst kaum je in die Kirche, als zum letzten Gang allernächster Angehöriger. Sie suchte keinen Vermittler zwischen sich und Gott; sie mied in Fragen des Glaubens pfarrherrliche Kommentare, wie sie auch in bezug auf ihre mütterlichen, ehelichen und allgemein menschlichen Pflichten der Weisungen weltlicher Herren gerne entbehrte. Sie überliess Pfarrer und Gemeinderat, Lehrer und Nachtwächter ihre Hoheitsgebiete, gestattete aber auch niemandem in ihr eigenes Reich dreinzureden. Sie musste mit ihrem grossen Tagewerk die sechs Wochentage lang selber fertig werden, den Sonntag gestaltete sie nach keinem andern Pflichtenheft.

Die klare, zwingende, formlose Einfachheit ihres protestantischen Glaubens lag ihrem natürlichen Wesen und ihrer in vielem durch die äussern Umstände bestimmten Lebensart. Sie vergass dabei keines der christlichen Gebote ihren Kindern einzuprägen, ohne freilich mit ihnen kirchliche Formeln zu üben.

Barbara fronte ihrem Schang vom ersten Tag ihrer Ehe bis zu seinem letzten Atemzug in unwandelbarer Treue und Ergebenheit. Sie diente auch mit gleicher Selbstverständlichkeit ihren Kindern. Hätte sie es nicht mit dem ewig gleichen Frohmut getan, würde man sie als Sklavin der Männerfamilie bemitleidet haben. Sie hätte aber nicht gewusst, warum man mit ihr Erbarmen haben müsste. Die stete Bereitschaft für ihre Familie war der Inhalt ihres Lebens und machte die Grösse ihres Glücks aus, seitdem sie nicht mehr elf Stunden in die Fabrik gehen und auch nicht mehr zugleich noch Hausmutter sein musste.

Die Sonntage waren die kritischsten Tage in Vater Kungs undurchsichtigem

Gemüt. Im Drange, sich zu finden, verlor er sich meist bis zum Abend. Man spürte wohl, wie Schang am Sonntag Sammlung und die Ruhe der Ordnung suchte; aber wie er es tat, das verriet seine innere Unruhe.

So fing Schangs Sonntag an: Nicht weniger früh als werktags machte er seinen Rundgang durch sein Reich; mit grossem Schritt und Besenschwung kehrte er den Hof; der Holzschopf, die Kaninchenställe, der Keller, der Estrich wurden zusätzlich aufgeräumt - die jüngern Buben waren ja schon einmal darüber gegangen -, der Brunnentrog wurde gespült und gereinigt, die Kammern, in denen die Buben noch schliefen, inspiziert, und dann kam die Stube dran. Im Glaskästchen auf der Kommode wurde jedes Schälchen, jedes Väschen und all die «Genggeliwar», wurden kitschige Figürchen aus Porzellan und Steingut, auf ihre Anwesenheit geprüft und neu gruppiert. Die cholderig gewordene Roskopfuhr – die billige Volksuhr jener Zeit - zog er geduldig auf und verwahrte sie sorgsam. Der alte Prägestempel aus der jungen Meisterszeit, alte, hochgeheime Brief- und Wertsachen, mit und ohne Wert, wurden besichtigt, gekehrt, verschlossen, wieder sorgsam verwahrt und versteckt. Das Glaskästlein wurde wie eine uralte ehrwürdige Bundeslade gehütet. Wenn er das hochwertige Möbel öffnete, tat er, als gälte es, den ganzen schweren Lebenslauf nochmals zu machen, und alles wurde so bestimmt getan, als ob Schang es diesmal nun ganz sicher schaffen würde. Man konnte es ihm nachfühlen: Er trug schwer an der Vergangenheit. Und dort, wo die Rückschau ihn freute, verschloss er solche Regungen vor den Seinen.

An den Sonntagen, da Bürgerpflichten ihn riefen, ging es nicht weniger geheimnisvoll zu. Wohl sollten die Buben sehen, dass er es mit der Erfüllung dieser Aufgaben ernst nahm, dass sie ihn beschäftigten - wie aber, davon verriet er kein Wort. Seine Stimmabgabe in sachlicher und persönlicher Beziehung blieb dicht verschleiert. Nur, dass er frei und selbständig, unabhängig stimme und wähle, das mussten die Buben wissen. Dies alles hing mit seinen eigenartigen Autoritätsbegriffen zusammen. Er war niemandem Rechenschaft schuldig, am wenigsten Frau und Kindern. Es gingen viele Abstimmungen und viele Wahlen vor sich, und mehr und mehr nahmen die Arbeiter als Sozialdemokraten selbständig Stellung zu den Dingen; doch Vater Schang tat, als ob das weder die Angelegenheit der gesamten Arbeiterschaft wäre, noch irgendwie seine Familie was angehe. Derart lebten die Buben als junge Aktivbürger und als werdende Staatsbürger an ihrem Vater vorbei. Sie begegneten ihm als Mitbürger erst wieder, als sie seiner Weltanschauung mit ihrer eigenen schroff gegenüber standen.

Während Vater Schang drinnen in der Stube an seinem Leben nagte, hatte Barbara beide Hände voll zu tun, ihre Buben zu rüsten, damit man auch wusste, dass sie zu Hause eine Mutter hatten. Bis da jeder ein Hemdknöpflein, seinen Papierkragen der passenden Nummer, bis jeder von der Orgelpfeifengarnitur von Söhnen in der richtigen Reihenfolge des Abgebrauchs seine Krawatte hatte, von einem Stück Baumwolltuch neue Strumpfbänder abgerissen waren und jedes einigermassen



rechtzeitig in den Gottesdienst oder in die Kinderlehre kam, erhielt Barbara genügend Gelegenheit, ihre unerschöpfliche Geduld und ihren unversiegbaren Frohmut zu betätigen.

Drinne in der Stube lastete auf einem starken Mann die Vergangenheit, draussen aber in Küche und Kammern schaukelte ein schwaches Weiblein mit leichten Händen die Objekte des Tages.

Ihr Zweitjüngster setzte sich zu ihr auf die Herdbank, und während beide das Gemüse rüsteten, kehrten auf den frohen Gesichtszügen Barbaras die Erinnerungen an eine schwere und doch schöne Jugend zurück; sie sang die Lieder und Psalmen der Kinderlehre und des Konfirmandenunterrichts still vor sich hin und erlebte so ihren Gottesdienst.

Beim sonntäglichen Mittagessen sahen acht Augenpaare verstohlen auf das undurchdringliche Gesicht oben am Tisch. Wie würde das abends werden? Das war Mutter Barbaras und war der Kinder bange Frage. Es war wie an Föhntagen: Es konnte aufheitern oder jäh umschlagen. Stumm und allein, ohne je ein Kind oder die Mutter einzuladen, ging Vater Schang sofort nach dem Mittagessen von Hause weg. Zu seinen Kameraden, seinen Kollegen vom Kleingewerbe; dort nahm man ihm jetzt voll, und darum zog es ihn dorthin. Das hob ihn, beruhigte ihn zunächst. Dort konnte er lieb von seinen Kindern und seinem Bäbeli erzählen und war er ein angenehmer Gesellschafter. Er trank mässig, langsam, fast ängstlich. Aber der zweite, dritte Dreier änderte bis zum Abend sein ganzes Innere. Die Nachwehen des Nervenfiebers waren es — nein das giftige Getränk, meinten Mutter Barbara und die Kinder. Bis zur Nachtessenszeit senkten sich die bösen Geister auf die Sinne Schangs; wenn ihn jetzt nicht vernünftige Kollegen heim zu den Seinen brachten, verirrte er sich völlig auf seinem sonntäglichen Weg, auf seiner Suche nach Ruhe und Frieden. In den Julitagen, da jeweils an Hals und Vorderarmen die verräterischen weissen und braunen Flecken nebeneinander als Erinnerung an das schwere Jahr des Ausbruchs der unheimlichen Nervenkrankheit erschienen, wussten Küngs, dass jetzt wieder qualvolle Wochen und Monate kamen, an denen die Sonntagabende zur Hölle werden konnten.

War es ein Wintersonntag, der einem «Gastag» folgte, so blieb es um Schangs Gemüt nicht weniger schlimm bestellt, als im Hochsommer. Küng hatte in seinem Arbeitsdrang und seiner Verwendbarkeit für besondere Arbeiten noch die Pflichten eines «Gasiers» in der Fabrik übernommen. An den Abenden, da der grosse Gaskessel seinem Tiefpunkt entgegen sank, arbeitete er im Gashaus. Das Verhängnisvollste für Schang war das Auslöschen der letzten brennenden Kohlen im kalten Wasser und das Abstemmen und Auskrucken der weissglühenden, zähflüssigen Schlacken. Die Augen nicht geschützt gegen die stechende Weissglut der Schlacken und das grelle Funkenspiel der zischend ins Wasser fallenden Kohle, den Oberkörper der sengenden Hitze ausgesetzt, aus allen Poren tiefend, meisselte, stemmte, klemmte und kruckte

der Gasier Küng bis zur Erschöpfung im Ofen herum. Kam er dann vom reinigenden Bad, so mochte er mitunter wohl für den Heimweg beruhigt sein; aber bis es soweit war, zitterten Fritz oder Noldi, die ihm in die Nacht hinein Tee oder Kaffee bringen mussten, vor den wilden Augen, den jähren Launen und dem Düster dieser im Lichte verbrennenden Seele. Das Fass Teer, das Vater Küng der Schulbubengemeinschaft zu den paar Wellen Holz für das grosse Fastnachtsfeuer auf dem Tannenbergl obendrein noch zugab, ward von den Buben des Fabrikgasiers durch Angst und Zittern erkaufft.

So fingen diese gewittergeladenen Sonntagabende an: Vater Schang setzte sich in der Küche zum Tisch; Mutter Barbara beeilte sich, ihm seine Wünsche aus dem undurchdringlichen Gesicht abzulesen. Doch je schwerer das wurde, desto übungs-mässiger geschah es. Gerade das aber konnte Vater Schang in diesem Zustand nicht ertragen; es war indes ebenso fraglich, ob er irgendeine sorgende Frage der Buben oder irgendeine besondere Aufmerksamkeit ertragen hätte. Im ersten besten harmlosen Umstand fand er den Grund, um auf gleich welches zufällig oder pflichtgemäss anwesende Glied seiner ihm ergebenen Familie einen Giftguss seines getrüben Gemütes zu schütten. Im Dunkel der Küche machte sich Hans, der älteste, etwas zu schaffen, um zugegen zu sein, wenn es ernster und er nötig wurde. Derweil liess sich Vater Schang von seiner Frau bedienen. Sie hatte geduldig auszuharren, bis der Blitz einschlug. Wehe ihr, wenn sie sich dieser Pflicht jetzt entzogen hätte! Wehe auch dem Buben oder der Tochter, die zufällig später heimkamen als der Vater! Es war schwer, dem Zusammenstoss durch eine stille, heimliche Flucht in die Schlafkammer auszuweichen. Während unten das Wetterleuchten begann, spitzten die Buben im Bett die Ohren und erwarteten mit angstvoll klopfendem Herzen und angehaltenem Atem den jähren Ausbruch der düstern Gedanken des unglücklichen Mannes.

Am ehesten verstand Noldi seinen Vater. Wenn es dem nun nicht gelang, ihn aufzuheitern, wer sollte es dann noch wagen? Die beiden hatten ihre eigenen Beziehungen, und Vater Schang hielt ganz besonders viel auf seinem Drittlüngsten. Noldis Musikalität, seine Meisterschaft im Mundharmonikaspiel und im Streichen der Akkordzither, verlockte den Vater oft, mit ihm in Zeiten guter Laune zusammenzuspielen. Wenn ein Verein, die Fabrikkrankenkasse, der Frauenverein, ein Damenkränzlein, seine Jass- oder Jahrgängerkameraden, oder gar die Hansen von Oberlangendorf ihren Familienabend hatten, spielten die beiden zum Tanze auf. Noldi ging am raschesten auf die musikalischen und andern Launen seines Vaters ein. Solange noch nicht der zweite Dreier wirkte, war es ein angenehmes, diszipliniertes Zusammenspiel, an dessen Rasse alle ihre Freude hatten. Etwas schwieriger wurde es, wenn Vater Schang die Dinge grösser sah, als sie waren. Dann konnte sein durchschnittliches Können mit seinem übergrossen Temperament etwas kollidieren. Er machte sich selber und die zweifellos gute musikalische Begabung seines Buben wichtiger, als manchem erträglich erschien. Selbst Noldi konnte es Vater Schangs übersetztem Geltungswillen nicht immer recht machen: «Es-c-g-b-d-as» schrie der

Geiger den Zitherspieler an - und der Geigenbogen klopfte etwa auf den über die Manuale gebeugten Kopf des Knaben. «Es-c-g-b-d-as», das hätte einen schauerhaften Missklang gegeben; doch wer von den Anwesenden, ausser dem Lehrer, wusste etwas von Harmonielehre!

Vater Schang kam sich und einigen andern jedenfalls jetzt viel wichtiger vor, und die Kunst, die er mehr temperamentsmässig, als technisch einmalig meisterte, stieg um einige Schweregrade. Noldi versteckte das schamrote Gesicht, indem er dieses tief auf die Manuale des Instrumentes drückte und zwischen die Lippen eine Mundharmonika schob, um gleichzeitig zwei Instrumente zu spielen. Das freilich war in der Art, in welcher er musizierte, eine Kunst, die ihm kaum einer nachmachte. Vater Schangs Stolz war befriedigt. Seine strenge Erziehungsmethode war damit auch gerechtfertigt. Wohl raunte ihm etwa ein guter Kollege ins Ohr, wenn der Kapellmeister seinen Geigenbogen, statt auf den Saiten, auf des Bubens Kopf tanzen liess: «Schang, du bischt doch e rechts Chalb» - aber schliesslich fühlten alle doch, dass da eben auch ein stark unterdrücktes Geltungsbewusstsein etwas unglückliche Ausdrucksformen suchte. Da Noldi auf Zähne und Mulgigeliblech biss, ohne die Haltung zu verlieren, so ging darunter die Harmonie weder der Instrumente, noch der beiden Herzen verloren.

Sie waren und blieben gute Kameraden, der Vater Schang und sein Drittgänger. Wenn die beiden spielten, war es, als griffen ihre Hände gierig nach dem Glück dieser Eintracht, um es festzuhalten und zu schützen vor den Rückfällen der Stimmungen der gequälten Seele. Immer deutlicher kam Noldi zum Bewusstsein, dass sein Vater in solchen Momenten sich selbst, so wie er einst war, suchte. Es war ein schmaler Steg, auf dem er in leichtem Angeheitertsein, oder auch bei völlig nüchternen Sinnen, den Weg zum innern Frieden abtastete. Meist kam er nicht ans rettende Ufer.

Barbara ahnte nicht, dass eigentlich auf allen ein Stück Verantwortung an diesem unheimlichen Dauerzustand lastete: Sie alle hatten den Mut nicht, dem Vater die Frage der ärztlichen Behandlung vorzuschlagen. Es wäre wohl eine schwere Aufgabe gewesen, mit ihm, dem strengen Kassier der Fabrikkrankenkasse, darüber zu reden. Aber es war auch nicht leichter, die Folgen dieser Krankheit zu ertragen.

Wenn es Noldis Zureden oder dem inständigen Bitten des herzensguten Hans gelang, den Vater zu neutralisieren, wenn Mutter Barbara sich überwinden konnte und ganz nur ihr mitleidiges Herz spielen liess, wenn sie durch nichts verriet, wie dieser Kampf um einen einzigen freundlichen Blick ihres Gatten sie mit den Jahren ermüdete, wenn die beiden Jüngsten oder der immer frohgelaunte Ernst mit seinen Spässen einsetzten - wenn es also den vereinten Kräften gelang, ihrem Vater auch nur eine leichte Aufheiterung seines Gemütes oder gar ein kleines Lächeln, ein liebes Wort abzukämpfen, dann, ja dann waren sie überglücklich und scharten sich um ihren Vater wie um einen zurückgekehrten Verschollenen. Es kroch das letzte der zitternden Kinder unter der Bettdecke hervor und stieg in Hose und Hemd in die Küche hinunter, um hier

auf dem kalten Boden barfuss dem Wunder zu huldigen, den echten, lieben, guten, heitern Vater und das Glück um ihn herum mitzuerleben. Dann konnte es wohl vorkommen, dass Hans in überschäumender Freude die Geige hervorholte und dem Vater zurief: «Vater, chömed, mer wand no eine mache, eine vom ‚Bernete Hoger‘..»

Vielleicht war es das Stichwort, auf das Vater Schang einging, weil es die Bilder der schönen Tage der jungen Familie droben in Blattenbach weckte?

Gott Lob und Dank - es gelang! In Erinnerung an diese schönen Stunden fidelte dann Vater Schang einen nach dem andern herunter von diesen volkstümlichen Tänzen, die heute wieder gute Mode werden. Der Nachtwächter Buchmann musste ein Auge zudrücken - und er tat es auch.

Bot Barbara Ruhe, spürte man ihr den Kummer an, es könnte das letzte Mal gewesen sein, dass sich alle in diesem Frohmut gefunden. Die Buben tuschelten noch unter der Bettdecke hervor: «Hüt hämer Glück gha; ich hän scho gmeint, es gäb s'grösst Unglück, wo-n-es ase lang eso uheimli ruehig gsy ischt.» – «I han immer müesse-n-ufts Messer luege»; — «und ich han halt en Angscht usgschtande um d'Muetter!» Dagegen wandte Noldi ganz bestimmt ein: «Ja, was nüd gar! Ich hä's gseh, dass es guet usehunnt. Händ er nüd g'achtet, wie-n-er bim Fleisch chöie immer gm, gm, gm gmacht hät? Dann ischt nüt z'fürche, dänn werchet er s'Gift dure.»

Darauf der Hans: «Händ er ghört wie-n-er de ‚Winterthurer‘ fürig abegrise hät?» — «Ja, und de ‚Güntisberger!« Der Fritzli dann: «Ja – das ischt schön gsy -- warum isch es au nüd all Sunntig eso?» Er kroch unter die Decke, um das harte Schluchzen zu verbergen. Stöhnend wälzten sich die Buben im Bett herum – wilde Angstträume belasteten ihren Schlaf.

## **55 Die Jungen werden flügge.**

Schang und Barbaras Buben und auch die Lydia blieben auf dem Weg aufwärts, den ihnen der Vater durch sein unermüdliches Schaffen pfadete, nicht zurück; wo etwa eines lau oder missmutig werden wollte, klang Mutter heiteres Wort und froher Sinn wie lüpfige, erfrischende Marschmusik einer müden Truppe voraus. Keines wollte dann vor dem andern zurückbleiben. Die grössern nicht in der Fabrik, die jüngern nicht in der Schule. Die drei älteren Buben hatten ja wohl noch lange an der ungenügenden Ausbildung in der Repetierschule zu kratzen, doch machten sie diesen Mangel durch eigenes Hinzulernen, durch einen vom Vater ererbten zähen Fleiss wett.

Als man Hans als den ältesten aufs Büro nahm, empfand er eine neue Verpflichtung: Sich als alter Esel noch neben die kaufmännischen Lehrlinge zu setzen und allem Spott seines gestrengen Fremdsprachlehrers zum Trotz noch mit den Jungen zu konkurrieren. Es gab eine Zeit, da die innere Bereitschaft für den Dienst an einem

Unternehmen noch mehr galt, als der beste kaufmännische Lehrbrief. Das war damals, da noch nicht fabrikfremde Direktoren ohne Tradition mit dem Rechenschieber die Werte massen und noch nicht der anonyme Aktienbesitz das Verhältnis von Arbeiter und Unternehmer entseelte.

So wie Hans Wächter und Mehrer des Gutes seiner Herren war, so glaubte er, zu Hause gegenüber der Mutter, der Schwester und den unerwachsenen Brüdern verpflichtet zu sein, damit sie rechtzeitig nützen können, was den vier ältern Kindern versagt blieb: eine Berufslehre. - So lange auch seine Mutter unter den seelischen Störungen des Vaters zu leiden hatte, wollte er ihr getreuer Ekkehard sein und ledig bleiben. Es war kein Leichtes, zu den Entsagungen eines heiteren, geselligen Naturells noch den besondern Zorn des Vaters auf sich zu laden, der keine Intervention für seine Frau duldete, erst recht nicht, wenn er seine düstern Stunden hatte. Nicht minder gewagt war es von Hans, sich vor dem selbstbewussten Schlosser Küng den Anschein zu geben, er mache jetzt als «einer von denen vom Büro» gemeinsame Sache mit dem «Meister über alles», dem Herrn Graf.

Hans nahm alle Missdeutungen seiner allerbesten Absichten auf sich und half Gefahren und Widerstände, die sich dem Vater entgegenstellten, beseitigen. Er war den Brüdern Vater dort, wo sich kein väterlich Wort zur rechten Zeit der gequälten Brust Schang Küngs entringen konnte.

Hans war auch Hüter der Ehre der Schwester. Bei ihrer Zartheit befürchtete er, könnte es jeder, der sich an sie heranmachte, auf Wilderei abgesehen haben. Schon hatten die drei ältesten Brüder für einen jungen Schlossermeister, dem Vater Schang wohlgewogen war, eine Tracht Prügel bereit – als sich der bei Küngens tapfer vorstellte und seine ehrlichen Absichten beteuerte. Bald zahlte der junge Mann den Burschen vom Oberdorf den «Anstand» und ging Lydia an seinem Arm zum Altar. Es war nicht die kleinste Sorge Mutter Barbaras, von der ein gütig Geschick und ein lieber, achtbarer und strebsamer Handwerker sie befreite. Lydias feste Grundsätze und ihr kurz angebundenes Wesen stiessen ja mit der ähnlichen, eckigen Art des Vaters zu oft zusammen. Durch seinen Schwiegersohn söhnte Küng sich mit seiner Tochter allmählich aus, und der Groll darüber, dass diese nicht gross und stark und schön gewachsen war, wie einst sein Bäbeli, verlor selbst in seinen Augen jeden Sinn. Der Tochter gesunde, kräftige Kinder gewannen Vater Schang von einer Seite, von der man ihm am sichersten bekam: beim Grossvaterstolz. An den Enkelkindern und seinem Schwiegersohn machte Vater Schang manches gut, was sein verletzter Geltungswille am Verhältnis zu seiner liebebedürftigen Tochter verdorben hatte.

Lydia spürte wohl, wie ihr Vater in seinem Schuldbewusstsein diesen Umweg über die Kinder und ihren Mann und Schlossermeister suchte, um seinen Stolz, seine Freude und seine im stillen doch starke Liebe zu seinem ersten Kinde zu zeigen. Lydia

konnte ihren Vater um so eher verstehen und ihm umso leichter verzeihen, als sie selber von seiner herben, verschlossenen Art und doch voll starker, stiller Opferfähigkeit war.

Berthold, ein fester, unbeugsamer Charakter, mit der Neigung zu gut überlegten Konsequenzen, musste mehr und mehr mit dem Vater zusammenstossen, weil der keine andere Logik, keine anderen Schlussfolgerungen anerkannte, als seine eigenen. Auf Vaters Gemütsskala fielen einige heitern Werte aus; bei Bertel fehlten zwar nicht so viele, aber doch die Fähigkeit des Vergessens und Verzeihens. Das Verhältnis zum Vater war gelegentlich so gespannt, dass Berthold die besten Gemütswerte vor ihm aus Stolz und Trotz verdeckte. So entwickelte sich in seiner Einstellung zur Umwelt eine Kompromisslosigkeit, die man als jugendliche Trotzeinstellung gegenüber der Autorität des Vaters, als Produkt eines scharfen Intellekts, einer ausgeprägten Charakterfestigkeit und als das Erbe einiger seiner hartköpfigen Vorfahren ansprechen musste.

Dadurch, dass diesem intelligentesten der Künigschen Buben der Weg in die Sekundarschule und zu einem geeigneten Berufe versperrt blieb, entwickelte sich in ihm ein sozialer Komplex. Der «Mägerlimucki», wie ihn der Vater etwa höhnte, wusste doch wohl, warum er magerer war als andere Buben. Die Schuld im väterlichen Verhalten und die gesellschaftliche Schuld, die seinen Vater und dessen Familie selber so lange gedrückt, blieben ihm nicht verborgen.

Er war sich auch dessen bewusst, dass die Arbeiter seiner Umgebung, die Weber und Spinner der Biederschen Fabrik und der Langendorfer Betriebe nicht so weit waren, sich als Reflex der ungenügenden sozialen Verhältnisse zu betrachten und sich als Produkt dieses gesenkten Milieus zu fragen, ob sie Ursache hätten, mit sich, mit dem Ergebnis dieser Umstände und sozialen Zustände zufrieden zu sein. Er für sich, Berthold, konnte mit seines Vaters Sohn und dem Kinde dieser Zeit: mit sich selbst – nicht zufrieden sein. Darauf hatte ihn das verächtliche «Mägerlimucki» des Vaters, hatten ihn der Lehrer Salomon Meyer und der Pfarrer gestossen. Sie alle hatten die revoltierende Ader Bertholds erfüllt, und es hatte sie gereizt, ihm gelegentlich den Puls zu greifen. Der pochte wild und rebellisch. Proletarierstolz flammte auf, wenn das Selbstbewusstsein Bertholds verletzt wurde; das Weh proletarischen Mitempfindens mit seinesgleichen krampfte sein Inneres zusammen, wo er Leid und Unrecht sah. Und so passte er — das empfand er mit Bitterkeit — nicht in diese Umgebung von Blinden, Lahmen und Einsichtslosen. Am meisten litt er am eigenen Vater. Er ging darum von Hause weg und der neuen Zeit entgegen. Wieder ein Oberländer Zugvogel, der ins Rheinland zog und von Crefeld als gewester Seidenweber zurückkam: Mit sozialistischen Ideen, ausgereift in der Hitze stärkerer, sozialer und politischer Gegensätze, geweiht im grossen Erleben eines urchig demokratisch fühlenden Zürcher Oberländers, inmitten der lebhaften rheinländischen Gewerkschafts- und politischen

Arbeiterbewegung. Mit dem erhebenden Bekenntnis in der Brust und dem stolzen Wort auf der Zunge: «Ich bin Sozialist!» kehrte er in die Heimat zurück. Es war anfangs dieses Jahrhunderts, da die mechanische Seidenweberei des Zürcher Oberlandes die letzte Blütezeit durchmachte.

Der Groll, den Berthold mit sich in die Fremde genommen, die Niedergeschlagenheit, den Hasskomplex, hatte er aus sich herausgearbeitet: Frei und offen, heiter und mutig, doch seiner Art nach ohne Überschwang und ohne lautes Tun, übernahm er die Pflichten seines Bekenntnisses auf sich. Mit dem roten Schuhmacher Heinrich Krauer, einem bärtigen Philosophen, der seine sozialpolitische Bücherei lieber hatte als Ahle und Pechdraht, wälzte er dogmatische Probleme. Und von daher bekam er die Sicherheit, vor der Öffentlichkeit für die sozialistischen Forderungen einzustehen. Er war der erste, der aus den grossen Sippen der Künigen und Bohli hinter sich schaute, wo so viele zurückblieben. Er war der erste, der dieser ganzen grossen Schar Notgeborener die rote Fahne vorantrug und ihr den Weg wies, von dem er beteuerte, dass er zur Gerechtigkeit, zur Liebe, zum Glück führe.

Berthold wusste, was er sich damit abschnitt: Die Karriere vom Weber zum Meister. Und doch wurde ihm zwischendurch in einer Seidenweberei eine solche Stelle angeboten: seine Grundsätze aber, seine Weigerung, den Druck nach unten weiterzugeben, der von oben durch die Hierarchie einer modernen Fabrik nach unten fortgepflanzt wird, liessen ihn bald wieder verzichten. Als Schlichter kehrte er zurück an die Seite jener Spinner und Weber, mit denen er in Bieders Fabrik aufgewachsen war. Den stillen, ernsthaften, mutigen und zuverlässigen jungen Mann hob das Vertrauen der Langendorfer Arbeiterschaft in wichtige Gemeindebehörden, wo er den Armen Anwalt sein und für die Sache und die Partei, die er vertrat, Ehre einlegen konnte.

Sein nächstjüngerer Bruder Ernst, der Chnolebei, hob den Kopf. Freilich nicht in den Äther einer anderen sozialen Zukunft; Chnolebei war ganz anderer Art. Der fasste jeden Tag am Schopf, um in seinen launigen Krausen zu wühlen. Ernst hatte von Mutter Barbara das Unproblematische der Weltbetrachtung und den köstlichen Humor einer, trotz Spinnereistaub und Öl und Dreck und Lärm und Zank, unverwüstlichen, seelischen und körperlichen Unbeschwertheit. Sein Frohsinn durchdrang die dämpfige, muffige Fabrikatmosphäre, seine frohe Lebensbejahung liess selbst keinen Zusammenstoss mit der hypochondrischen Art seines komplizierten Vaters zu. Im Männerchor, im Militärdienst, in der Feuerwehr wusste er Frohmüt und Arbeitsmut so köstlich zu vereinigen, dass er als eigentlicher Stimmungsmacher nicht nur geschätzt, sondern allseitig geliebt war.

Nun, als Spinner, so schien es Ernst, sei ihm bei Bieders der Weg ins obere, wohnlichere Stockwerk des sozialen Gebäudes verrammelt, da hier keine Aussichten auf Meisterstellen winkten.

Hoffnungsvoll zog er als blutjunger Ehemann mit Weib und Buben in die Fremde;

freilich nicht über anderthalb Stunden weit weg von Langendorf. Je zwei Familien bewohnten im Fabrikkosthaus eine Wohnung, hatten dieselbe Küche und Stube. Dazu blieben keine andern Unterhaltungsgelegenheiten als der abendliche Jass oder die dürren Buchenäste und die Beeren im Kempfer Wald. -- Nein, das behagte Ernst nicht, war primitiver, als er's aushielt. Zu Barbaras Freude kehrte er aus der kalten, fremden Fremde wieder heim. Er war zwar nie ein Nesthock und kein Muttertitti gewesen, aber so ab und zu einen Blick in Mutters Augen, ins habliche, eigene Hüttli, in den grossen, reichen Garten, auf die herrlichen Blumen zu werfen, mit schelmischem Blick zwei spitze Finger in Mutters Küchenkasten, Teller und Pfannen zu stecken und Bäbeli mit übermütigem Zuruf zu necken, das war ihm Bedürfnis. Denn da strahlte sein heiter Lachen mit dem vom Weh gefurchten und doch immer noch so frohen Antlitz seiner Mutter in einem einzigen heiteren Ja zusammen: Dieses Leben ist schön!

Ernst litt nicht an seinem Beruf, nicht an seiner proletarischen Familie, nicht am Elend seiner Klasse; er war immer der heitere Buchfink gewesen in Küngens Gemeinschaft und blieb es, wo er unter Menschen kam. Seine Selbstverständlichkeit, da zu sein, machten ihn zum Freunde der Herren und Knechte. Die Lösung des sozialen Problems trug jeder – so meinte er in seinen Knochen, Muskeln und Gehirnbahnen, vor allem aber im Gemüt.

Nur einmal ergrimnte er mächtig und legte seinem angstvoll erregten, zweitjüngsten Bruder ein Gelübde ab, das den tief ergriff. Als beim Albisrieder Streik sein Bataillon aufgeboten wurde, und er in den Pferdestallungen der Kaserne das Grauen vorausspürte, gegen die Arbeiter mit Bajonett und Gewehr marschieren zu müssen. Da wälzten sich die lastenden sozialen Fragen, die er in seinem harmlosen Übermut nicht sehen wollte, auf seine Seele; da drückte er Fritz seine schwielige, ölige Spinnerhand: «Du, ich tu es nicht, ich schiesse nicht; es sind meine Brüder.» Jetzt war er nicht mehr der unverwüstlich-heitere Chnolebei, jetzt war er der Ernst Küng, dem zutiefst innen die sorgende, bangende Liebe zu seinem Volk, seinem Blut, die Erkenntnis des Schicksals seiner Klasse sass. Wie jedem seiner Brüder. Jeder ein Sohn der Feinweberin Barbara.

Noldis letzte Schuljahre fielen schon in die Zeit nach der Annahme des neuen Schulgesetzes, das die vollen acht Schuljahre an Stelle der Wahl zwischen Sekundarschule oder drei Jahren Repetierschule brachte. Nun stellte sich beim Drittgüngsten die Frage: Sekundarschule oder siebente und achte Volksschulklasse. Er war Vater Schangs heimlicher Stolz, und der entschied, dass Noldi Mechaniker werden müsse. Vater Schang wollte nicht alle seine Buben in die Spinnerei geben. Noch nagte am Schlosser Küng der Schmerz um seinen eigenen Abstieg vom Meister zum Fabrikarbeiter.

Fabriklerkindern aber stand damals, trotz allem liberalen Tun der Offiziellen, viel Vorurteil auf ihrem Weg zu gesellschaftlicher Geltung entgegen. Die erste beste



Differenz, die der Fabriklerbub Noldi mit Pfarrer Leu hatte, wurde von diesem dahin kommentiert, er könne nicht verstehen, wie Noldi als Fabriklerkind in die Sekundarschule gekommen sei; die siebente und achte Klasse hätten doch auch genügt. Es kochte in Noldi, und zu Hause wurde der Vorfall erzählt. Noch führte damals Lydia das häusliche Regiment. Sie schrieb dem Herrn Pfarrer einen saftigen Brief, so saftig, dass er die streitbare Glaubensgenossin stante pede selber aufsuchte. Die Auseinandersetzung mochte dem hochgewachsenen, weissbärtigen, selbstbewussten Pfarrherrn, der in seinen mächtig gesetzten Schritt die ganze schwere Bedeutung seines Amtes und seines Ansehens legte, erst auch gar zu leicht vorkommen, als er die zwei Stufen abwärts gehend, durch die niedere Türe sich bückend, in Küngs Stube eintrat und vor sich die kleine Lydia sah. Er beharrte als Vertreter alter, manchesterlicher Ideen, als freisinniger Pfarrer, der auch politisch und sozial ganz partei- und klassenmässig ausgerichtet war, auf seinem Standpunkt: Fabriklerbuben gehören in die siebente und achte Klasse; die Fabrikherren brauchen Aufstecker, Ansetzer, Spinner, Schlichter und Weber.

Damit aber traf er Lydia selber an einer noch nicht vernarbten, wunden Stelle. «So, nur Fabriklerbuben, immer wieder nur Fabrikler!» schrie sie auf. Vom Vater hatte sie, die kleine, zarte Lydia, das Kuraschi. Bolzgrad stellte sie sich vor den hohen und gross gewachsenen Herrn hin; sie wuchs in ihrem Zorn fast über den mittlern Knopf der weissen Weste des Pfarrers hinaus und erzählte ihm nun auch ihrerseits was: Von Arbeiterstolz, von Gleichberechtigung, von richtig verstandener Seelsorge und so. Und dass sie, die Lydia, selber in Wald in die Sekundarschule gegangen sei, auch unter diesem Vorurteil habe absacken und in die Fabrik gehen müssen. Dass ferner ihr Pfarrer, der Herr Milt, nie so geredet hätte, weshalb sie ihn auch hoch in Ehren halte. Die Photographie ihres Pfarrers, «eines richtigen Pfarrers», hielt sie dem verdutzten Seelsorger so weit unter die Nase, als die beträchtliche Höhendifferenz es eben zuliess. Es müsse jetzt einmal aufhören, von Küngs verächtlich als nur von Fabriklern zu reden; sie wollen aufwärts und verlangen die Anerkennung, die ihnen nach ihrem Können zukomme. Als Kosthüsler lassen sie sich erst recht nicht mehr betupfen; sie hätten lange genug darunter gelitten und, um aus dem Kosthaus heraus zukommen, gekämpft und gekrampft. Der Noldeli werde seinen Weg mit oder ohne Pfarrer Leu machen. So würde übrigens Pfarrer Deuber von der Freien Kirche nie gehandelt haben. Derart treibe man die stolzen Arbeiter aus der Landeskirche.

Pfarrer Leus mächtiger, schön gepflegter Vollbart knickte ein unter dem sich senkenden, schön gebauten Haupt auf der Brust, welcher ein stattlicher Bauch als solide Unterlage diente. Die Miene des gescheiten Mannes verriet, dass er verstanden hatte und dieser ehrlichen Entrüstung gegenüber nicht eigenwillig bleiben wollte. Geruhsam strich er den schönen Bart. Der hohe Herr war vernünftig und auch gewandt genug, das Blatt ohne Geräusch zu wenden. Gönnerhaft klopfte er der kleinen Lydia Küng, die er bisher in solcher Grösse noch nicht gekannt, auf die Achseln und ging auf

die Forderung nach bürgerlicher Gleichberechtigung ein. Der Appell an den Liberalismus des Kanzelgewaltigen war nicht umsonst getan. Lydia ihrerseits fand sich zurück in die Stellung der einfachen Kirchgenossin; die zwei ungleichen Grössen schieden ausgesöhnt, beide mit einer neuen, besseren Meinung vom andern.

Die Lehren von Lydias Bürger- und Bibelstunde hielten für alle drei kleinen Küngen bei ihrem Pfarrer an. Sintemalen auch Mutter Barbara in letzter Minute nach Fabrikschluss noch zu diesem Examen gekommen war, und mit ihrem lieben, offenen, heiteren Gesicht, ein paar netten, guten Worten, das Vergessen erleichtert, dem Herrn Pfarrer vom Geist der Familie Küng noch ein ander Lichtlein aufgesteckt hatte. – Es wuchs in dieser Zeit eine Generation von Arbeitern, Bauern und Handwerkern heran, die den Mut hatte, freier zu reden.

# VIERTER TEIL / DIE ERNTE ALLEN

## DAS HEIM IN BLUMEN

### 56 Neue Maschinen - neues Denken.

Drei Schlüssel hatten den drei jüngern Künigen die Tore der Welt geöffnet, und es war nun ihre eigene Sache, hindurchzuschreiten oder aber im engen Tal der Spinnerei Felsengrund zu bleiben und sich an die dortige Fabrik zu binden.

Diese drei Schlüssel, das waren die besseren Bildungsmöglichkeiten für Arbeiterkinder, das grosse Opfer der Eltern Künig und der älteren Brüder für die drei jüngsten Buben und grosse, betriebstechnische Umstellungen in der oberländischen Baumwollspinnerei am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die englische Konkurrenz, besonders in der Feinspinnerei, die Schutzzollpolitik der Grossstaaten, Kriege und Krisen hatten schon oft technische Verbesserungen und Anpassungen an den veränderten Markt verlangt.

All diese Momente und die Möglichkeiten einer bessern Ausnützung der Wasserkräfte durch die Francis Turbine und durch elektrischen Einzelantrieb gaben Anlass zur Ersetzung vieler Selfaktoren durch die Ringspinnmaschine.

Der Selfaktor (Selbstspinner) hatte sich hier, im Gegensatz zu England, erst in den fünfziger Jahren und nur in wenig Spinnereien durchgesetzt; die meisten blieben beim Halbselfaktor als Übergang von der alten Spinnmaschine zum Selbstspinner. In den achtziger Jahren aber wurde dann der halbautomatische Wagenspinner durch den vollautomatischen Selfaktor verdrängt, bis auf einige wenige Fabriken <sup>[26]</sup>.

Die guten Selfaktorspinner waren rarer geworden; die besser entlöhnende Seidenweberei und die Maschinenindustrie entzogen den Spinnereien die Männer. Die Lohnerhöhungen, die in den Spinnereien von 1900 bis 1912 etwa 30 Prozent, in den Webereien rund 20 Prozent ausmachten, konnten dem Mangel an Arbeitskräften nicht genügend steuern.

Für die Vorwerke der Spinnereien nun sowie als Aufstecker und Ansetzer, aber auch als Weber, zogen die Textilfabrikanten Arbeiter aus wirtschaftlich, sozial und kulturell rückständigen Kantonen heran und errichteten für junge Arbeiterinnen aus den Bergkantonen, aus Oberitalien und dem Tirol katholische Mädchenheime, um sich so billigere und wohl auch willigere Arbeitskräfte zu sichern und sie durch Verträge für eine längere Zeit zu binden. Zugleich errichteten auch schweizerische Textilfirmen in Italien grosse Zweiggeschäfte. 1890 schon liefen dort eine halbe Million Spindeln in schweizerischen Fabriken, gegen 1,7 Millionen im eigenen Lande.

Mit Ausnahme der Jahre 1889/1890 und 1895 hatte die oberländische

Baumwollweberei und -spinnerei im letzten Jahrzehnt des ablaufenden Jahrhunderts schlechte Zeiten gehabt. Es fehlte den Mousselinegeweben an Absatz, und die Mode begünstigte die Stickerei nicht, auf die sich die Oberländer Textilindustrie in der Fabrikation der Stickböden eingestellt hatte. Das änderte nun aber, als um die Jahrhundertwende, da in einem Anfall der Konjunktur und des Wohllebens, von der neuen Mode angetrieben, die Stickerei einen starken Aufschwung nahm und die Mousselinegewebe gesucht waren; die Schifflistickerei frass Unmengen von Mousseline,

Um nicht den notwendigen Nachwuchs mindestens für die Selfaktorspinnerei, die Schlichter und die Webmeister zu verlieren, mussten die Baumwollindustriellen auch aus diesem Grunde in der Lohnfrage ein Gleich tun.

Nun tobte innerhalb des schweizerischen Textilunternehmertums recht eigentlich ein Kampf zwischen den Spinnern, Webern und Zwirnern einerseits und den mächtigen Stickfabrikanten auf der andern Seite um die Frage der zollfreien Einfuhr ausländischer Stickböden oder um den Schutz des einheimischen Spinn-, Zwirn- und Webproduktes. Die Spinn-, Web- und Zwirnerzeugnisse erfuhren einen leichten Zollschutz.

Noch waren es keine Arbeitervereine, keine Gewerkschaften, keine geschlossenen Industrieverbände, welche die Zürcher Oberländer Textilfabrikanten veranlasst hätten, mit der Zeit zu gehen. Diese selber mussten, wenn sie ihrer Arbeiterstammpolitik nicht untreu werden und die Grundlagen der Erhaltung ihrer Betriebe nicht selber untergraben wollten, auf die Stimme der Zeit hören. Sie liefen sonst Gefahr, dass ihre Kosthäuser sich entleerten und ihre Fabriken sich entvölkerten, der alte Stamm grosser Fabriklerfamilien zerfiel, wo bisher Väter, Mütter, Söhne und Töchter und nach ihnen wieder die Kindeskinde in den Fabriken des Ortes, meist alle in demselben Unternehmen, beschäftigt waren. Diese Gefahr sahen die Herren Bieder & Söhne rechtzeitig kommen und sie trugen ihr Rechnung.

Zu ihren unentbehrlichen Arbeitern hielten sie Sorge. Die Spinnerei selber aber richteten sie aufs modernste ein. Dabei wurde ein Teil der Arbeiter überflüssig, als Ringspinnmaschinen, Trosseln, nun die Selfaktoren ersetzten; so wie bei Bieders, auch an der Hälfte der Spinnereien am Millionenbach. Arbeiterinnen nahmen die Plätze der alten Spinner ein. Ernst war es dabei nicht geheuer. Würde es auch ihn litzen?

Da war er nun seit Jahr und Tag Spinner bei den Herren Bieder gewesen, und er durfte wohl sagen, der Beste im Betrieb. Was aber würde aus ihm nach dieser technischen Umstellung auf die Arbeiterin? Das quälte ihn und plagte Vater Schang, machte aber auch Hans Sorge.

Derweil half der Spinner Ernst Küng den fremden Monteuren bei der Montage der neuen Maschinen, die ihn überflüssig machen konnten. Seinem Lebensprinzip entsprechend, sich stets zu rühren und frisch zuzupacken, studierte er Mechanik, zeichnete auf dem Reissbrett Maschinenteile und Maschinen, büffelte als simpler alter

Repetierschüler wie ein Technikumsabiturient. Mit den englischen Monteuren hatte er sich bald so gut zu stellen gewusst, dass sie ihn in die letzten Geheimnisse der neuen Maschinen einweihten.

Als die Trosseln montiert waren und in Betrieb gesetzt werden sollten, rief man Ernst aufs Büro. Das Herz klopfte ihm in der Brust, als er durch die Verbindungslaube zwischen Spinnerei und Kontor schritt. Was war's? Die Herren Bieder hielten eine feierliche Ansprache und — promovierten den Spinner Ernst Küng zum Obermeister über die ganze neueingerichtete Spinnerei.

In dem Moment also, da Ernst befürchtet hatte, die Treppe hinunterzustürzen, flog er über die Köpfe der älteren Meister hinauf auf den ersten Platz. Das war einer der Glücksfälle des sozialen Lebens, einer der Ausnahmefälle des Aufstieges von Proleten, blieb aber im allgemeinen Bild der Entwicklung der Sippen Bohli und Küng. Am Erfolg hatte Ernst Küng sicher seinen eigenen, redlichen Anteil.

Die Fabrikanten selber hatten besseren Schulen gerufen; die bessere Schulbildung aber machte die neue Generation Arbeiterbuben freier, unabhängiger von ihren Herren, den Brotgebern ihrer Väter. Der Ring, der frühere Generationen an den Ort, an die eine Fabrik und ihr Kosthaus gebunden hatte, war gesprengt. Es gab Unternehmer, die sich würdevoll und menschlich nett ins Neue fügten; es gab auch andere, die glaubten, sich stur und steif dieser Entwicklung entgegenstemmen und mit der Förderung des Sektenwesens ihre Arbeiter vom Weg der neuen geistigen Entwicklung ablenken zu können.

Die Herren Bieder fanden sich mit dem ab, was nun einmal Zeitlauf war, ja sie empfanden sichtlich Freude darob, dass die drei jüngsten Küngen die Nase etwas höher trugen, als ihre älteren Brüder und etwas weiter hinauf als in den fünften Stock der Spinnerei wollten.

Noldi ging nach seiner Mechanikerlehre frisch fröhlich in die Fremde, kam nach seinen Wanderjahren als fertiger Gewerkschafter mit antimilitaristischen und halbanarchistischen Ideen im jungen Brausekopf aus Deutschland und Frankreich zurück und stürzte sich mit vollem Temperament und jugendlichem Idealismus ins hochpulsierende Leben einer jungen Arbeiterbewegung. Die hatte damals ihre Knabenjahre, Dienstverweigerung und direkte Aktion waren die stärksten Akzente der Bewegung, der Noldi seinen Glauben schenkte und seine jungen Kräfte lieh. An der Hand Bertholds, des erfahrenen Gewerkschafters und klarköpfigen Politikers, wurde er dann verständiger.

Für Fritz, den Zweitjüngsten, hatte Vater Küng im Verein mit dem Sekundarlehrer erst eine Stelle bei der Volksbank in Aussicht genommen. Zum Zahlenbeigen und für Zinsrechnungen empfand der aber nicht das kleinste bisschen Liebe. Feinmechaniker möchte er werden, bat er; das «Chlütteren» habe ihm doch immer so gefallen. Vater

Küngs Stolz auf die guten Zeugnisse seines Paradebuben wollte aber höher hinaus mit dem heiteren, lebhaften Knirps. Ohne ihn selber zu fragen, steckte man ihn in eine Mittelschule, weitab von Langendorf, wo er vier Jahre lang mit dem Heimweh nach seiner Mutter und nach dem Ort seiner Jugend zu kämpfen hatte. All denen, die glaubten, sie hätten es mit ihm doch so gut gemeint, bewies er durch sein weltverlorenes Tun, dass die Sechser im Zeugnis einer dritten Sekundarschulklasse noch kein Beweis sind, sie würden sich nun durch den Willen von Eltern und Lehrern wie der Spinatsamen säen und Jahr um Jahr ernten lassen.

Wenn so ein Bub den eigenwilligen, harten Kopf eines Küng hat, das Herz aber von der Mutter Barbara, dann geht er eben seinen eigenen Weg, selbst wenn es der ist, den die Masse meidet. Er wusste wohl, dass es undankbar gegen seine Eltern und einstigen Erzieher war, die doch geglaubt hatten, den Buben mit leichter Hand auf ein höheres Podest gehoben zu haben, wo seine heiteren Augen sich zurechtfinden würden. Der verschlossene Vater konnte mit seinem Zweitjüngsten nicht reden, und Mutter Barbara fühlte zu sehr mit dem gleichgearteten Buben, um ihn hart anfassen zu können. Darob ward er ihr Sorgenkind.

## **57 Vater und Sohn.**

Der erste Schmerz, den der kleine Mittelschüler seinem Vater antat, war, dass er ihm erklärte, aus dem Unterricht gelernt zu haben, der Alkohol sei ein Gift, schade dem Körper in seinem Aufbau, sei die Ursache vieler körperlicher und geistiger Übel und sozialer Schäden. Ein trinkender Arbeiter denke nicht und ein denkender Arbeiter trinke nicht. Das habe er nun zur Genüge selber gesehen. Er trinke dieses Gift nicht mehr; um der Arbeiter willen abstiniere er.

Das schlug bei Schang Küng furchtbar ein, so stark dass selbst Mutter Barbara fassungslos war. Vater King fühlte das alles auf sich bezogen, und er hatte das drückende Gefühl, sein naseweiser Zweitjüngster sei ihm lebendiger Vorwurf. Es gab böse Szenen. Mutter Barbara hatte es schwer, jetzt dazwischen zu stehen und abzumahlen. Zwei Köpfe rannten gegen einander, zwei Oberländer «Stitzengrinde», vorn und hinten jäh wie Felsen, hart wie Stein.

Dann folgte der zweite Zusammenstoss zwischen dem Vater und seinem Zweitjüngsten. War der Junge in den ersten zwei Jahren seiner Studienzeit in den Ferien mit Alterskollegen der Mittelschulen herumstolziert und hatte er mit Stöcklein, Studentenmütze und Band recht wichtig getan - schon damit man eher übersehe, dass er um gut einen Kopf kleiner war als seine grössern Altersgenossen in den schmucken Farben – so mied er nun in den obern Klassen die Herrensöhne, die ihn als aufgewecktes Bürschchen in der Sekundarschule gehätschelt hatten. Er suchte den Umgang von Arbeitern, einfachen Menschen und fühlte sich bitter einsam, bis er sie

fand. Er zeichnete und malte die Fabrik zum Felsengrund, als wäre sie seine Wiege und sein Schicksal. Er sah mit furchtbar ernstem Gesicht den Zug der heimkehrenden Arbeiter und Arbeiterinnen zu. Er wartete in den Ferien vor den Toren der Fabriken auf den Zug der vielen Elendsgestalten krummbeiniger alter Selfactorspinner, die beim Einstossen der Spinnstühle mit den Knien x- oder o-beinig geworden; er sah die schmalbrüstigen, gebückten Frauen; er hörte ihr Hüsteln; er erschauerte ob verstümmelten Händen, von Karden zerrissen oder abgehackt; er las in den Gesichtern dieser Arbeiter und Arbeiterinnen. Das ganze Dutzend dieser täglichen Züge leichenblasser Menschen erzählte ihm immer wieder dieselbe Geschichte: die Leidensgeschichte der Textilarbeiter. Wie liesse sich diesen Menschen seines eigenen Blutes helfen? – Hier empfand er eine Pflicht und einen unwiderstehlichen Zug des Herzens.

Statt Bücher zu lesen, die sein Schulwissen erweitert und die mageren Zeugnissen verbessert hätten, las er sozialistische Schriften. Und wo in der Welt Arbeiter gegen ihre Unterdrückung sich wehrten, wusste er Bescheid - besser als in seinen Hausaufgaben.

Es ging mit dem einst so heiteren Buben mit der spät eingetretenen Geschlechtsreife eine ganz auffällige und eigenartige Veränderung vor sich. Vordem war er aller Welt lustiger, singender, jodelnder, springender Künzli und auch Pfarrer Leus wohlgeleitener kleiner «Hanepö» gewesen. Bei schönen Weihnachtsfeiern, Schulfesten, an Vereinsaufführungen, Unterhaltungen und andern Anlässen hatte er als froher, ungenierter, unkomplizierter Junge, als junger Solist oder gewandter Mitspieler mitmachen müssen. Man hatte sich so recht freuen können an diesem aufgeweckten Arbeiterbub. Allmählich aber litt er an seiner Kleinheit, bekam den Komplex des Kurzgewachsenen, fühlte sich zu gering, verschupft, kam sich selbst als einer der Elenden im grossen Zug von Fabrikern vor. Er litt an seiner fremden Umgebung, mied sie, zog sich trotzig auf sich selbst, seine Leiden, in die Erinnerung an seine vergötterte Mutter und seine Familie, seine Klasse zurück.

Das wollte Vater Küng nicht in den Kopf. Da stand nun dem ersten seiner Buben, kraft seiner Mittelschulbildung der Weg offen, der ihm, dem Schlosser Küng versperrt ward, als er vom Meistertum wehen Herzens Abschied nehmen musste. Der Bub hätte sich nur in die neue Lage einzufügen brauchen, sich ernsthaft mit seinem künftigen Berufe vertraut machen müssen, und ihm hätten die Türen ins bürgerliche Leben offen gestanden. Statt aber dem gütigen Geschick und dem Vater dankbar zu sein, lief er sozialistischen Versammlungen nach, wollte er Herman Greulich, Pfarrer Pflüger hören, Bebel kennen lernen, sass er beim «roten Schuhmacher» Heinrich Krauer, diesem weltverlorenen Vielleser und Allerweltskritiker — so schalt Vater Küng.

Wie kam nur gerade dieser Bub auf den Weg, den er, Schang, als sein Vater, selber verlassen hatte, um als Mensch und Bürger nicht abgestrichen zu sein? Warum

betonte der dumme Bub seine Gesinnung in der Schule so bestimmt, dass jeder Lehrer von ihm wusste, er sei ein Roter? Warum zog es ihn dorthin, wo Arbeiter sich zu stillem Rat, zu lautem Protest, zu offenem Kampf oder zu frohem Fest zusammentaten? Warum musste gerade er hinter der roten Fahne so stolz und mit doch so kummervollem Gesicht herlaufen, als trüge er das erwachte Selbstbewusstsein und auch das Weh der ganzen Klasse in sich? Was ging ihn denn ein Streik von Metallarbeitern in Zürich an! Was brauchte der «junge Schnuderi» nach der Schule nach Zürich zu rennen, als ginge es um seine eigene Familie, wenn dort der Reihe nach die Maurer für den Neunstundentag streikten, die Anschläger, Gipser und Maurer, die Steinhauer und Parkettleger, die Maler und Zimmerleute «ums Verr .... nach neun Stunden auf die faule Haut sich legen» wollten!

Dass der Noldi beim Streik der Arbeiter der Automobilfabrik Arbenz in Albisrieden auch noch mitmachte - das war wohl die Folge der anarchistischen Lehren, die er in Frankreich in sich aufgenommen; aber Noldi war doch schliesslich selber Arbeiter – was hingegen hatte Fritz damit zu tun? Schämen musste sich der Schlosser Küng, dass die Jüngsten so neben die Stränge schlugen.

Jetzt war Friz endlich Staatsangestellter – und wusste nichts besseres zu tun, als von dem abgelegenen Ort seiner Stelle nach Zürich zu rennen, sich mit den streikenden Maurern und Handlangern zu solidarisieren und Gefahr zu laufen, von der fanatisierten Bürgerwehr Boos-Jeghers erkannt und bei der vorgesetzten Behörde denunziert zu werden oder in seinem ungestümen Temperament in der Verteidigung der Arbeitersache mit den anrückenden Dragonern der 17. Schwadron oder Soldaten des Infanterieregiments 22 in Konflikt zu geraten. Auch den Ernst mochte er angesteckt haben, dass der ihm in die Hand versprach, als 66er und Oberländer Arbeiter nicht auf seine Brüder zu schiessen, wenn es doch noch zu Wirren kommen sollte. Es war ein Wunder, dass der junge Welterlöser nicht wieder dabei war, als Am 15. und 18. Juli 1906 ein Handgemenge zwischen Arbeitern und Polizei entstand, am 19. Juli die Polizei samt der Dragonerschwadron blank zog, rücksichtslos in die Menge hineinritt, diese an die Mauern drängte und mit Säbelhieben auf sie einschlug.

Jetzt spielte der fanatische Junge mit seiner Stelle, seiner Zukunft. In aufrichtiger Sorge, in heller Angst um den Weg seines Bubens eilte Vater Schang zu ihm, um ihn abzuhalten vom Schnellauf ins Verderben.

Vater Küng fing recht väterlich und aufrichtig bekümmert an: Mit den Hoffnungen, die er in seinen Bubens gehegt, mit der Liebe, die ihm die Lehrer einst entgegengebracht, ihm, dem ersten Küng, der keine Schwierigkeiten hatte, durch die höheren Schulen zu gehen und aufzusteigen, wohin andere sich sehnten. Von der geschuldeten Dankbarkeit, vom Gram, den er seiner Mutter bereite, sprach er sichtlich bewegt.

Das war ja alles nur zu wahr; aber um nicht kapitulieren zu müssen, fuhr Fritz



sein wirksamstes Geschütz auf:

«Du Vater» – als erster der Buben redete er seinen Vater mit du an; die älteren hatten lange nicht den Mut, mit dem altehrwürdigen, dem Autoritätsbegriff des Vaters so gleichgearteten Ihr zu brechen — «du, Vater», sagte der junge Lätzkopf, der sich mehr und mehr in eine flammende Ekstase hineinredete, «es geht nicht um mich allein und meine Zukunft, es geht um die alle, die unseres Blutes, unserer Leiden und unserer Hoffnung sind.»

«Was unseres Blutes ... Ich bin kein Fabrikler und wollte es nie sein», wandte Vater Küng schroff ein.

Aber Fritz fühlte, es war nur die Abwehr gegen eine alte Liebe zu seinesgleichen am Amboss und an der Werkbank; es ging doch jetzt nicht «bloss» um die Spinnerei- und Webereifabrikarbeiter, es ging um Arbeiter seines Berufes. Hier setzte Fritz an: «Du, Vater, hör doch: Schlosser kämpfen, Schlosser streiken, Arbeiter deiner eigenen Leiden. Du, Vater, kannst du den Arbeiter in dir verleugnen, hast du nicht den grössten Teil deines Lebens gelitten und geschuftet wie irgendeiner von denen, die jetzt dort unten in Zürich kämpfen? Und wenn du dies vergasest und wenn du vergessen willst, was Schweres du durchgemacht, so vergassen wir Kinder nicht, was die Mutter und wir darunter litten ...»

«Wer hat gelitten, wer, unter wem?»

«Wir, unter deinem Leiden und deiner Art...» Da standen sie wider einander auf wie zwei kämpfende Hähne. Aber die Autorität des Vaters versagte. Das war der empfindliche Punkt in seinem Selbstbewusstsein. Er wusste wohl, dass er durch sein Tun an der Mutter schuldig geworden, und er litt darunter im stillen mehr, als die Kinder ahnen konnten. Hier war der Moment, wo er die Fassung zu verlieren drohte, und er entweder wie ein Donner losbrechen würde oder zusammenfiel in Schuld und Schmerz.

Fritz fühlte es und kam in seinem Kummer, er könnte den Vater zu hart gekränkt und alles verdorben haben, als lieber, vernünftiger Bub zu Hilfe:

«Sieh Vater, wir Buben wissen längst, wie es wurde und woran es lag. Du hast eine Vergangenheit gesucht, die dir, wie hunderttausend anderen, unwiederbringlich verloren ging: die berufliche Selbständigkeit. Du bist durch Krisen und durch die Spezialisierung der Arbeit, durch die Maschinen und das Kapital vom Meister zum Arbeiter herabgedrückt worden und hast dich damit nie abfinden können. Du hast den Handwerker in dir herausgekehrt und bist doch lange immer ärmer geworden. Du hast dich gesucht und nicht mehr gefunden. Für den verlorenen Handwerker hast du den selbstbewussten, gehobenen Bürger herausgekehrt, als wäre dein Schicksal nicht das der hunderttausend anderen, das deiner Frau und deiner meisten Kinder. Du bist den Leidensweg von Ettenhausen nach Wald gegangen, bist zum Proleten herabgesunken, du hast die Demütigung auf dich nehmen müssen, neben die Weberinnen, die Ungelernten hinabzusteigen, du hättest die Demütigungen seitens des Meisters

Neudorfer im Pilgersteg auf dich nehmen sollen und hast sie mit einem eingeschlagenen Zahn quitiert – dann bist du an Unterernährung und Überarbeitung zusammengebrochen und hast unsere Mutter in Kampf und Elend lassen müssen; du hast nicht wie Männer gesunder Ernährung deine zwei Dreier ertragen, die zermürbte Natur hat davor kapituliert und dich oft in Nacht und Wahn gestürzt. Die Mutter und wir Kinder haben das Grauen deiner düstern Tage erlitten und waren doch wieder im Himmel, wenn einmal du ein liebes, heiteres Wort für uns hattest.»

Es ging wie der elektrische Strom durch den hageren, ausgemergelten Körper Schang Küngs; er bäumte sich auf und sank wieder in sich zusammen, worauf sein Sohn weherfüllt den Vater aufrichtete:

«Wir kennen den Schuldigen: Die Not, den Mangel, die lange Arbeitszeit. Und da willst du stolz und unbekümmert abseits stehen, wo es gilt, all diese Übel an der Wurzel auszurotten?»

Der Bub schrie es weinend heraus. Der Schmerz um seine Mutter, um seinen armen Vater, das Weh um all das, was auf der Familie lag und auf allen Armen so unsagbar schwer lastet, schüttelte ihn. Soviel Mitleid mit anderen, soviel Schmerz um seine Lieben, soviel Gram um sich selbst hatte sich angehäuft, dass es jetzt wie die Hochflut die Dämme durchbrach. Vater Küng erfasste endlich selbst die Lage seiner ihm doch zutiefst teuren Familie, einer Lage, deren Anerkennung er aus falscher Stärke ausgewichen war. Und jetzt warf sich ein längst unterdrücktes Schuldbewusstsein wie ein Berg auf ihn. Er konnte vor so viel ehrlichem Schmerz seines lieben Buben nicht mehr hart und stolz und unbeteiligt bleiben: Er knickte ein, wie ein Halm im Sturm. - Die Tränen von Bub und Vater flossen in denselben Strom, vereinigten sich in demselben Bett, das Besinnung heisst, das Kraft zur innern Freiheit und zum Frohmut spendet.

Jetzt konnten sie sich ruhig offenbaren. Es ging zunächst um die Mutter und die Anerkennung ihrer Grösse in diesem schweren Lebenskampfe. Es ging um den Dank an sie und die Bitte ums Verzeihen. Die Worte wurden nicht ausgesprochen, aber so viel Glück hatte Fritz nie verspürt, als jetzt, wo alles an seinem Vater stumm und innig Dank und Verzeihung für seine Barbara sagte. Das war keine Bekehrung, das war eine stumme, reuevolle Beichte; das hatte Vater Schang immer drückender auf der Seele gelegen. Und dann ging es um die Anerkennung einer Pflicht und einer Dankbarkeit vorwärts: Innerlich frei genug zu sein, um über alle Enttäuschungen und gegen allen kleinlichen Egoismus hinweg für das Glück der Verkürzten, all der vielen Kleinen, Armen, Verschupften, Verlachten, all der am Aufstieg Verhinderten sich einzusetzen. Das empfand Fritz heute: Sein Vater war ganz im stillen stolz auf ihn, den jungen Lätzkopf und Phantasten. Das gab Fritz das Selbstvertrauen, an dem es ihm so oft gebrach, wieder zurück.

Vater Schang hatte es erkannt und war daran, es auch anzuerkennen: Dieser Bub wollte und konnte nicht als braver, zufriedener Bürger durchs Leben gehen und als

folgsamer Staatsangestellter Karriere machen. Er war von einem Geist getrieben, der sich im Kampf der Wiedertäufer, der Neutäufer, der Maschinenstürmer und anderer Revoluzzer schon so oft geoffenbart hatte und der so viele Oberländer draussen in der Welt Künder einer neuen sozialen Ordnung werden liess. Da war nichts aufzuhalten und nichts abzubiegen.

## **58 Eine böse Krankheit heilt aus.**

Alle sieben jungen Küngen standen nun auf eigenen Füßen; auch der jüngste hatte seine Lehre hinter sich. In seines stolzen Vaters stolzem, ehrbarem Beruf. Der Eltern Blut hatte ausgereicht, dass die Kinder die Gefahren eines entbehnungsreichen Proletarierlebens körperlich überstehen konnten. Wenigstens bis der «Materialnachschieb» funktionierte, die Buben entweder in der Fremde oder dann an der nun reichlicher, vielseitiger und zweckmässiger gewordenen Nahrung vom mütterlichen Tisch das Manko der Kinderjahre nachholen konnten. Wenn auch diese Reserven zu spät anrückten, um die Buben die Lehrzeit mit der nötigen Kraft und Ruhe bestehen zu lassen, so holten sie das nun halt nach. Das Leben ist ja nicht nur eine Nährstätte für den Geist; es hat auch noch eine Reihe von Tankstellen, wo man Treibstoff aufnehmen kann. Das vom Vater geerbte, feurige Temperament der Buben würde freilich robustere Körper nötig gehabt haben; nun mussten sie eben lernen, die Kräfte auf die physisch gegebenen Grenzen einzustellen. Mal geriet es, oft aber nicht. Mutter Barbara hätte den Durchbrennern stilles Vorbild sein können, wenn Söhne mehr auf Mütter achteten, statt die Väter kopieren zu wollen.

Die Jüngsten hatten grössere Mühe, die Kunst der Ökonomie der Kräfte zu üben; ihre Konstitution verriet, dass sie das fünfte, sechste und siebente Kind einer von Entbehrungen, überlanger Arbeit, bitteren Sorgen und allzukurzen Wochenbetten geschwächten Mutter waren und in eine Zeit der grössten Not der Familie hineingeboren worden waren. Wenn auch der Körper manchen Höhengang versagte, so schwebten ihre Gemüter und schlugen ihre Herzen um so höher. Abgebrühte Verstandesmenschen mochten finden, es hätte jeder einen Sporen. Irgendeine ideale Ader schlug in ihnen stärker als bei andern, irgendetwas Sonderliches, von dem sie fanden, das mache das Leben erst wert, gelebt zu werden, bewegte und erregte sie.

Wie doch eine Mutter das herausfühlt und jedes ihrer Prinzchen so apart zu behandeln versteht! Im Garten einer Barbara Küng wachsen nicht lauter herbe Kerbeln, holzige Knöteriche oder rostblättrige Sauerampfer, es muss auch Rechtes darunter sein. Barbara sah, wenn sie die sieben Kinder betrachtete, einen gar bunten Strauss von Eigenheiten, schönen und andern Farbentönen vor sich. Und sie wurde jedem ihrer Kinder gerecht. Das schien ihr – vielleicht schien es auch nur so - ganz ohne Mühe zu gelingen. - Gerade dieses aber musste nun Vater Küng erst noch lernen. Er, der bisher

alles mit derselben Schlosserlehre gemessen und in dieselbe Schablone gepresst: Seinen beträchtlichen Eigenwillen. Es war nicht zu bestreiten, die jähren, harten Stitzengrinde hatten seine Buben von ihm, und er konnte sie ihnen nicht wohl zum Vorwurf machen.

Wenn er es sich recht überlegte, warum er mit Berthold so oft zusammengestossen war, so musste Vater Schang sich eigentlich sagen, dass es um dessen bester Eigenschaft willen war. Sein Zweitältester war von unbeugsamem Charakter und empfand gegen Schmeichelei und Untertänigtun die gleiche Abneigung wie gegen Renommier- und Gefallsucht. Ein Vorbild eines selbstbewussten und doch nicht geltungssüchtigen Proletariers. Im stillen fing es Vater Küng an zu freuen, dass Berthold der Vertrauensmann der Langendorfer Armen wurde. Damit kam Vater Schang auch seinem Zweitjüngsten immer näher. Der wieder war von ganz anderer Art und doch derselbe kompromisslose Sozialist. Nicht aus einem Bedürfnis heraus, dass alle Dinge korrekt geordnet sein müssen, wie bei Berthold – im Gegenteil, den Kopf hatte er voller weltfremder Pläne, voller Illusionen. Die grösste war vielleicht die, dass er glaubte, die Kleinen, Schwachen, Verschupften, Elenden hätten ihn absolut nötig. Aber er glaubte nun einmal daran und sah für sich die unbedingte Pflicht, sich ganz einzusetzen für die uralten und ewig neuen Ideale von Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit. So oft ihm sein Temperament quer lief und er daran strauchelte, richtete er sich wieder auf und fing vorne an, ein Gleiches in voller Hingabe zu tun. Aus dem Arbeiter machte er - Berthold und Vater Küng warnten ihn ernsthaft davor – ein Wesen nach seinen Idealen und seinem Mitempfinden. Und wo er damit etwa plump hereinfiel, hatte er immer wieder dasselbe Erbarmen und dieselbe Entschuldigung für sie: Sie sind das Produkt der unzulänglichen, trüben Verhältnisse.

Ob das wahr sei oder nicht, voll, halb, oder nur zum kleinen Teil gelte, darum gingen die Diskussionen im Alten Rössli, wenn der junge rote Prophet wieder einmal heimkam.

«Frau, wo zum Kuckuck hat der das her?» fragte Vater Küng.

Bäbeli meinte, das sei Oberländer Eigenart. Auch der Noldi sei von dieser Idee besessen, er müsse den Schwächern helfen; diese müssen sich gegenseitig als Gläubige entgegenkommen und in Liebe zueinander sich heben. Auch im Dölfi sei diese Glut der Gläubigen. Selbst wenn die Arbeiterbewegung eine Sekte wäre und die Buben verlacht und verfolgt würden, stünden sie zu ihrer Sache. Von gleicher verbissener Konsequenz in diesen Dingen sei auch Lydia, und Vater Schang werde doch nicht etwa sagen wollen, dass sie nicht von seiner Art sei. - In den Stunden, da Schangs Gemüt unbelastet war, konnte ihm Barbara manches Licht aufstecken, das ihm den Weg zu den Herzen seiner Kinder wies.

Das aber war eines seiner Leiden: Die Einsicht, - dass er sich selber diesen Weg durch sein Tun verschlossen hatte und dass auf diesem scheinbar so wirren Pfad

Mutter Barbara so rasch und so viel sicherer ging. Ihr öffneten sich die Herzen der Kinder so leicht, und er hatte so schwer, sich ihrem Innern zu nähern. Das kam doch auch daher, dass er sich selber verschloss.

Nun aber, da Vater Schang verschiedentlich mit Noldi, seinem Musikkameraden und Sohne, sich hatte aussprechen können, mit Fritz die explosive Auseinandersetzung gehabt hatte, welche die Scheidewand sprengte, tat sich vor den beglückten Buben ein ganz anderes Innere ihres Vaters auf: Die Sehnsucht nach den Kindern, die ewige Sorge um sie. Das war vielen unerklärlich. Aber es gibt eine Erklärung, auf die damals noch kein Bäbeli und kein Bub, kein Meister und kein Freund, kein Pfarrer und kein Arzt kam:

Die medizinische Forschung der letzten dreissig Jahre hat zu dieser Erschliessung des Rätsels Schang Küng den Schlüssel geliefert. Schang Küng war nicht typhuskrank sondern pellagrakrank gewesen. Und nicht das «Tüggemues» und nicht der Johannisbeerliwein allein hatten Vater Küng krank gemacht, nein: die kranken Maiskerne, die einseitige, ungenügende Nahrung, der Mangel an Vitamine B2 und B6. Dazu kam die Alkoholintoleranz, der Umstand, dass dieser Körper auch geringe Alkoholmengen nicht ertrug.

Die hochsömmerliche Hitze, das scharfe Licht der im Zenith stehenden Juli- und Augustsonne, die Weissglut der brennenden Gaskohle, das grelle Licht der abzumeisselnden Schlacke hatten immer dieselbe verheerende Wirkung auf die Nerven des pellagrakranken Schangs ausgeübt. Sie trieben das Gemüt in die Irre. Das waren die Wiederholungen jener verhängnisvollen Szene mit der Krankenschwester im Walder Krankenasyll. Schang Küng hatte einen zu hohen Tribut dafür bezahlt, von heller Sonne, gleissender Kohlenglut und weissprühender Schlacke für wert befunden zu sein, beschienen zu werden. Niemand, kein Fabrikherr, keines der Seinen und kein Meister hatte diese Zusammenhänge geahnt, und selbst die Ärzte standen den tiefen Ursachen der Pellagra ahnungslos gegenüber. Erst die Vitaminforschung hat Licht in dieses Dunkel gebracht.

Was Barbara und die Kinder dreissig Jahre hin durch wegen ihres Vaters in seinen trüben Stunden zu leiden hatten, waren die ins klinische Bild jener schrecklichen Krankheit gehörenden, grösseren und kleineren Gemütsstörungen. Das stechende Auge, die verkrampften Fäuste, die alljährlich wiederkehrenden Flecken auf den Handrücken, am Unterarm und am Hals, die Verdauungsstörungen und die eigenartigen Hautveränderungen sind Teil des üblichen klinischen Bildes der Pellagra, einer komplexen Mangelkrankheit, herrührend vom Fehlen mehrerer Diätfaktoren in der Kost und verschärft durch eine Zufuhr von Giften, in diesem Fall verhältnismässig recht geringer Mengen Alkohol, die doch über die Widerstandskraft eines schon geburtsmässig und durch zu harte Arbeit geschwächten Körpers hinaus gingen.

Vater Schang Küng und seine ganze Familie hatten dieser unheimlichen

Krankheit Pellagra, der Armut also, dem Proletariertdasein schwerste Tribute gezollt, wohl alle Tribute bis auf den: den saubern Namen. Den rein zu halten, war aber unter solchen Umständen auch nicht immer leicht gewesen.

Wie kam es, dass Frau und Buben nun mit dem sechzigjährigen Vater auf einmal über all diese ihm einst so fremden und lastenden Fragen reden konnten?

Auch das lässt sich heute erklären. Als Lydia erst und dann Mutter Barbara selber zu Hause bleiben konnten und den Haushalt mit all der ihnen eigenen Sorgfalt, Liebe und Intelligenz besorgen durften, da wurde schon die Nahrung vielseitiger, kräftiger, zweckmässiger; sie entbehrte nicht mehr der Vitaminen, der notwendigen Stoffe zum Aufbau. Schangs Körper machte eine Regeneration durch, sein Bäbeli rettete ihn durch ihre neuzeitliche Küche vor der Verschärfung der Krankheit und baute ihm derart einen Lebensabend in geistiger Klarheit und zunehmender Ausgeglichenheit des Gemütes.

Nun war es, als wollte Schang all das nachholen, was er wohl fünfundzwanzig Jahre lang entbehrt und versäumt hatte: Jetzt suchte er Frau und Kinder, und er überbot sich in Sorge um jedes einzelne, das etwa seinen Zuspruch, seine Hilfe, seine Liebe, sein Verzeihen nötig hatte. Jetzt brauchte Bäbeli keinen Schutz mehr vor den unberechenbaren Ausbrüchen eines getrübteten Gemütes. Jetzt war Vater Schang nicht mehr eifersüchtig auf die liebevolle Sorge seines Ältesten um seine Mutter; nun konnte dieser, einer grossen Sorge ledig, auch als zweitletzter seinen eigenen Haushalt gründen.

Drei der Buben blieben in nächster Nähe und grüssten überglücklich ob dieser Wandlung im Vaterhaus jeden Tag froher herüber. Berthold nahm nun ohne Beklemmung auf dem Gang zur Schlichterei im Felsengrund, der er treu blieb, den Rank zu seinem Beerenmutterli, das den ganzen Sommer hindurch die besten Beerenplätze wusste, deren Teilhaber aber Bertel immer noch bleiben wollte.

Ernst guckte, bevor er seine tägliche Pflicht als Obermeister der Spinnerei am Millionenbach antrat, zum «Töner-Becke-Bäbeli» in die Küche, warf ihm einen Scherz zu, um von der Sonne zurückzugeben, die sie ihm ins Herz gesenkt. «Gohst hüt go Holz frävle? Gäll chläderischt dann nüd z'höch ufe - und las mer de Forster Guyer grüeze; er hät mi doch mängmol müese gseh vertrüne!» Ja, noch ging Barbara Küng, wie einst ihre Buben, vom Frühjahr bis zum Herbst Tannen schinden, Föhren- und Tannenzapfen auflesen, mächtige Wellen Fallholz sammeln; zu den Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Holdern und Brombeeren kamen jetzt noch aller Art Esspilze und Gewürzkräuter. Und Bäbeli, das einst so blasse Fabrikmütterchen, hatte eine frischbraune, gegerbte, gesunde Gesichtshaut voller Runzeln, Spuren vieler, gottlob verflossener Sorgen.

Anderthalb Dutzend Enkelkinder vergötterten das Groseli und rannten dem immer noch breit und etwas synkopisch daherschreitenden Grossvater Schang freudig-

zutraulich entgegen. Sie durften ihn an der Hand führen. Dieses Glück war keines seiner eigenen Kinder seit den kranken Monaten Schang Küngs mehr teilhaftig geworden.

## 59 «Zum Dräck us!»

Kein Bauschuldenhaufen und kein Schärli unerzogener Kinder verdeckte mehr die Sicht ins erträglichere Leben. Die Familie Küng war über dem Graben. Wenn es auch keine übermenschliche Leistung war, so erfüllte diese doch alle mit freudigem Stolz.

Was Leid und Entbehrung, Schmerz und Demütigung gewesen, stand jetzt im Glanze des gemeinsamen Sieges über die widrigen Umstände und über sich selbst.

Wenn die jungen Küngen zurückdachten, was alles neben der Schule bewältigt werden musste, so durften sie wohl stolz darauf sein.

Die Jüngsten hatten es schon viel leichter gehabt, und doch war's eine Leistung: In den Frühjahrsferien mit den Fabrikern von zu Hause weg in den Wald zum Tannenschinden bis zum Sonnenuntergang; im Säckli zum Brot für jeden einen «Serbila», einen «Landjäger» und eine Flasche sauren Most - das hiess tun, als ob man gross und stark wäre. Bei Regen und Schneetreiben die nassen, harzigen Schälmesser führen müssen, mit blossen Armen die harte Rinde tragen und die Tannen kehren, das riss die Haut blutig und ertrug keine Wehleidigkeit. Wie oft entgingen sie beim Rollen mächtiger Stämme über schwache Sparren schwersten Gefahren. Wenn aber nach Fabrikschluss Vater und ältere Brüder mit dem grossen Fabrikhandwagen angefahren kamen und ein schweres Fuder Rinde geladen werden konnte, fühlten sie sich dann durch die wortlose Anerkennung ihrer Leistung durch den Vater schon reichlich belohnt. Da mochte das Fuder in den schlammigen Waldwegen stecken bleiben oder umzufallen drohen, die grossen stemmten sich in die Speichen der Räder, die Kleinen krochen unter den Wagen und Hans rief, wie nur ein Oberländer gellen kann: «Zum Dräck us, ho-hoppl»

Harte Arbeit waren die Widerstände, an denen massloser Wut ein Halt gesetzt wurde. - Da war die Grenze, welche die Selbstbeherrschung zu ziehen hatte.

Es war ja kein Leichtes, aus einem dichtbestandenen Tannenwald die dünnen Äste herunterzubrechen, mit nackten, zerschundenen Armen und Füßen den Baum zu erklettern und Kranz um Kranz herunterzureissen. Und auszuharren, wenn Splitter ins Gesicht flogen und die Hände surrten, als ginge der elektrische Strom hindurch, - stillzuhalten, wenn beissende Schuppen zwischen Hemd und Haut in die Augen fielen, - sich herauszuwinden, wenn unten der Hosenboden, rückwärts die Hosenschnüre oder seitwärts vielleicht noch der Ärmelwulst im Gewirr der Äste hängen blieben. Hier konnte nur noch Grossmutter und Vaters oft betonter Rebidaz helfen. Da mochte wohl einen Knaben ohnmächtige Wut ob solcher Gefangenschaft und Tortur in dieser «hölzernen

Jungfrau» anfallen – da konnte die Fassung verloren gehen und ein erbärmliches Geplärr und Gefluce losbrechen. Doch was half das! Die Situation konnte nur in fester, mutiger Selbstbeherrschung überwunden werden. Die Muskeln gespannt, mit einer einzigen Hand an einem Aste zwischen Spiessen, Ästen, Himmel und Erde hangend, arbeitete sich der Junge heraus. Dann wurden am Boden die Aste erbarmungslos gebrochen, mit den Knien wütend zusammengepresst, gebunden, gedrosselt und zu Hause dem Vater als «böse Chätzer» gebändigt vor die Füsse gelegt.

Das «zum Dräck» us bedeutete auch: Für den Nachbarn Bauer im Sommer mit der Sonne auf, beim Gras zetteln, Heu wenden, mädeln, aufladen sich schier die Ärmchen ausreissen, mit blossen Füssen auf den harten Stoppeln herumrennen, auf der Bühne das staubige Heu unter die Querbalken stampfen und spät nachts, schweissgebadet, die Poren voller Dreck und Heusamen, übermüdet und vom Most beduselt ins Bett — zu müde, um schlafen zu können. Das bedeutete wieder im Sommer und Herbst neben der Schule mit nackten Waden und schlechten Schuhen oder gar barfuss auf Tannennadeln und in Brombeerdornen Beeren suchen, hiess in den Herbstferien mit schlotternden Gliedern im kalten Gras der Viehweide stehen, dass ein warmer Kuhfladen als Wohltat für die frostbeuligen Füsse empfunden wurde. Das hiess mit halberfrorenen Fingern eisigkalte Lucerne für die grosse, eigene Kaninchenzucht verstoehlen abreissen, hiess auf einem Umkreis von anderthalb Stunden bei Regen und Pflüder Strassenmist für den Garten sammeln.

Den Garten besorgen helfen und daneben beim Nachbar ein Knechtlein ersetzen in Stall, Scheune und Feld und am Sonntag den Kellerburschen – das zählte zu den Ferienfreuden bei den jungen Künge.

Denn gross sein durfte man dabei, ganz gross: Wie ein richtiger Bauer die schwere Milchtanse in den lotterigen Riemen in die Sennhütte balancieren; wenn die wellenwerfende Milch solch einen Gernegross auch schier überstellte und die Last ihm fast die Achseln vom Halse riss. Er durfte in der Sennhütte die Tanse neben die des grössten Bauern auf den Laden stellen, die Arme wichtig über die Brust schlagen und zeigen, wie die Mäuse der Oberarme gewachsen waren. Wenn es einen auch schier in den Boden zog oder von der Trottenleiter riss - der doppelzentnerige Obstsack musste in die Obstmühle geleert, die volle Mosttanse in den eigenen Keller nach Hause getragen werden. Das war wieder der alte, vom Grossvater Hansheiri geerbte Grundsatz: Sich keiner Männerarbeit versagen und wenn das letzte Bisschen Kraft hergegeben werden musste, Knie und Rücken schlotterten und vielleicht selbst nur noch so eine derbe Fluchreihe ureigener Oberländer Art oder lautes Zähneknirschen vor dem Zusammensacken retten konnten.

Doch neben all dem gab's auch fast jeden Tag noch so viel Jugendromantik. Auf dem Schindplatz wurden nach dem Vorbild der Lederstrumpfgeschichten mit Tomahawk und Pfeil und Bogen siegreiche Kämpfe mit diebischen Bleichgesichtern



ausgefochten; dann wurde im Wigwam aus Tannenästen und Rinde die Friedenspfeife mit ihnen geraucht. Den stolzen Kopfputz des Roten Adlers holte man sich selbst in den Krähen- und Bussardnestern auf den dicken Tannen. Gab's zu Hause keine «Stierenaugen», so stahl man hier oben aus den Vogelnestern dichter Tannenwirtel die Eier.

Die Märchenromantik erlebte in den dunkeln Kleintannenbeständen ihre Auferstehung; dort her holte man sich die langen, grauen Bärte und klebte sie mit Tannenharz so fest, dass zu Hause dann die Haut fast mitging beim Entfernen. Wer oft allein bei Wind und Schnee und Hagelwetter im düstern Wald sein musste, und wer beim Niederrollen der schweren Baumstämme über dünne Sparren und Lager dem Tode sein junges Leben ablaufen musste, der kannte die Furcht nur, um mit ihr übermütige Zwiesprache zu halten. Da gab es auch Bubenschlachten um den Besitz der Schind- und Beerenplätze oder um die nationale Ehre des Oberdorfes, die von den Herrenbuben des Kirchdorfes geschmäht ward. In Nachbars Heustock hatten Katzenmütter ihre langen Laufgänge, und da hindurchzukriechen bis vor die Phosphoraugen des erschreckten Tieres und dann über Balken und Bretter zu balancieren, oder in der Gerberei bis hoch unters Dach des Zigerlischopfes ein Brett voll Lohzigerli über die Lattenwand zu tragen - das alles hatte seine besonderen Reize, weil man romantischen Gefahren trotzen lernte. Ja, dieses «zum Dräck us», beinhaltete doch so viel Bubenfreude, dass einem die Jungen von heute, die keinen eigenen Kaninchenstall, keinen grossen Garten, keine Knechtleinstelle, keinen Heustock und kein Bauernschätzchen, keinen Beerenplatz und keine Waldlichtung zum Tannen schinden, keine Heugabel und keine eigene Mistbänne haben, doch recht leid tun können.

Wo liegt die goldene Mitte zwischen der leidvollen Kinderfron von Anno dazumal und der Beschäftigungslosigkeit, aber auch der an Romantik so armen Jugend unserer Zeit? Es ist dem wachen Gewissen jeder Epoche überbunden, ihrer Jugend das zu geben, was sie nötig hat, um körperlich, seelisch und geistig zu gedeihen; es bleibt ihr aber auch die Pflicht, ihr das zu versagen, was sie zu anspruchsvoll, überheblich macht und verweichlichen lässt. Wir dürften an einer notwendigen Wende angelangt sein, wo es ohne Fabrikfron und Ausbeutung gilt, aus der alten Zeit herüberzuretten, was jugendschön und auch dannzumal vernünftig war.

Am Hüttenfeuer eines Schindplatzes der Jugendzeit kann man sich im hohen Alter noch in der Phantasie wärmen.

Wenn die Küngen, alle nun den Bubenschuhen entwachsen, zusammenkamen und von ihrer Jugend voller Stolz erzählten, wenn jeder seinen billigen Papierkragen mit einem gestärkten Leinenkragen mit Sprungbrettli vertauscht hatte, so wollte das nun wieder nicht heissen, dass sie auf dem Sprung in die «bessere Gesellschaft»

gestanden hätten. Sie vergassen nicht, woher sie kamen und vergassen auch nicht, mit wieviel Leid und Demütigung diese Zeit verbunden war. So blieben sie gerne und aus Überzeugung im Rahmen ihrer Herkunft, für ihr Herz das «juste milieu», die ihnen lieb und leid gewordene Umgebung von Arbeitern.

Wenn der eine von ihnen an einer Degradation besonders litt, so deswegen, weil er «Staatskrüppel» war, wie übrigens auch drei seiner Brüder. Das konnte er nicht verwinden und erklären. Die Lohn-, Wohn- und Arbeitszeitstatistiken der Oberländer Textilfabriken jedoch hätten die Begründung geben können, wenn nicht Fabrikanten und sogar Arbeiter die natürlichste Deutung weit von sich gewiesen hätten: Das frühere Heimarbeiterelend, die hohen Geburtenzahlen schwacher Mütter, die staubige Fabrikluft, die ungenügenden Arbeits- und Lohnverhältnisse und wohl auch gewisse Sitten, waren alle zusammen kein fruchtbarer Boden für ein besonders gesundes Geschlecht. Die Rekrutenaushebungsstatistik hat ergeben, dass zum Beispiel 1924 von 780 stellungspflichtigen Oberländer Burschen nur 403 tauglich waren. War es ein Wunder, dass von sechs Künge vier als wurmstichig oder zu «pring» befunden wurden, und dass die Künge stark unter dem Mittel des Aushebungsergebnisses blieben, obschon sie doch von gesundem Stamm waren?

Seither haben Aufklärung, Technik, Schutzgesetze, die Macht der Arbeiterorganisation und guter Wille verständiger Unternehmer vieles nachgeholt, was versäumt wurde.

Aber diese Aufgabe ist geblieben: Dass die Arbeiter selbst auch sich anstrengen, ihre geistigen, moralischen und körperlichen Werte zu heben.

Innerhalb der Arbeiterbewegung suchen viele Junge und Alte Erfüllung dieser Pflicht. Das «Zum Dräck us!» ist ein Bild, welches der Oberländer für mancherlei gebraucht. Es kann kaum besser angewendet werden, als so: Sich selber aufzuschwingen zu einem höheren Menschentum und einem tiefer verstandenen Menschenbewusstsein.

Viele taten es, weil sie erkannten, wie wenig die führenden Gesellschaftsschichten der Heimat Verständnis hatten für die Sehnsucht der wertvollsten unter den Arbeitern zu neuer Menschwerdung. Das ist keine blosse Frage des öftern Hemdenwechsels, wie jener Walder Fabrikant einst im Lokalblatt Herman Greulich entgegenhielt. Herr G. riet ihm, sich besser zu kleiden und nicht nach der Tradition seiner Väter, welche die Gewohnheit hatten, sich jeweils zu Pfingsten das Hemd umzuwenden. Dieser, von dem streitbaren Walder Fabrikanten im Jahr 1871 als «Mineur unter den Arbeitern», als «hergelaufenes Subjekt», als «Lumpaci vagabundus» bezeichnete Herman Greulich hat es noch erlebt, dass die Oberländer Arbeiter auch selbst um ihre bessere innere Kleidung sich zu sorgen und zu wehren begannen.

## 60 Ein festlicher Oberländer Hochzeits abend.

Auch der jüngste der Kungen war nicht willens, länger mehr ledig zu bleiben; dass Name und Sippe nicht aussterbe, fühle er Verpflichtungen.

Das hatten auch die meisten seiner Brüder nach Oberländer, nach Fabrikarbeiter und nach Kungen Art recht früh empfunden. Die Eltern seien mit dem guten Beispiel vorangegangen und nicht ledig versauert, meinten sie.

Die Klappwand, welche die geräumige alte Gaststube im Alten Rössli von der Nebenstube schied, ging hoch. Das deutete auf das übliche grosse Familienfest.

Wenn je ein Kung mit dem Hochzeitsmaien im Rockumschlag heimkehrte, fühlten sich an den kommenden Dingen drei Sippen und die ganze Nachbarschaft beteiligt.

Wie sehr all das Schwere, der Kummer und die Sorgen, die Angst und der Schrecken eine Lebensgemeinschaft zu binden vermögen, das empfanden die neun Kungen jedesmal, wenn sie wieder vollzählig zu einem Hochzeitsabend zusammenkamen und auf ihren holperigen Lebensweg zurückschauten. Das Schöne und Frohe wird doch erst im engen, festen Rahmen des Leides recht gewertet.

Wieder schaltete draussen in der Küche Mutter Barbara; sie konnte ihren Schwiegertöchtern vorweg neue Beweise ihrer auch im Alter noch weiterentwickelten Kochkunst erbringen. Barbara blieb ohnehin lieber draussen und möglichst still und allein, denn sie hatte schwer, das Trennungsweg zu verwerchen. Es ist für eine Mutter nicht leicht, ihre Sorgen um die eigenen Kinder andern zu überlassen.

Drinne repräsentierte Schang, wie immer, noch gern. Er sprach sonst auch in froher Gesellschaft nicht viel; aber bei solchen Anlässen war schon in seinen kranken Tagen aus der vergitterten Seele ausgebrochen, was dort an Vaterliebe eingesperrt geblieben war. Da er nun dieser Fesseln ledig war, musste es doppelt schön werden.

In der Nebenstube rückten vier junge Kungen um den alten Wiener Flügel herum. Der hatte früher in der Schulstube gestanden, den Gesangsvereinen, der Schule und dem Lehrer Jakob gute Dienste geleistet; an diesem strapazierfähigen Instrument hatten sich unter des Lehrers Führung Kungsche Kunsttalente entfaltet. Das Instrument hielt trotz seines Alters noch die Stimmung, hatte vollen Klang und ward von Fritz und Noldi mit Eifer und noch mehr Stolz betätigt.

Wenn in einem Theater das Durcheinander der zu stimmenden Instrumente erklingt, kann kaum freudigeres, festlicheres Hochgefühl empfunden werden, als das, welches jetzt die grosse Hochzeitsgesellschaft umfing. Das Parterrepublikum hob die Nase und roch Sensation; in der Ehrenloge sass auf dem alten, fast zu weichen Sofa das strahlende Brautpaar; in den Proszeniumslogen, auf Ofenbank und Ofendecke, machte sich die junge vierte Generation Kungen breit; aus den höhern Rängen, den

Fenstern ihrer Häuser, streckten die Nachbarn, hochinteressiert, die Köpfe, und im Götterhimmel, auf der Strasse über den Stubenfenstern im Alten Rössli, stand das intellektuelle, begeisterungsfähige Proletariat, die Schuljugend der Nachbarschaft. Hans gab sein feinstes harmonisches Empfinden her, um die drei Geigen recht zu stimmen; doch Vater Schang hatte immer noch präzisere Begriffe von g-d-a-e als sein Sohn, und wenn er schliesslich doch genau auf Hansens Ausgangsstimmung zurückkam. Ans Cello setzte sich jetzt der stolze Bräutigam und versenkte seinen runden Bohlikopf mit dem kühnen Nasenschwung in das Instrument, derweil Fritz den Saitenstimmern Bescheid auf den Tasten des Flügels gab und Noldi seine gewandte, feine Zunge an einer Reihe auserlesener Mundharmonikas wetzte.

Nun hob Vater Küng den Bogen, die Buben den Kopf, Vater Schang klopfte mit dem Absatz und riss mit dem Bogen los. Immer noch wie ein Junger, so dass Hans Mühe hatte, mit der zweiten Stimme zu folgen und Fritz kaum den Takt innezuhalten vermochte. Es steckte so etwas Eigenartiges im Spiel des alten Geigers, etwas wie Zigeunerblut - weiss Gott von welcher Invasion im Oberland. Ein Stück nach dem andern gab er zu und die Begeisterung wuchs. Es war einfach, als ob nicht gespielt sei, wenn Vater Küng nicht den Bogen zog; selbst jetzt, da die Finger steifer, der Bogenstrich härter geworden.

Schangs Auge sprühte Funken – es war, wie wenn der letzte Rest der Zwiespältigkeit der Seele dieses lange so schwer Geplagten verbrennen müsste. Es war auch, als erzählte die Geige ein packend Drama. Alle verstanden, die je einen Blick in das frühere Seelenleben Schangs, in diesen Abgrund von verschütteten Empfindungen, getan. Das griff jedem ans Herz, und die Buben mussten sich abwenden, um nicht der schmerzvollen Erinnerung an Jammer und Sehnsucht einer kranken Vaterseele zu erliegen.

Noldi hielt diesen Ton – er war echt und brauchte vor niemandem verborgen zu werden. Mit weicher Zunge und zartem Hauch blies der Maulörgeler die Wehmutslieder der Küngen. Mutter Barbara draussen verstand den Ruf ihres Mannes und ihres Sohnes. Nun erschien die Ersehnte unter der Türe, die Augen weit geöffnet, Freud und Weh wechselten auf Stirne und Mund. Ein eigenartiges Mienenspiel: Die Seele schreitet auf schmalen Pfad zwischen Weinen und Lachen.

Ganz still in einer Ecke sass Berthold, der nicht musizierte und Not litt, dass er sich jetzt nicht auch ausdrücken konnte wie die andern. Es war ein kritischer Moment -- für Hans besonders. Unnötig kräftig rief er, wie um sich selber zu helfen: «Du, Bäbeli, Muetter, sing eis!»

Die Augen der Hochzeitsgesellschaft flogen von Barbara zu Schang und hin und her. Ruhig, fein lächelnd, trat sie zum Flügel. Ehrfurchtsvoll standen Kinder und Kindeskindern um sie herum. Es wurde still, ganz still im wunderumwobenen Raum. Ein Rätsel für die Fernstehenden - das Wunder und der Zauber einer stillen, starken

Mutterseele.

Dölfi baute Barbara auf dem Cello mit dem ganzen Ernst seiner musikalischen Empfindung die Unterlage zum Liede vor, Noldi liess feine Tonlichtlein auf der Mundharmonika schimmern, Hans setzte zum Liedthema an und Fritz gab den vollen Akkord des Flügels zur Intonation. Barbara faltete die gichtigen Hände unter der atemschöpfenden Brust - so sammelte sie sich zum Gesang: Wie andere zum Gebet. Ihre Seele spielte um Auge, Nasenflügel und Mund, die Falten auf der Stirne unterstrichen, gleich dynamischen Zeichen, die Töne, die nun dieser Brust entquollen. Es war immer noch Barbara, die sang, wenn auch der alte Glanz und Schmelz der tiefen, vollen Stimme gelitten hatte. Es sang eine Mutter von ihrem Leid, von ihrer Freude, von Liebe und von Abweisung, von Sehnsucht und Erfüllung. Und dann wieder von der lieben Heimat.

Feierlich, wie an einem grossen Konzert, wurde sie begleitet, und der Dank war atemlose Ruhe.

Wieder schwankte die Stimmung; auch die Zuhörer wandelten den schmalen Pfad empfindsamer Herzen, den Pfad, den Tränen der Freude und Tränen des Wehs benetzten. – Barbara wendete das Blatt eindeutig zugunsten des Frohmuten, des heitern Sinnes ihrer Jugendjahre. Sie sang, wieder das Zeichen, jetzt zwar mit steifen Fingern gebend, ein bezwingendes Lachgrübchen in den Wangen, Hans Georg Nägelis und Johann Pestaluzzens herrlich Lied:

*«Wer singt nicht gern, wenn Männerkraft sich auf zum Liede schwingt;  
Und Rundgesang voll Harmonie den hohen Saal durchdringt?  
Singend sich erheben,  
Im Gesang entschweben,  
Öffnet alle Herzen,  
Lindert alle Schmerzen,  
Singen stärkt das Leben.»*

Ja, Singen stärkt das Leben. - Wer konnte das überzeugender vom eigenen Dasein sagen und singen, als eben die Gattin, die Mutter, die Weberin Barbara?

Was wäre ihr Leben ohne den erlösenden beglückenden Gesang gewesen. Zusammenbrechen, verdorren hätte sie müssen; verräbelt wären ihre Kinder, wenn sie nicht hätten singen und musizieren können, zugrundegehen hätten sie müssen an der Dürsterkeit des kranken Vaters. Und nun war «alles, alles schon wieder gut»... Hell und feierlich zugleich klang es in die Nacht. -

Jetzt aber kam die Stunde Ernsts – also Chnolebeis. Denn die Stimmung musste nochmals gekehrt werden, waren doch all die Leute da auch zur «Helsete» mit ihren Gaben für das Brautpaar gekommen. Vor Ernst türmten sich die Reichtümer, und wie Gott Bacchus sass er, breit und heiter da. Keck und nett trat sein sauberer Frohsinn in die Gesellschaft. Er öffnete die Pakete, machte mit heller Stimme seine Spässe über

die schönen und nützlichen Sachen und erteilte dem Brautpaar heitere Lehren über deren Verwendung, verschenkte Komplimente «fein oder grob», grad wie es einer ertrug. Knall auf Knall erschütterten Lachsalven die niedere Stube.

Den dritten Teil bestritt der Männerchor der Künigen, und da konnte nun Berthold mit weichem Tenor sein Inneres blosslegen. Lydia stand nicht länger zurück und sang mit ihrem vollen Alt, wenn Mutter Barbara jetzt zum gemischten Chor überleitete. Nun erklangen die trauten Heimwehlieder --- denn wenn der Schweizer sich so recht glücklich zu fühlen beginnt, singt er vom Scheiden und Sterben.

Das war nun aber gar nicht nach Dölfis, des jungen Bräutigams Geschmack; sein Blut geriet in Wallung. Die Geige her! Mit weit aufgerissenen Augen, zitternden Nasenflügeln steht er da, der kleine Körper verwächst mit dem Instrument, und ein Feuer entwickelt der Jüngste im Spiel, ein Feuer - gerade wie sein Vater. Also, Geiger Schang hat seinen Nachfolger nach Temperament und Art gefunden. - Erst jetzt geht es so recht los. Vater und Sohn wetteifern; einer treibt den andern an, und ein fast unerschöpfliches Repertoire von heimischen und fremden Tänzen rollt ab. Viele davon mit Chorgesang und neckischen Versen:

*«Und obe-n-a Uschter goht s'Chelleland a  
Und z'Weztike läbt me na flott,  
Doch z'Sterneberg chlaged si d'Frau und de Ma,  
Si seiged verdammt i der Chrott.*

*Diradi-diradi diradi-ho!»*

Und in frohem Walzertakt ein zweiter Vers von diesem urchigen Brandenbergerschen Liedgedicht:

*«Und chan i nöd zahle, o Chruttsapperment!  
Dänn bringt mer de Weibel es Bott;  
Dann wird mer mis Wärli und alles i'pfändt  
Und euserein stäckt i der Chrott.:*

Dann einer für die steifen Mütter und humpeligen Väter:

*«Polika, Polika, tanz i gern,  
Mit eme schöne Herr vo Bern,  
Mit eme wüeschte tanz i nüd,  
Lieber tanz i de Polka nüd.»*

Nun für die Jungen, Rassigen:

*«Joggeli schlag de Tüfel z'tod.»*

Darauf wieder ein einfacher Schottisch, dass auch die ganz Jungen singend mittanzen konnten:

*«Dert oben-n-uf em Bergli  
Stoht e bruni Heidelidum ---  
Dert oben-n-uf em Bergli  
Stoht e bruni Chue ---  
Dirittumdee, dirittumdee  
Heidelidum, s'hät's niemert gseh!»*

Ihre Eltern necken zu dürfen, war ihnen allen nach den vielen dünnen Jahren des Familienlebens nun Bedürfnis. Das galt dem einstigen jungen Bäretswiler Paar, was jetzt die Kinder zu lüpfiger Tanzmusik schelmisch hinaussangen:

*«Jetzt ha-n-i mis Schätli scho lang nüme gseh -  
Das tuet mer im Herze so grüseli weh.»*

Und weil ganz sicher der junge Schang Küng nicht weniger eifersüchtig gewesen war, als der alte noch, so schmolte man mit entsprechendem Blinzeln:

*«Jesst gah-n-i nüme-n-uf d'Alple-n-ue  
Zu säbem leide Meiteli zue... »*

Vater Schang aber revanchierte sich als alter Ettenhauser gegenüber dem Bäretswiler Bäbeli und dessen Landsleuten also:

*«S'isch schad, s'isch schad,  
S'isch schad für d'Bäretswiler,  
Dass s'händ, dass s'händ  
So schüüli – chlini Müler.»*

Mit festen, vollen Akkorden schlug Fritz kunstgerecht die alte Saitenkommode, und in immer neuen Variationen verzierte er die hübschen Tanzmelodien mit den musikalischen Ranken seiner heiteren Einfälle.

Wenn die Hochzeitsstimmung im Steigen begriffen war, unternahm Schang nochmals eine Attacke auf sein Lieb, und alle stimmten im Chor ein:

*Lueg use, wie's rägnert,  
Lueg use, wie's schneit,  
Lueg use, wie's Bäbeli  
Im Dräck usse-n-ume gheit!*

In unversiegbarem Frohmut wetteiferten mit ebenso gutem Können die Stegreifmusiker Noldi, Dölfi und Hans in diesem frohgemuten, eigenwilligen Lauf durch den Blumengarten der Oberländer Volkslied und Tanzweisen.

Dann startete das Hausorchester zu einem musik-sprachgesanglichen Wettrennen in immer rasanterem Tempo:

*«Z'Strossburg bim Münster  
Händ Eierweggemaitli, Butterweggemaitli  
Z'Strossburg bim Münster  
Händ Eierwegge d'Maitli feil;  
Eierweggemaitli, Butterweggemaitli,  
Butterweggemaitli, Eierweggemaitli  
Z'Strossburg bim Münsster  
Händ Maitli Wegge feil.»*

Dann stiegen Oberländer Spassgedichte, das Sternenberger Lied mit Chorrefrain und so fort. Als die Wogen am höchsten gingen, verlangten die Kinder, dass Vater mit Bäbeli tanze. Lebhaft äugte er ihr zu: Es gab wirklich einiges nachzuholen. Er nahm sie um die Hüften, stampfte mit dem rechten Bein, flog rechts herum; er stampfte mit dem linken Bein, drehte sich mühelos, wie ein Konfirmand, links herum, und Bäbeli lag in seinen Armen wie einst.

War das ein Jubel! – «Vater», machte sich jetzt die Lydia bemerkbar, «Vater, du hausch es meini no ruuch!» Vater Schang verstand, nahm seine Tochter an der Hand, legte beide Arme über den Rücken der Kleinen und tanzte los. Lydia hatte gefunden, es sei ohnehin noch eine alte Rechnung zu begleichen, und Vater Schang zahlte gut — bis Lydia aufgeben musste. Mutter Barbara und die Brüder freuten sich zutiefst, dass auch diese Bilanz nun stimmte.

So ging es weiter, bis die aufgehende Sonne Ruhe bot. Zum Abschied drückte dem alten Küng einer seiner guten Freunde die Hand: «Du, Schang, sind ihr doch e glücklichi Familiel»

Jetzt fehlte wirklich nichts mehr dazu — ein bisschen lang hatte es ja schon gedauert. —

## **61 Johannes und Barbara,**

Vulkanisch und ehrgeizig, wie der junge Evangelist Johannes, so war der junge Johannes Küng gewesen; umstritten sein Charakterbild bei allen, die ihn nicht in seinen drei Lebensstadien gekannt.

Jetzt aber, da ein Leben voll innerer und äusserer Plage ihn geschüttelt, nun, da die liebevolle Fürsorge seiner Barbara seinen Körper erneuert hatte, erwachte in Johannes Küng der Drang zur Busse, zum Gutmachen. Er hoffte, dass ehrliche Sorge um seine Barbara und seine Kinder alles in ihren Augen wieder ausgleiche. - -

Die Ruhe der alten Tage gab ihm auch Kraft zur Sanftmut, zur besseren Einsicht und zur Treue gegen sein Blut. Des Evangelisten Geist wirkte an ihm. Das blieb zwar der ganzen Familie lange versteckt. Aber bei Gelegenheit kam diese Wandlung und die



Hilfe, der er dazu genoss, doch klar zum Ausdruck. Noch litt er hier und da an Zweifeln darüber, ob seine Barbara ihm auch alles verzeihen könne und bereit sei, die letzten Hindernisse zwischen ihnen zu beseitigen. Dazu half ihm sein Sohn und Spielkamerad.

Noldi nämlich sah die Kräfte des Vaters im Alter über Gebühr beansprucht; er verlangte, dass er von der Arbeit aussetze und mit seiner Barbara in die Ferien gehe. Das erste Mal in beider Leben sollten sie gemeinsam länger als bloss einige Nachtstunden ruhen.

Die sozialen Umwälzungen der Nachkriegszeit, die eindrückliche Mahnung des Generalstreiks, der entschiedene Kampf der Arbeiter der Textilbranche, unter Anführung des Schweizerischen Textilarbeiterverbandes, hatten endlich auch dem alten Fabrikschlosser Küng einen Anspruch auf bezahlte Ferien gebracht. Noldi, der dem Herzen seines Vaters immer am nächsten gestanden, half ihm, das letzte Missverständnis zwischen den Eltern zu beseitigen. Dreissig Jahre lang war Schang Sonntag für Sonntag ohne seine Frau ausgegangen — schliesslich machte er ihr zum Vorwurf, dass sie sich damit abgefunden hatte. Sie werde bestimmt nicht mit ihm kommen, sie habe immer ihren eigenen Kopf gehabt und werde Schang allein gehen lassen, wandte Schang in seinem Rückzugsgefecht ein. Derart hatte sich das Bild seiner Barbara in den Jahren geistiger Not entstellt.

Gewiss war Barbara müder und müder geworden; manche Empfindung für ihren Schang war abgestumpft; manche Gefühle für ihren Gatten lagen nach von so vielen trüben Stunden zusammengeballt. Doch die neuen sozialen Verhältnisse erleichterten es, dass die Verkrampfung gelöst wurde. Einmal weg von den Kindern, weg von der Erinnerung an viel traurige Tage! Einmal weg von dieser stummen Anklage, die ihn beim Anblick seiner Kinder überfiel. Einmal längere Zeit allein sein mit seinem Bäbeli!

Noldi hatte dieses Zaubermittel gefunden. Am einsamen Obersee, im Glarner Land, fanden sie sich wieder ganz, der Schang und sein Bäbeli. Die Fortsetzung dieser Reise über Uznach hinaus wurde zur Vollendung jenes Einsseins, zu dem sie sich auf der Hochzeitsfahrt in die beiden Rosenstädte vereint hatten.

Überglücklicher Zeuge dieses letzten Szenenwechsels in einem so dramatischen Familienleben wurde ihr ältester Bub Hans. Er jauchzte, dass das ganze stille Bergtal erstaunte; wie immer in seinem höchsten Glück musste sein Luttun Tränen einer ihn überwältigenden Freude unterdrücken. Was hatte sich dieser treue Sohn Hans um seine Mutter doch all die Jahre hindurch ängstigen müssen! Wie oft hatte er laut aufheulend sich zwischen die beiden Eltern geworfen, wie oft hat er den Blitz auf sich abzulenken versucht, während die tapfere, wackere Barbara wie ein Turm dastand mit ihrem ruhigen Gewissen voll getaner Pflicht und nie versiegter Liebe. Wie oft hatte sie nicht nur die verletzenden Geschosse des väterlichen Zornes auf sich gelenkt, um ihre armen, lieben Kinder zu schützen. Wie oft war sie ihm als Märtyrerin erschienen, von der Schwere ihres Schicksals gleichsam geköpft, wie die heilige Barbara von ihrem

eigenen Vater.

Nun aber war all jenes Unbegreifliche, Schwere vorbei, war es wieder wie einst, droben im Alten Schwert und im Neuhaus, wo Schang ein sorgen der, liebender, gütiger und frohgelaunter Vater gewesen. Vorbei waren die Tage der «Wälewoog» und des Kosthauses zum Felsengrund, vorbei auch die gewittergeladenen, unheilswangeren Sonntagabende! Der Vater blieb wieder Herr seiner Gefühle und Sinne. Man spürte, dass das kein Zufall war, sondern Ergebnis einer kampfreichen Wandlung, eines innern Ringens, das all den Seinen verborgen geblieben. Woher nur kam ihm die Kraft dazu?

Schang schöpfte sie aus mehr als einer Quelle. Die letzte und schlechteste nicht war die Versöhnungsbereitschaft Bäbelis, ihre Gabe, vergessen und verzeihen zu können. Die Kinder selber auch halfen ihm, diese Umkehr sicher zu nehmen; er spürte ihre Sehnsucht nach Zeichen seiner väterlichen Liebe und enttäuschte sie auch nicht mehr.

Ein Drittes, was ihm sicheren Gang auf diesem Linksum gab, das war die Achtung vor dem Werk der Arbeiterbewegung, dem Mut und der Kraft der Überzeugung, mit dem vier seiner Buben zu der neuen Lehre sozialer Freiheit standen.

Es musste und brauchte und durfte nicht mehr zu werden, wie es war, als Schang, trotz allem Sorgen, Arbeiten und Entbehren, vom jungen Schlossermeister immer tiefer und tiefer absteigen musste.

Das sah nun Vater Schang ein. Vor seinem Auge erstanden die erhebenden Tage der demokratischen Regeneration. Die neue Zeit der Arbeiterbewegung klopfte, wie damals die demokratische, an sein Herz und seinen Verstand; dort hatte er sich noch aus seinen gesunden Tagen lichte Erinnerungen an die Grütlianerzeit aufbewahrt. Den falschen Handwerkerstolz warf er ab; er fühlte sich jetzt erst frei, da er unter seinen Kollegen vom Handwerk tapfer und treu zu seinen vier Buben hielt, die mitten im hochgehenden Wellengewoge der Arbeiterbewegung der Kriegs- und Nachkriegszeit standen.

Die Buben hatten diesen Wandel bei ihrem Vater init unsagbarer Freude kommen sehen. Es hatte Anzeichen dafür längst gegeben. Sie wussten, mit wie viel Stolz er von Vater Grimm in Wald, seinem einstigen Meister, redete. Aber das war doch nur der Vorwand, eine andere Freude nicht so offen verraten zu müssen: Dass dessen Sohn Robert im Jahr 1911 als junger Berner Redaktor im Wahlkreis Aussersihl sozialistischer Nationalrat geworden. Der erste Oberländer Sozialist, seines verehrten Meisters Sohn, im Parlament. Ja, wer hätte das gedacht! War nicht ihrer beider Heimatgemeinde, Wald, auf den Kopf gestanden? «Es gäb's kän Grimm und gäb's kän Sigg; es gäb's kän Sigg und gäb's kän Grimm», hatte doch vorher noch Nationalrat Hess vom «Volksblatt am Bachtel» seiner Base, der Weberin Mutter Grimm erklärt. – War das nicht auch eine Korrektur am Schicksal der Kungen, das sie in ihrer beider Heimatgemeinde Wald erlitten hatten? Ward nicht der Sohn seines Meisters auch in

Schang Küngs Namen, im Sinne seines inneren Protestes gegen das in seiner Heimat erlittene Schwere, ins Parlament gewählt?

Und im Namen all jener Zahllosen, jener Namenlosen, jener Vergessenen, die an Proletarierkrankheiten gelitten, all jener, die als Tuberkulöse, Bleichsüchtige, als Verstümmelte, als Krummbeinige, Gebückte, Entkräftete ins Grab gesunken und denen nur noch die Vorstellung einer weitab liegenden, besseren Zeit blieb. Oder selbst das nicht einmal: Die hoffnungslos dahingesunken, arm und elend, mit leeren Händen, als Enterbte an diesem reichen Millionenbach geschuftet. An diesem Goldbach, aus dem durch der Hände Arbeit einiger tausend armer Fabrikarbeiter einige wenige Familien Millionen und aber Millionen gewonnen hatten! Für sie alle, die Alten, die selber noch in zartester Jugend an den Gold spinnenden Maschinen gestanden, und all die Jüngern, die das Erwachen eines menschlicheren Zeitalters miterlebten, ohne selbst viel dazu beizutragen: Für sie alle gab es eine Ehrenrettung erst damit, dass ihre Kinder und Söhne teilnahmen an der sozialen Neugestaltung des Vaterlandes. Für sie alle sprachen, opferten, litten nun auch Vater Küngs Söhne. Schang war ein Oberländer; nun er wieder gesund war, zündete der Funke der neuen Lehre auch in seiner Seele.

Dort oben am Obersee, im Blick auf das Glarner Land, wo einst ein mutiger Anfang mit der Sozialpolitik gemacht worden war, dort oben, in der Stille und Kraft der Alpenwelt, durfte er die ersten Ferien geniessen. Die «tief unter ihm stehenden Textilarbeiter» hatten sie ihm in einem Aufwallen von starkem Willen zur Menschwerdung erkämpft und gesichert.

Dort oben hatte er nun Zeit, über so vieles nachzudenken, was er bislang versäumt hatte:

Woher kam der freie Samstagnachmittag, dessen er sich in seinem aufrichtenden Schaffen im eigenen Haus und im eigenen Garten seit Jahren freuen durfte? Und wie war es gekommen, dass mit einem Schlage nicht mehr elf oder zehn, sondern nur mehr acht Stunden gearbeitet werden musste, die Abende in seinem Heim aber um so länger und köstlicher wurden? Diese schwachen Fabrikler hatten in stürmischer Zustimmung zu den Forderungen der organisierten Arbeiter aller Welt die zweiundfünfzigstündige Arbeitswoche abgelehnt und die Durchführung der Achtundvierzigstundenwoche verlangt. Was war es nur, das sie so wacker und gross machte ?

Schang Küng hatte den Schlüssel zu diesem Neuen: Die Solidarität der Kleinen. An der hatte er bisher immer gezweifelt, wohl weil er sich selbst nicht zu diesen Schwachen, Geringen hatte zählen wollen, sondern auf seinen Menschen eigener Kraft gepocht hatte, mit welchem Schlagwort der liberalen Epoche ein halbes Jahrhundert lang seine andere Stimme übertönt worden war. Diese «Männer eigener Kraft» -- wie wenige gab es, die ein gültiges Los zogen, und wie viele griffen ins Leere! Wer aber als Glücksritter seiner Zeit auf hohem Ross dahertraben konnte, hatte der ein Recht, der

Kleinen zu lachen, die das Glück gemieden?

Spät erst erkannte er endlich, dass er an einem falschen Grossgefühl gelitten. Jetzt lernte er ein neues Grossein: Das Gefühl der Kleinen für gegenseitige Hilfe.

Schang Küng lernte auch ein neues Kleinsein: Die Erkenntnis, dass der Mensch, der so ganz auf sich abstellt, in schwersten Zeiten verlassen ist. Dieser Erkenntnis, am gleichgesinnten Menschen, an der Einigkeit der Armen eine äussere Stütze haben zu müssen, folgt eine weitere: Er wollte sich auch innerlich ausrichten.

In den Jahren, da sich Schang zu sich selber zurückfand und trotzdem zum Herzen Babelis an den Hindernissen der schweren Vergangenheit noch nicht gelangen konnte, hatte er sich einen zuverlässigen Halt gesucht: In den Evangelien. Nie hatte er davon etwas zu verraten; er trug es still mit sich herum, wie ihn die sonntäglichen Predigten tief hinein trafen. Am Obersee öffnete er sein Inneres. Als er mit dem katholischen Gastwirt in eine Auseinandersetzung über Protestantismus, Katholizismus und Bibel geriet, verteidigte er fest und sicher seinen Glauben und «seine» Bibel. Alle schauten sich erstaunt und fragend an. Schang Küng aber ging auf sein Zimmer und holte sich aus seinem Gepäck, wo sie, allen versteckt, gelegen hatte, eine Zwinglibibel, schlug das Evangelium Johannes auf und bewies seinem katholischen Kritiker die Vollständigkeit der protestantischen Bibel. Ungewollt verriet er damit auch seine eigene Bibelfestigkeit. Den Seinen aber offenbarte er damit die innere Not, in der er jahrelang um den rechten Weg gekämpft. Das Bibelwort hatte ihn gewiesen, hatte ihm Mut zur Umkehr gegeben.

## **62 Zwei Lebensabende.**

Das waren zwei Lebensabende so ganz ungleicher Art, der Barbaras und der des Johannes Küng, so sehr verschieden, wie ihre Werk- und Sonntage ein Leben lang gewesen.

Johannes ängstigte sich, er könnte nicht mehr alles nachholen, was er noch in sein Pflichtenbüchlein eintrug. Barbara aber betete still in sich hinein: «Herr, lass es Abend werden»

Johannes drückte noch so viel, da er nun klar zurücksah, und Barbara fühlte sich mehr und mehr zu schwach, all die Sorgen einer neuen Generation von Familiengründern, der fruchtbaren Sippe ihrer sieben Kinder und Schwiegerkinder, mitzutragen.

Kaum, dass sie einige Schritte zu ihrer Walder Freundin tat, um die kleinen und grossen Sorgen der alten Tage auszutauschen. Gern auch ging sie, die einst im Vorurteil eines positiven Protestantismus gegen den Katholizismus aufgewachsene Bärenswilerin, quer über die Strasse in das neue, grosse, etwas unförmige Haus, in dem

ein Heim für junge katholische Arbeiterinnen im Felsengrund eingerichtet war. Die Institution kasernierter Arbeiterinnen gefiel ihr wohl als solche gar nicht; aber das stille Werk der gebildeten, guten und trotz Haube und Schleier sehr aufgeschlossenen Schwester zog Barbara an. Niemand so wie diese Ingenbohler Schwester hatte ihr Ratschläge gegeben, aus dem grossen Garten eine Kraftquelle für die einst unterernährten Künge zu machen und Vaters Körperaufbau durch eine zweckmässige Ernährung zu erneuern. Barbara verdankte der Heimleiterin so manchen guten Wink auch für die Weihung ihres lieben Heims. Es war die Zeit, da viele Vorurteile gegen Andersgläubige fielen; Barbara machte da Ernst, wo es sich für sie als weise Matrone, die mit dem Leben abschliessen durfte, ergab: Die Menschen nicht nach ihrem Kleid, sondern nach ihren Taten zu beurteilen.

Manchmal trat in ihre stille Klause irgendwer, dem dies Haus des Blumenmütterchens besonders auffiel. Kleine und Grosse, Junge und Alte; sie alle, um an diesem stillen Glück hinter Blumen ein Momentchen teilzuhaben, von diesem Blumenduft eine Lunge voll zu erhaschen, und diesen Frieden ein paar Herzschräge lang mitzuerleben. Auf seinen Exkursionen ins Oberland kam Professor Schröter zum Gutentag. Während seine Studenten diesen privaten botanischen Garten studierten, tauschten Barbara und der Gelehrte ihre Kakteenseltenheiten aus. Beide machten daraus kein grosses Wesen; bloss die Nachbarn fanden darin etwas Aussergewöhnliches: Der berühmte Zürcher Professor und Freund der Jugend und die gewesene, simple Fabriklerin Barbara beisammen als Spezialisten!

Barbaras sömmerliche Waldgänge wurden kürzer und kürzer. Etwas spät gab darüber ihr Schang das Kopfen auf; spät auch kam ihm die Einsicht, welche grosse Rolle der Wald in der Stärkung des Gemütes Babelis bedeutete und dass es sie auch nicht entehrte, wenn sie bis in ihre alten Tage mit Beerenkörbli, Holzbündeli oder Körben und Säcken voll Kleinholz schwer beladen knapp vor dem Nachtkochen heimkehrte.

Ihre Beine aber wurden müder und müder. Barbara zog sich auf ihren Garten und seine vielseitigen Werte und Sonderlichkeiten zurück.

Das Haus, das Dach, der Herd, hielten sie gefangen. Aber es war kein Haus der Leiden mehr, das Alte Rössli, in das sich Barbara zurückzog. Dort erlebte sie ihre abendliche Feier- und Weihestunde.

Es war wie im Märchen von Dornröschen: Blumen ohne Zahl, Rosen und Beerenblust, Kakteen seltenster Art, mit wunderbar feinen Blüten, Baumobst blütenschnee und duftendes Holderblust schlossen Mutter Barbara ein. Die stille Verklärtheit eines guten Gewissens lag über ihrem Tun.

Dann wurden ihre Hände schwerer, und Barbara hatte Mühe, jedem ihrer Kinder aus alter Wolle einen Teppich zu vollenden, um ihre warme Mutterliebe mit hineinzustricken. Aber dieses letzte grosse Pensum musste erfüllt sein. Die Folgen des Aufenthaltes auf dem zementenen Küchenboden stellten sich ein: Die Hände wurden

gichtig, das Gemüt aber blieb froh und unbeschwert.

Johannes hatte seinen redlichen Teil an dieser abendlichen Ruhe im einst so bewegten Leben der beiden. So manchen stillen Wunsch, den er seinem Bäbeli von den müder werdenden Augen ablesen konnte, erfüllte er ihr mit seinem feierabendlichen Werk. Wieviel hatten doch seine gehetzte Geschäftigkeit und die wirre Seele seiner Mannesjahre übersehen. Da galt es nachzuholen.

Er wollte auch seinen Kindern mehr hinterlassen, als Haus und Hof und Habe, so schön das alles war und so viel Mühe es ihn auch gekostet hatte: Sie sollten volles Vertrauen zu ihm haben können.

Wie hatten sie sich nach diesem Vater gesehnt, die Kinder Schangs. Sie nahmen die späte Gabe als reichstes Geschenk aus dem Vaterhaus mit dankbarem Herzen entgegen. Sie suchten sich gegenseitig immer wieder, Vater und Kinder, nun, da er sie nicht mehr täglich um sich hatte. Sie fehlten ihm nun, da seine Sorgen nicht mehr an den wohlbehüteten Grenzen des Alten Rössli haltmachten; jetzt, da er mit ihnen über die grossen Nöte und Schicksale von «fremden Arbeitern», die doch seine Nächsten waren, reden wollte; jetzt, da er im Spiegel seines Leidenslebens nicht nur seinen Einzelfall, sondern Proletarierschicksale, Massenschicksale sah.

Vierzig Jahre lang hatte ihm der bärtige Trommler Herman Greulich in die Ohren gewirbelt: Arbeiter, Schlosser, Bürger Küng, erwachel... Aber erst durch den Frieden mit seinem Bäbeli und seinen Kindern, erst mit der Rückkehr seiner gesunden, natürlichen Gefühle und Sinne schloss er Freundschaft mit seiner Klasse. Doch er verlor sich nicht in Worten, Protesten, Beifallklatschen. Er vergass nicht, zu tun, was es noch in seinem Alter ernst zu machen gab: Um seine Nächsten sich zu sorgen. Er fand sich aus der leeren Weite, in die er einst jeden Sonntag geflohen war und sich dabei verloren hatte, auf sich selbst und seine nächsten, unübertragbaren Pflichten zurück.

Derweil Barbara, selbst müde geworden, ihren Schang sich sorgen liess um seine Kinder und Kindeskinde, zog sie sich jetzt stiller und stiller zu einer letzten Überschau zurück. Ihr jugendliches Lächeln trat wieder in Konkurrenz zu den tiefen Sorgenfalten auf der breiten Stirn und mit den wehmutsvollen Zügen um den gütigen Mund. Ihre Gedanken fabulierten wieder; ihre Frohnatur erlebte ein Leben zurück. Die Sonne ihres goldenen Gemütes strahlte über einem Meer von Leid.

### **63 Ihr Heimgang.**

*Ich gang glych uss oder yhn,  
So stoht der Todt und wartet myn.  
Spruch an einem alten Bäretswiler Bauernhaus.*

Dann traf Barbara Schlag auf Schlag, hinterlistig, erbarmungslos, Jahr um Jahr.

Noldis Zweiter, der Otteli, ihr Liebling, wie sein Groseli ein Sonnenkind, das singend und jodelnd durch die Strassen zog, das, wo es nur ging, zu seiner Grossmutter kam, um ihr die steifen Hände zu streicheln - ihr Otteli, war innert vier Tagen gesund und tot. Ein Schmerz im Knie beim Turnen, ein missachtetes Übel, vier Tage furchtbarer Leiden und die Millionentuberkeln rafften den Buben erbarmungslos hinweg. Tuberkeln beim Grosi, Tuberkeln bei der Mutter, Tuberkeln beim Kind – immer wieder Tuberkeln.

Der Mutter Barbara erlosch eines der letzten, schönsten Lichtlein. Dieses Büblein konnte sie nicht vergessen; sein Wesen war die Gestalt gewordenen lieben Erinnerungen an die eigene Jugend und die ihrer eigenen Kinder gewesen. - Barbara wurde stiller und stiller. Sie wollte und konnte nicht mehr singen, wie sehr auch all ihre Kinder und Enkel sich in Liebe um sie mühten.

Dann rief man sie ans Krankenbett ihres Zweitältesten, um dessen Zurücksetzung sie sich einst so viel Weh gemacht. Eine kleine Eiterpustel im Nasengräßlein, eine rasend schmerzhaftige Vergiftung - grässliche Schreie um Verzeihung im Fieber, vergebliches Mühen des Arztes und seines Bruders und Samariters Noldi. Und wieder lag nach vier grauenvollen Tagen ein kalter, lebloser Körper da. Es würgte Barbara den Schmerz ab, sie konnte nicht weinen über den Tod ihres armen, braven, tapfern Berthold.

Barbara trug schwer an dieser Trennung. Vater Johannes wollte ihr tragen helfen. Aber auch seine Kräfte waren aufgezehrt. Das rasche, heisse Essen hatte die Gewebe der Speiseröhre zerstört. Der Krebs warf Schang ins Kranken- und Leidensbett. Er trug die letzte Last mit der Würde und Kraft, die ihm sein starker Wille zur Busse gab. Vor Bäbeli klagte er nicht; er hatte ihm in seinen dunklen Tagen das Leben schon so schwer gemacht. Dem Noldi und dem Hans verriet er das Schwere, so daliegen und verhungern zu müssen. Er sah es klar kommen und bereitete sich standhaft auf das Ende vor.

Barbara wollte nicht verstehen. Warum nun so schnell, du unerbittlicher Tod? Sie hätten sich noch so vieles zu sagen gehabt. Barbara hätte es ihrem Schang noch gerne so oft bestätigt, dass jetzt alles wieder gut sei. Verstand er sie, wenn sie nun vor Schmerz nicht reden konnte?

Schang auch wollte seinem treuen, guten, armen Bäbeli noch so viel anvertrauen, was er in sich hinein versteckt hatte. Und nun brannte ihm diese erbarmungslose Krankheit die Kehle und das Leben aus. So grollte Barbara dem schweren Geschick.

Zu opfern, zu leiden, zu verzeihen – das hatte einen Sinn; das war der Inhalt ihres Lebens an der Seite Schangs gewesen. Jetzt trug man ihr mit dem toten Körper ihres Mannes den Lebenssinn und den Lebensinhalt weg.

Mutter Barbara wurde stumm.

Ihr wackerer Ernst nebenan, der Chnolebei, die menschengewordene Lebensfreude, der Wahrheit gewordene, grosse Lebenserfolg des arbeitsamen, frohgemuten, tüchtigen kleinen Mannes, ihr Ernst selbst hatte Mühe, sein Mütterchen aufzuheitern. Doch ab und zu durchschlug die Kraft seiner obermeisterlichen Selbstsicherheit und seines originellen Frohsinns die Panzer dieses verschlossenen Herzens.

Da fiel der vierte Schlag auf Barbara nieder. Voller Lebenslust und Lebenskraft war Ernst mit seiner Frau an einem schönen Sonntag auf dem Motorvelo ins Rheintal gefahren, um die Verwüstungen sich anzusehen, die ein langer Regen mit schweren Überschwemmungen des Bergstroms angerichtet hatte. Auf der Heimfahrt über eine hochgewölbte Brücke bei Schänis raste ihm in voller Fahrt ein gleichzeitig passierendes Auto entgegen; das Schutzblech des Ungeheuers schlug ihm das eine Bein entzwei und riss ihm vom andern einen Klumpen Fleisch weg. Ernsts Frau wurde durch den Anprall weithin geschleudert, kam aber mit einem beulengeschwärtzten Körper lebend davon. Dem armen, lieben Ernst lief das warme Blut in die Lederhose, und im Spital von Langendorf tat er, bis zuletzt bei klarem Sinn und voll mutiger Ergebung, den letzten Atemzug.

Nichts konnte Barbara mehr trösten. Mit diesem Buben war die urwüchsige Lebenslust des Frohgemutetsten der Künge von ihr gegangen.

So viele Schläge und so rasch aufeinander ertrug ihr weiches Gemüt nicht. Sie kam mit diesem harten Schicksal nicht mehr zurecht. Immer sah sie die vier offenen Gräber vor sich und darüber die Grabnummern: 78 und 78, dann 87 und wieder 87. Welch unheimliches Zahlenspiel. Wirre Gedanken bemächtigten sich ihrer. Ein Schlaganfall warf sie zu Boden, und als man sie aufhob und sie sich langsam erholte, plagte sie die Frage nach dem Sinne ihres Lebens. Sie verlor sich mehr und mehr und litt unter der Liebe, die sie doch so verschwenderisch reich ihren Kindern gegeben zur Gegenleistung in der Schwäche des Alters.

Es litt sie nirgends mehr. Unruhig sass sie vor dem trauten Häuschen Noldis; von der warmen Frühlingssonne und von all der Kindesliebe, mit der sie überschüttet wurde, spürte sie nichts mehr. Die Vision der letzten frohen Jahre, das Hinschweben in die Sonne über all dem Leid der Erde, zog sie weg aus diesem Leben.

Zwei Kindlein der Nachbarschaft hatten das fremde Groseli in ihre unschuldigen Herzlein eingeschlossen. Barbara nahm sie an der Hand und ging ganz heimlich und immer schneller dem See zu. Dort draussen lockte sie der Friede, die ewige Ruhe, das Bild ihrer im Tode vorangegangenen Lieben.

Schreckerfüllt lösten sich die Kleinen von der gichtigen Hand Groseli Barbaras. Ruhig, ohne zurückzuschauen, die Augen sehnsüchtig auf das Bild über dem



Seespiegel gerichtet, schritt sie ins Wasser, weiter und weiter — tiefer und tiefer — bis sie unversehens in die Untiefe sank. — —

Ein harter Peitschenschlag ihres Webstuhls Leben hatte Barbara getroffen, ein letztes, grosses, wirres Nest in ihrem Denken und Sorgen angerichtet, ihr die Sinne geraubt, ihr das Schifflin aus dem Webstuhl geworfen, den Eintragsfaden Lebensfreude abgebrochen. Der Webstuhl stand still, ein unerbittlich Schicksal gebot ihm Halt.

Das Wupp der Feinweberin Barbara aber, ein langes, buntes, sauberes Wupp, ihr Lebenswerk, war feine, gute Arbeit. Die unverhofft erlittenen Peitschenschläge waren gesegnet durch die Müh und das Weh, gesegnet durch das mütterliche Opfer.

Wieder öffnete sich ein dunkles Grab. Es war den Kindern Barbaras, als würde dort unten die Seele der Familie Küng verschüttet. Jetzt ward alles so still und leer in ihnen und um sie. Ihr Turm lag eingestürzt, die Glocke, die sie gerufen, blieb stumm, der Klang war ihr entflohen. Er zitterte aus fünf Küngenherzen im Echo nach; aber es war kein fester, klarer, voller Klang mehr.

Wieder auch erschienen auf diesem fünften Grab die Endziffern acht und sieben. Die Acht, das waren die Lieben, das Glück, das Leben und der Sinn des Mutterdaseins Barbaras gewesen. Sieben hatten zwischen Frohsinn und Angst um ihren Tisch gesessen, zuoberst aber ihre grösste Sorge und Liebe, ihr Schang, die in sich verschlungene, geklemmte, doppelthältige Acht. In der Sieben aber, der liebenden Sorge um ihre Kinder, und in dieser Acht, dem Leiden an ihrem Gatten, hatte sich auch ihr Leben erschöpft und erfüllt.

Barbara starb anders, als ihr Leben erwarten liess. Niemand, der sie gekannt, wollte es verstehen. Es war das tragische Ende eines Lebens voller Optimismus, eines Menschen voller Frohmüt, einer Mutter tapferer Lebensbejahung, einer Gattin stärkster Selbstbehauptung. Es hätte nicht so zu werden brauchen. Doch so schwer kann das Leid sich häufen und das Leben lasten, dass es die Stärksten unter uns seelisch erdrückt. Barbaras Leben und ihr Tod sind eine Mahnung: Es soll nimmer so schwer werden. Die sozialen Umstände und die mit diesen eng verbundenen persönlichen Verhältnisse in der Proletarierfamilie Küng haben diesen Turm Barbara im übergrossen Tragen und Leiden zusammenbrechen lassen.

Wie schön könnte diese dem Leben nachgezeichnete Geschichte der Feinweberin Barbara schliessen, wenn sie ein Roman wäre und der Verfasser ein das harte Leben beschönigendes Ende zurechtlügen würde. Der Tod Barbaras aber ist Teil dieses Proletarierlebens. Barbara, die Vertreterin einer Generation von Leidenden und Erdrückten, hat Proletarierlos auch im Tod getragen. In einer Zeit allerdings, da es schwerer war, Arbeiterin, Gattin und Mutter zu sein, schwerer war, tapferer Mensch zu

bleiben, als wir es heute haben. Die Arbeiterschaft hat im Kampfe die schwersten Lasten von sich gewälzt; Barbara aber kam die Erleichterung zu spät.

Kaum einer oder eine von uns kann klagen, es wäre ja immer noch so schwer wie damals, und unser Los sei immer noch das der Feinweberin Barbara und des Schlossers Schang. Menschen, die an zitternder Hand nicht eine Mutter führt, so wacker, so frohgemut im schwersten Kampf wie Barbara, Menschen, so kompliziert und so hart angepackt wie Schang, mögen wohl für sich eine Entschuldigung haben, zu klagen; wir ändern aber nicht.

Es gilt für alle, die eine Barbara als ihre Mutter zu besitzen das Glück hatten oder noch ihr eigen nennen, die eine Pflicht: Im Starksein es ihr gleichzutun.

Das bisschen Leben nehme keiner zu leicht, um es zu wägen; aber auch keiner erachte es als zu schwer, es meistern zu wollen.

# NACHWORT

Die Lebensgeschichte der Feinweberin Barbara zu schreiben, war nicht allein Dankespflicht gegenüber einer tapferen Frau und Mutter aus dem Volk der leicht vergessenen, sondern bot auch Gelegenheit, den Alten und besonders den Jungen unserer schweren Zeit einiges zu sagen, was ihnen Halt geben kann. Im Hinblick auf den Leidensweg zweier Generationen dieser beiden zürcher-oberländischen Geschlechter dürfte doch in manchem Leser die Erkenntnis wach werden, dass wir heute nicht allzulaut über unsere Sorgen klagen sollten, wenn wir nicht undankbar sein wollen. – Ein 85jähriger Onkel des Verfassers hat aus Barbaras Jugend lebensfrisch zusammengetragen, was den wesentlichen Zügen dieser Gestalt und ihrem Leben diene. Die «Ortsgeschichte von Bäretswil», von Pfarrer J. Studer, und der Anhang von Kurt Spörri gaben die Mittel zur Bestätigung der Zuverlässigkeit des Gedächtnisses dieses alten, jung gebliebenen Bäretswilers und zur Ergänzung seiner Angaben. - Der zweite Teil mit dem Walder Milieu ist zum guten Teil persönliches Erlebnis des Verfassers, der dritte und vierte Teil in noch stärkerem Masse. Das reiche Material, das zur Kontrolle der Erinnerungen und zur Darstellung der rein geschichtlichen Vorkommnisse und Entwicklungen verwendet wurde, hat dem Autor zum Teil Herr Lehrer H. Krebsler in Wald, selbstloser und eifriger Gründer, Mehrer und Betreuer der wertvollen «Walder Chroniksammlung» zur Verfügung gestellt. Ihm und dem Onkel Jakob Egli sei herzlich gedankt für ihre wertvolle Hilfe.

Aus dem Hilfsmaterial, das zur Darstellung in freier Form verwendet wurde, sei angeführt:

Das «Volksblatt vom Bachtel» und «Der Freisinnige» verschiedener Jahrgänge. An Büchern und Schriften: Haegi, Die Entwicklung der zürcher-oberländischen Baumwollindustrie; Dr. Keller, Chelleländer Ard und Bruch; Peterhans-Bianzano, Ins Zürcher Oberland; Hess, Aus vergangenen Zeiten; Spoerry. Die Baumwollindustrie von Wald; Caspar Honegger, ein Lebensbild; Hofmann, D'Umezüg; H. Krebsler, Klausenbräuche; derselbe, Militärische Knabenumzüge; Brandenberger, fünf Gedichtheft; Hüppy, Geschichte des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes; Lukas, Geschichte der Textilarbeiter; Curti, Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert; Heeb, Der Schweizerische Gewerkschaftsbund; Gitermann, Geschichte der Schweiz; Fueter, Die Schweiz seit 1848; Gagliardi, Geschichte der Schweiz, 1848 bis 1926; Guggenbühl, Hundert Jahre Politik im Spiegel der Presse; Reichesberg, Handwörterbuch der Volkswirtschaft; Stauber, Die Fabrikarbeit der schulpflichtigen Kinder; Gridazzi, Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz; Grimm, Geschichte der sozialistischen Ideen in der Schweiz; György, Der Pellagraschutzstoff der Menschen; Nothnagel, Die Pellagra; Victor Babes und V. Sion, Die Pellagra (im Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie); Ciba, Wandtabellen; Gerold Meyer von Knonau,

Der Canton Zürich; Theodor Mügge, Die Schweiz und ihre Zustände, Band I und II. Herman Greulich, Das grüne Hüsli, Und andere mehr. - Wer sodann die knorrige, eigenwillige und bei all dem doch gemütvolle Art der Oberländer und ihre schöne Heimat mit ihren Sitten und Bräuchen näher kennen lernen will, dem seien die vier kürzlich erschienenen Bücher meiner Landsleute empfohlen: Otto Schaufelberger, Menschen am Schnebelhorn; Heinrich Brunner, Kameradschaft Schiltesechs; H. Kägi, «Dä Flarzbueb»; Dr. Keller, Der Amigs uf em Fyrobigbänkli. H. Krebsler redigiert eine jährlich viermal erscheinende Beilage des «Volksblatt am Bachtel»; «Von euserer Walder Heimet».

Wo im Buche Decknamen für Menschen und Ortschaften verwendet wurden, geschah es aus Rücksicht auf noch Lebende.

# ANMERKUNGEN

1 Bundesrat Hauser hat später von dieser Fahrt als junger Turner nach Glarus noch gerne erzählt und versichert, dass er als Turner Bundesrat geworden sei. Stolz zeigte er auch im Freundeskreise die silberne Ehrenmedaille der Stadt Glarus für die Helfer in der Not.

2 Die jetzige Kirche von Bäretswil wurde 1826 bis 1827 nach den Plänen des königlich-bayrischen Baumeisters Geissenberg in der Hauptsache im Gemeindewerk erbaut. Handarbeit, Holz- und Steinfuhren wurden im Frondienst und bei ein bis drei Schilling Steuer pro Woche in drei Klassen geleistet. Pfarrer Hans Rudolf Waser war nicht nur Präsident der Baukommission, sondern auch Architekt, Bankier, Schrift-, Bau- und Rechnungsführer. Diese grösste Kirche des Oberlandes ist sein Werk und Denkmal zugleich. Es brauchte viel guten Glauben in die Kirchengläubigkeit der Bevölkerung und die Entwicklung Bäretswils, bei einer Bevölkerungszahl von etwas über 3000 Seelen eine Kirche mit 1600 Sitzplätzen zu bauen. Als Frondienst, Spenden und Wochenschilling nicht ausreichten, wurden - wie damals andernorts auch - die Kirchenörter», die Sitzplätze, den Meistbietenden verkauft. Der Handel mit erblichen Sitzplätzen war zwar nicht sehr protestantisch, zwinglianisch und demokratisch, aber schliesslich das letzte Finanzierungsmittel nach grossen, anderthalb Jahre geleisteten Frondiensten. Dieser Kirchenbau zeugt auch von den grossen Anstrengungen der geistigen Führer der Restaurationszeit, das Volk durch die Kirche und die Schule zu konservativen Anschauungen zurückzuführen. Pfarrer und Dekan Waser hielt in Bäretswil aus, auch als die Regeneration der dreissiger Jahre dem Regime der Stadtaristokraten ein Ende machte. Als beim Maschinensturm von Oberuster hauptsächlich Bäretswiler Weber bestraft wurden, hat er immerhin entsprechend der Grundhaltung der Konservativen, die liberale Regierung sei mitschuldig - für die Opfer dieser Bewegung der Not manch gutes Wort gefunden. Die eingekerkerten Maschinenstürmer wurden dann nach dem Züriluputsch» begnadigt. - Pfarrer Waser amtete volle siebenundfünfzig Jahre in Bäretswil.

3 Reinhold Rüegg wirkte später in der freieren Luft der aufblühenden Stadt an der Eulach als Mitredaktor des «Landboten» und arbeitete sich an der Hand Salomon Bleulers und des bedeutenden Sozialphilosophen Friedrich Albert Lange in die Journalistik ein, 1871 zogen ihn die politischen und sozialen Probleme des Westens mächtig an; er reiste nach Paris, erlebte den heroischen Widerstand der Pariser Arbeiter gegen die deutschen Belagerer und zugleich gegen die Truppen von Versailles im Ansturm gegen die Kommune. In London lernte Reinhold Rüegg den Moses des modernen Sozialismus, Karl Marx, kennen, und er blieb auch als Mitbegründer der «Zürcher Post», dem Blatt der demokratischen Intelligenz, an der Seite des Nichtsozialisten Theodor Curti, einer der wenigen Sozialisten der Demokratischen

Partei. Bis an sein Lebensende blieb er seinen radikalen Ideen einer sozial fortschrittlichen Demokratie treu.

4 Dr. Johann Stössel wurde einer der Exponenten der demokratischen Verfassungsbewegung und der Demokraten. Nach dem Siege dieser Partei wurde er Staatsanwalt und 1875 Regierungsrat. Bis ins hohe Alter hat er im Dienste des Kantons gestanden. Als er sich mit 77 Jahren nochmals in die Regierung portieren liess, regte sich in Parteien und Bürgerschaft der Unwille gegen den einst so beliebten Nationalrat, Ständerat und Regierungsrat. Knapp wurde er 1914 nochmals gewählt; er trat dann 1917 zurück und starb 1919 im Alter von 82 Jahren.

5 «Schlechte Wohnung, Nahrung und Kleidung, Hunger, Entbehrung und Sorgen sind der Nährboden, auf dem eine Epidemie sich entwickeln kann und dann auch gefährlich für die besitzende Klasse wird. Mit Entsetzen wird es dann der besitzenden Klasse urplötzlich klar, an was sie vorher nicht gedacht hatte: Dass es eine gesellschaftliche Solidarität gibt, die sich furchtbar rächt, wenn man sie verletzt. — Es wurde nun freilich hergegeben, und gar mancher arme Teufel hat damals wohl zum ersten Male in seinem Leben guten, roten Wein getrunken und Braten gegessen und vielleicht gar die Cholera gesegnet, die das bewirkte ... Die Erregung sollte sich noch vor Ablauf des Jahres in schöpferischer Weise Luft machen.. » so schrieb Herman Greulich in «Das Grüne Hüsli».

6 1860 musste ein Karder, Spuler oder Zettler vier Stunden arbeiten für zwei Pfund Weissbrot und 1870 ebensolange für ein Pfund Rindfleisch. 1868 kostete ein vierpfündiges Brot 75 Rappen; pro Tag verdiente zum Beispiel der Walder Arbeiter bei zwölf- bis dreizehnstündiger Arbeitszeit 80 Rappen bis 4 Franken, durchschnittlich 2 Franken. Für zweieinhalb Vierpfünder also musste ein Weber oder eine flinke Weberin einen ganzen Tag arbeiten, für ein Paar Schuhe fünf bis sieben Tage, eine Frau für ein Paar «Lederschlappen» vier bis fünf Tage. - Frau Grimm, die Mutter von Herrn Regierungsrat Rob. Grimm, erzählte, dass sie als junge Weberin einmal mit ihrer Kollegin zusammen 5 Franken Zahltag heimtrug. Die Jona hatte nicht genug Wasser in jenem Winter und Warteentschädigung - davon klagt auch Brandenberger - gab es keine.

7 Dr. Ludwig Forrer wurde Schöpfer des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes; sein erster Entwurf, die «Lex Forrer», wurde zwar im Jahr 1900 verworfen, die zweite Vorlage dann aber 1912 angenommen.

8 Der Fernsprecher ist erst 1875 vom Anglo-Amerikaner Graham Bell in Washington erfunden worden. Die ersten Velocipedes, «Schnellfüssler», bot im Oberland der Tössener Fabrikant Ruckstuhl im Sommer 1869 zu 80 bis 150 Franken an, mit der Verpflichtung, dazu selber innert vier Stunden die Kunst zu lehren. 1866 hat der Zürcher H. Schmid eine Strassenlokomotive auf verschiedenen Touren durch das

Unter- und Oberland vorgeführt, die auf Brückenwagen das Fischtal hinunter vierzig Personen mitschleppte.

9 Die Wiedertäufer verwarfen die Kindstaufe als etwas gegen die Vernunft und die Bibel Verstossendes. Sie verlangten, dass der Christ erst im Vollbesitz seines religiösen Bewusstseins getauft werde. Diese religiöse Forderung ihrer Bewegung ist aber nur die eine Seite ihrer Haltung. Die staatsbürgerliche Einstellung der Bärethswiler Täufer zeichnete sich durch einen starken demokratischen und sozialen Zug und durch eine Festigkeit gegenüber den Verfolgungen der unduldsamen Gnädigen Herren und Oberen aus. Kommunistisch-sozialistische Züge wohnten Ihren Ansichten und ihrer Lebensführung inne. Anderthalb Jahrhunderte lang haben die Nachläufer der ertränkten, geköpften, eingekerkerten, ihrer Güter beraubten ersten Täufer, die gegen die Leibeigenschaft, gegen Steuerdruck, für Glaubensfreiheit kämpften, trotz aller Verfolgungen ausgehalten. So der Färber Spörri hinter der Burg Gryffenberg, seine Brüder und Söhne Kleinhans und Heinrich Egli in Kleinbärethswil, der Bärethswiler Schmied Hans Jakob Hess und der Schulmeister Klaus Graf, die jeglichem Druck und jeglicher Verfolgung standhielten.

10 Zogen 1840 bis 1850 erst 4600 Schweizer aus der Heimat, so waren es 1870 bis 1880 28'300, weitaus die meisten Bauern.

11 Der Getreidepreis sank pro Doppelzentner von Fr. 34.50 im Jahr 1871 auf Fr. 15.- im Jahr 1894. Die Bauern wandten sich nunmehr dem Grasbau, der Milchwirtschaft zu.

12 Waren im Jahr 1850 erst 71'570 Ausländer, so im Jahr 1880 schon 211'000 Ausländer in unserem kleinen Lande, wovon fast 100'000 Deutsche.

13 Als im Kriegsjahr 1870 von einem Vatikanischen Konzil die Unfehlbarkeit als Attribut des Papstes erklärt wurde, da wurde von den liberalen Kreisen geantwortet, dass damit «der Kultur der Kampf angesagt» sei. Durch die katholische Kirche selber ging darob der Riss. Die Altkatholiken lösten sich von Rom, Priester traten zur altkatholischen Kirche über, im katholischen Jura wurden neunundsechzig Geistliche ihres Amtes enthoben, Truppen sogar dorthin gesandt; mit zwei Bischöfen kam es zu offenem Konflikt. Als der Papst den Abbé Mersmillod zum Hilfsbischof von Genf ernannte und damit ein seit 1819 aufgehobenes Bistum wieder aufrichtete, erhob der Bund Einspruch, wies Mersmillod aus und als Rom die Volkswahl von Geistlichen als null und nichtig erklärte, wurde der päpstliche Gesandte (Nuntius) kurzerhand ausgewiesen, die Nuntiatur aufgehoben. Der Kulturkampf, von Deutschland hereingetragen, war in vollem Gang. Der Jesuitenartikel wurde erweitert, neue Klöster durften nicht errichtet und aufgehobene Klöster oder Orden nicht wieder hergestellt werden.

14 Es gab 340'149 Ja gegen 198'013 Nein: 147 gegen 712 katholische Kantone; die ehemaligen Sonderbundskantone mit dem Tessin und Appenzell I-Rh. waren bei den

letztern.

15 Guyer-Zeller ist einer der unternehmungslustigsten Finanzmänner geworden, hat durch reichlichen Aktienankauf die Herrschaft über die Nord-Ost-Bahn an sich gerissen und dort nach amerikanischen Beispielen ein persönliches Regiment geführt, welches das Bahnpersonal zum zweitägigen Streik des Jahres 1897 trieb. Dieser Streik hat der Verstaatlichung der Privatbahnen ebenso starken Vorschub geleistet, wie das ganze Verhalten des Nord-Ost-Bahn-Gewaltigen. Guyer-Zeller, der noch härter seinen Eigenwillen durchsetzte als Alfred Escher es getan hatte. -- Guyer-Zeller ist auch der Erbauer der Jungfraubahn.

16 1870 hatten die eidgenössischen Räte den Gotthardvertrag mit Italien und 1871 den mit Deutschland genehmigt, und sofort wurden die Bauarbeiten begonnen. 1874 und 1876 wurden die tessinischen Talstrecken eröffnet, doch erst 1880 der Gotthardtunnel durchschlagen, und die Gotthardlinie wurde endlich -- nach vielen Geldschwierigkeiten, denen der hauptsächlichste Förderer des Baues und Präsident des Gotthardkomitees, der Zürcher Liberale Alfred Escher, erlag - 1882 eröffnet.

17 Gossaus Bevölkerung ging seit 1836 von 3118 auf 2339 Seelen im Jahr 1900 zurück, Grüningen von 1695 Seelen im Jahr 1850 auf 1207 im Jahr 1900.

18 Nach langem und unschönem Kampf darum, ob die Walder Station der Tösstalbahn in den Spittel oder ins Nordholz erstellt werden sollte, hatte die vernünftiger und billiger Lösung durch die Zähigkeit des Komiteepäsidenten, Nationalrat Kellers in Gibswil (des «Bankenvaters») gesiegt, war der Widerstand der Walder gegen die Übernahme einer Zinsengarantie überwunden. Und damit auch allerhand abwegige Bahnbauprojekte, deren Ausführung Wald in ähnliche Schwulitäten hätte bringen müssen, wie Winterthur sie durchmachen musste. Vom Projekt einer Rösslibahn über Dürnten nach Bubikon, einer Bahnverbindung Wald-Effretikon über Pfäffikon oder Wetzikon Uster, bis zum Vorschlag auf den Bau einer Bahn Wald-Uznach oder Toggenburg-Wald war so ziemlich alles mögliche an Bahnbauplänen hitzig diskutiert worden.

19 Der industrielle Bezirk Hinwil hatte das Gesetz mit 4206 Nein gegen nur 1615 Ja, die Hochburg der Textilindustrie, Wald, mit 709 Nein zu 379 Ja verworfen, der Kanton mit 26'504 Ja gegen 26'241 Nein nur knapp angenommen. In Wald hatten selbst die Grütlianer versagt. Als Kantonsrat Rud. Morf nach Wald kam, um in öffentlicher Versammlung über den Zehnstudentag zu reden, zog ihm vom Dorf her seine anonyme Schar mit Tambour und einer Inschrift entgegen: «Zur Arbeit, nicht zum Müssiggang, sind wir, Herr Morf», auf Erden. Als er im «Schweizerhof» vor den Walder Bürgern sprach, brach ein Tumult los, den erst Nationalrat Keller legen konnte. - Kantonsrat Spörri titulierte seinen Ratskollegen Morf als «hergelaufenen Apostel». Von den nahezu fünfhundert Anwesenden stimmten 263 für eine Erklärung, sie seien mit



den zwölf (und mehr) Stunden zufrieden, drei stimmten dagegen, der Rest enthielt sich oder war schon weggegangen. Man kann sich denken warum.

Im Lokalblatt erschien nach dieser Versammlung ein Spottgedicht auf Morf, in dem unter anderem stand:

*Es quoll die Rede wunderbar,  
So wahr, wie sonst noch keine war,  
Solch Blitze mussten zünden!  
Es zündeten die Blitze nicht,  
Man lachte ihm ins Angesicht,  
Das waren arge Sünden.*

*Wie roch die Rede auch nach Speck!  
Herr Morf kam dennoch nicht zum Zweck,  
- Die Mäuse mussten tanzen;  
Ansonsten schmiss der böse Mann  
Sie all in seine grosse Pfann,  
Um sie zu hageschwanzen.*

*- Du Sklavenland, o Wald, o Wald,  
O folg dem Bürger Morf recht bald,  
Dem besten aller Rater!  
Sonst schilt er dich gar greulerich,  
Stellt dich an' Pranger jämmerlich,  
Der beste Demokrater!*

20 Der Branntweinverbrauch stieg 1880 bis 1884 bis auf 270'000 Hektoliter, das ist neun Liter siebenundachtziggrädigen Alkohols pro Kopf. Durch das Alkoholgesetz konnte der Verbrauch von Schnaps dann in der Periode 1933 bis 1938 auf drei Liter pro Kopf reduziert werden.

21 Dieses Gesetz hatte seine heilsame Wirkung; zwar nahm der Alkoholgenuss im nächsten Jahrzehnt noch um zehn Prozent zu, doch ging der Branntweinverbrauch um ca. vierzig Prozent zurück. Allmählich setzte namentlich auch unter der Arbeiterschaft und später dann innerhalb der Bauernsame die Aufklärung über den Alkohol ein, und der Alkoholzehntel, der auf Antrag des Demokraten Dr. Curti ins Gesetz aufgenommen wurde, diente nun ebenso dem grundsätzlichen Kampf gegen den Alkoholaberglauben wie der Bekämpfung der Schäden des Alkoholismus. Die Einfuhr von Trockenbeeren ging 1893 bis 1900 von 11'427 auf 1204 Zentner zurück; dieses «Gesüff» hat von da ab also auch nicht mehr so viel schaden können.

22 Am 25. August 1939 haben die entfesselten Elemente im Tobel eine Korrektur dieser Verirrung im Wohnungsbau vornehmen wollen. Bei einem fürchterlichen

Regenwetter, das gewaltige Wasser- und Schlammfluten das Tal hinuntertrieb, wobei die Jona zum reissenden Strom und die Hänge ringsum zu wilden Rufen wurden, brachen die Wehre und Dämme und selbst die gegen zwei Meter dicke Staumauer des Weihers über der «Wälewoog». Die gewalttätigen Wassermassen ergossen sich erbarmungslos auf die Front der «Wälewoog», rissen die Mauern auf und die Turbinenröhren mit, füllten Keller und Souterrain mit Grien, Schlamm und Wasser; die reissenden Fluten griffen die Strasse an, schwemmten sie weg und mit ihr das Betonbrücklein zu dieser dumpfen Proletarierburg. Die Bewohner des Hauses erschrakten vor dem Erzittern der Mauern und flohen in wilder Hast, mitten im grässlichsten Gewitter. Weiter unten und weiter oben hauste das Unwetter nicht weniger grauenhaft und füllte unter anderem auch die unteren Stockwerke. Millionenschäden wurden durch die vielen Erdschlipfe, die aufgerissenen Töbel, die zertrümmerten Wasserwuhren, die zerstörten Strassen und die Überschwemmungen in den Fabriken und Wohnhäusern angerichtet. Die «Wälewoog» stand noch. Wenn schon, dann schon, sagten die grollenden Elemente und - nachts stürzte von der Nagelfluhwand hinter dem Haus ein mächtiger Fels herunter, die Steine und der Dreck, die hochgeschleudert wurden, schlugen sämtliche Scheiben bachwärts ein - beklegt blieb die «Wälewoog». stehen, als Zeuge manchesterlicher Wohnungsfürsorge, al Museum proletarischen Leidens. Seitdem die Künigs dieses Kosthaus verlassen hatten, gingen fast fünfzig Jahre ins Land; es gab inzwischen eine Sozialpolitik, eine Wohnungsfürsorge - doch die «Wälewoog» wurde davon mässiger berührt, als von den erzürnten Fluten der Jona.

23 So ein anderer Typograph, Jacques Schlumpf, von Wetzikon, erfolgreicher Zentralsekretär des Schweizerischen Typographenbundes als dritter Typ Robert Grimm, der Sohn des Schlossermeisters Im Sagenrain: Dr. Johann Hüppy, gewesener Weber in Wald, später Lehrer, dann Redaktor und Adjunkt Greulichs, der als Weber Immer Bücher las und darum «für nud ganz gschyd» gehalten wurde. Seine «Geschichte des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes» aber zeigt, dass er das Gelesene klar in seinem grossen Schädel ordnete. Die Proletarierkrankheit hat ihn allzufrüh hinweggerafft. Zu den Aus gewanderten gehörten auch Sekundarlehrer Reithaar, Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und Eugen Münch, der rührige bernische Parteisekretär, als junger Mann in der Aare ertrunken; neben manchen andern sind auch Jb. Baumann, Direktor der Industriellen Betriebe und Jb. Peter, Direktor des Finanzwesens der Stadt Zürich, hohe Vertrauensleute der Werk tätigen geworden, sie alle aus Walder Stamm, bis auf die beiden Schlumpf.

24 Der Bachtelturm ist von der Sektion Bachtel des Schweizerischen Alpenklubs erbaut worden, die bei einem gemütlichen Hock im «Hecht» rasch fünfzehnhundert Franken und dann durch eine öffentliche Sammlung siebentausend Franken zusammenbrachte. Der eiserne Turm hatte einen hölzernen Vorgänger gehabt. Anno

1874 ist dieser durch Zimmermann Peter aus Fischenthal erstellt, aber in einer Sturmnacht 1890 weggefegt worden.

25 Die Erinnerungen an das Hungerjahr 1817, die Verdienstnot der ersten Dreissigerjahre und der Hunger im Jahre der Kartoffelkrankheit 1847 lagen den ältern Arbeitern noch in den Knochen, 1817 mussten die Regierung und die Hilfsgesellschaft Zürich auch in Bäretswil mit Romfordtschen Sparsuppen helfen und 140'309 Pfund Mais abgeben. – Der nicht sehr fruchtbare Boden des Zürcherlandes ernährte nur 3/5 der Einwohner; Baumwollspinner und Weber konnten so wenig wie die Seidenweber das ganze Jahr für die Fabrikanten arbeiten; sie bearbeiteten noch kleine Bauerngütchen, die aber mehr und mehr hypothekarisch verschuldet waren. In der Industrie waren damals schon ebensoviele Menschen beschäftigt, wie in der Landwirtschaft. Ein Seidenweber verdiente ums Jahr 1840 herum 150-250 Franken jährlich. 18'000 Seidenarbeiter verdienten zusammen mehr als 30'000 Baumwollenarbeiter; von den letzteren waren 1/3 Kinder im Alter von 10-14 Jahren.

Dem weltbekannten deutschen Reiseschriftsteller Theodor Mügge erzählte in den Vierzigerjahren ein Glarner: «Wenn wir in Glarus nicht Fabriken hätten, so würden wir uns untereinander auffressen; die Glarner müssten eine Mörderbande werden, denn ich wüsste nicht, wie die Menschen hier satt werden sollten», - Die einen trösteten sich mit der noch grössern Not der andern: «Es geht uns noch besser als den Weisszeugmachern in Appenzell und St. Gallen (Toggenburg), denen ein Stück Brot oft auf Monate fehlt, während sie von Kohlblättern und Erdtoffeln leben». Von dieser Ernährung sagt Mügge: «Die Hauptnahrung der Arbeiter besteht aus der Erdtöffel, dem Heiland der Armuth, der sie allein vor Hungertod bewahrt; sie ist aber auch der Fluch der Armuth, denn wäre sie nicht da, würde man bessere und gesündere Speise schaffen müssen, das Brotkorn. Die Erdtoffeln in der Schweiz sind übrigens schlammig und wässerig. Erdtöffel, Suppe, Kraut und ein wenig Kaffee, dabei bleibt es.» - Hätte Mügge 50 Jahre später unsere Kantone bereist und so eingehend die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zustände unseres Landes beschrieben, wie in seinen vier Bänden die ersten Vierzigerjahre, so hätte er als «Heiland der Armen» nicht mehr die Kartoffel, sondern den vitaminärmern Mais, das «Türggemues» als «Heiland und Fluch der Armen» unschwer entdecken können. Und anstelle der vielen Kropf- und Bandwurmbefallenen, hätte er Massen Unterernährter und Tuberkulöser gesehen.

26 So auch Fabrikant Schuler-Jenny in Wetzikon, der Baumwolle vom Typ Sea-Island bis zur englischen Nummer 210 spann. An der Landesausstellung in Bern im Jahre 1914 wurde als feinstes Gespinnst ein solches von Nummer 300, aus der Spinnerei Niedertöss, ausgestellt.